

FVF  
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG  
Jahrbuch 2019

Zwischen Emanzipation  
und Sozialdisziplinierung:  
Pädagogik im Vormärz

AISTHESIS VERLAG

Kuratorium:

Michael Ansel (Wuppertal), Olaf Briese (Berlin), Birgit Bublies-Godau (Dortmund), Norbert Otto Eke (Paderborn), Philipp Erbentraut (Frankfurt a. M.), Jürgen Fohrmann (Bonn), Bernd Füllner (Düsseldorf), Katharina Gather (Paderborn), Katharina Grabbe (Münster), Detlev Kopp (Bielefeld), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Sandra Markewitz (Vechta), Anne-Rose Meyer (Wuppertal), Maria Pormann (Köln), Florian Vaßen (Hannover)

FVF  
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2019  
25. Jahrgang

Zwischen Emanzipation  
und Sozialdisziplinierung:  
Pädagogik im Vormärz

herausgegeben  
von  
Katharina Gather

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: [www.vormaerz.de](http://www.vormaerz.de)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1 mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt. Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

Publiziert von  
Aisthesis Verlag Bielefeld 2022  
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld  
Satz: Germano Wallmann, geisterwort.de

Open Access ISBN 978-3-8498-1660-5  
Print ISBN 978-3-8498-1557-8  
E-Book ISBN 978-3-8498-1558-5  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

# Inhalt

## I. Schwerpunktthema: Pädagogik im Vormärz

*Katharina Gather (Paderborn)*

Vorwort: Zwischen Emanzipation und Sozialdisziplinierung:  
Pädagogik im Vormärz ..... 11

*Sandra Markewitz (Vechta)*

Der Bildungsroman als pädagogische Praxisform.  
Karl Morgensterns Schriften im deutschen Vormärz ..... 19

*Anna Ananieva/Rolf Haaser (Tübingen)*

Öffentlichkeit und Wissensordnung im Vormärz.  
Hermann Köchly und die Revision des Gymnasialwesens  
in Sachsen ..... 37

*Katharina Gather (Paderborn)*

Schule und Idealstaat bei Karl Fröbel.  
Zur politischen Funktion von Erziehung und Bildung im Vormärz ..... 63

*Carsten Müller (Emden)*

Sozialpädagogik, Staat und Gesellschaft.  
Karl Magers Position zum Junghegelianismus (am Beispiel  
der Rheinischen Zeitung) als Anlass zur weiteren Einschätzung  
der frühen Sozialpädagogik ..... 81

*Christian Stöger (Berlin)*

Heinrich Deinhardts Ghostwriting.  
Umfeld, Entstehung und Zuschreibung einer (jung-)hegelianischen  
Pädagogik ..... 101

*Ursula Reitemeyer (Münster)*

Reformation oder Revolution?  
Der Vormärz zwischen Protestantismus und Kommunismus ..... 123

<i>Stephan Schlüter (Münster)</i>	
Der geschundene Leib und die soziale Not der Kinder im Vormärz: Marx' Kategorie der entfremdeten Arbeit und Friedrich Feuerbachs Antwort einer emanzipatorischen Pädagogik des realen Humanismus .....	143

<i>Maria Magnin (Lausanne)</i>	
„Ist sie nicht ein Luxusartikel für den Mann?“ Luxus- und Emanzipationsdiskurse bürgerlicher Schriftstellerinnen im Vor- und Nachmärz .....	171

## II. Weitere Beiträge

Redaktionelle Vorbemerkung zu den folgenden Herwegh-Beiträgen ...	189
---	-----

<i>Ingrid Pepperle (Berlin)</i>	
Zur Geschichte der Herwegh-Ausgabe .....	191

<i>Hendrik Stein (Berlin)</i>	
Was folgt? Zum Abschluss der Herwegh-Gesamtausgabe .....	201

<i>Peter Sprengel (Berlin)</i>	
„Brutus, du wirst zu brutal“. Geist und Macht in Herweghs später Lyrik .....	209

<i>Norbert Otto Eke (Paderborn)</i>	
Habituellem Antiklassizismus. Christian Dietrich Grabbe und die Kritik an Klassik und Romantik im Vormärz .....	231

## III. Rezension

Johannes Brambora: Von Hungerlöhnern, Fabriktyrannen und dem Ideal ihrer Versöhnung. Der Beitrag des populären Romans zur Entstehung eines sozialen Erklärungsmusters ökonomischer Gegensätze der Industrialisierung. 1845-1862 (von <i>Antonia Villinger</i> )	261
--	-----

#### IV. Mitteilungen

Personalia ..... 267

*Birgit Bublies-Godau (Dortmund/Bochum)*

„... um mit Reden und Liedern die deutsche Einheit  
und die Verbrüderung eines freien Europas zu begrüßen.“

Über Pfälzer Küche und Hambacher Rieslingssekt,  
eine erste Massendemonstration der Neuzeit, einen deutschen  
Demokratie-Ort und eine europäische Begegnungsstätte ..... 269

25 Jahre Forum Vormärz Forschung –  
eine kleine Zwischenbilanz (*von Detlev Kopp*) ..... 283

Call for Papers für das FVF-Jahrbuch 2021:  
Vormärz, Nachmärz/Risorgimento, Postrisorgimento:  
Deutsch-italienische Perspektiven ..... 287



I.

Schwerpunktthema:

Pädagogik im Vormärz



Katharina Gather (Paderborn)

## Zwischen Emanzipation und Sozialdisziplinierung: Pädagogik im Vormärz

Beide Theorien, die Pädagogik und die Politik, greifen auf das vollständigste ineinander ein [...]. Die Politik wird nicht ihr Ziel erreichen, wenn nicht die Pädagogik ein integrierender Bestandteil derselben ist [...].

*Schleiermacher, 1826<sup>1</sup>*

Pädagogik und Politik, so Schleiermacher in seinen *Vorlesungen aus dem Jahre 1826*, seien miteinander „koordiniert“.<sup>2</sup> Sei die pädagogische Einwirkung an Politik im Sinne einer Theorie der „richtigen Gestaltung und Anordnung des gemeinsamen Lebens im Staate“<sup>3</sup> orientiert, so basiere umgekehrt auch das staatliche Zusammenleben auf einer ihm entsprechenden Pädagogik. Schleiermacher verdeutlicht in seinen Vorlesungen die Relationalität von Pädagogik. Pädagogik in ihren Theorie- und Handlungsdimensionen steht nicht für sich, sondern in politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Kontexten. Im Blick auf die politische Lage des Deutschen Bundes während des Vormärz liegt für Arnold Ruge darin allerdings ein Kernproblem: „Die freie Staatsform braucht freie Menschen und erst die freie Staatsform bringt mit Sicherheit freie Menschen hervor. Ja, so ist es, dieser Zirkel ist vorhanden.“<sup>4</sup> Für Ruge liegt im Pädagogischen aber zugleich auch ein Potential, den Zirkel zu durchbrechen, indem Erziehung so konzipiert wird, dass von ihr eine politische Wirkung erwartet werden kann, die auf staatlichen Wandel bezogen ist. In seiner Reflexion von Erziehung ist eine Verdichtung von Hoffnungen erkennbar, die in der Wahrnehmung eines Mangels gründen und die auf eine zum Besseren hin zu gestaltende Zukunft bezogen sind.

---

1 Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher. Die Vorlesungen aus dem Jahre 1826 (Nachschriften). In: Ausgewählte pädagogische Schriften. Hg. Ernst Lichtenstein. Paderborn: Schöningh 1983. S. 36-61, S. 42.

2 Ebd.

3 Ebd.

4 Arnold Ruge. Die Religion unserer Zeit. Die wissenschaftliche Ableitung der positiven Religion des Humanismus aus den bisherigen Religionen. In: Werke und Briefe Bd. 8. Hg. Hans-Martin Sass. Aalen: Scienta 1998. S. 127-233, S. 228.

In systematischer Hinsicht liegt darin eine „Strategie“ der Pädagogisierung<sup>5</sup>, ein „educational reflex“<sup>6</sup>: Politische, aber auch gesellschaftliche, religiöse und kulturelle Herausforderungen werden auf das pädagogische Feld transferiert, indem sie als pädagogisch bearbeitbar interpretiert werden.

Mit der Vorstellung von Bildung war im Kern die Hoffnung verbunden, den historischen Prozeß insgesamt nicht mehr wie bisher nur als unbegriffenes Schicksal erleiden zu müssen, sondern ihn verstehen und selbstbestimmt gestalten und dazu die notwendigen Fähigkeiten erwerben zu können.<sup>7</sup>

Pädagogische Reflexionen bewegen sich daher oftmals zwischen Hoffnung und Klage, zwischen Versprechen und Kritik. Ihre Sprache ist zuweilen geprägt von einem Tonfall der Vehemenz und des Pathos, auch auf Kosten von begrifflicher Präzision und theoretischer Verortung.<sup>8</sup>

In der Krisen- und Umbruchzeit des Vormärz wurden pädagogische Fragen entlang der Grenze zwischen politischen, religiösen und sozialen Problemlagen kommuniziert, indem politische, religiöse und gesellschaftliche Herausforderungen pädagogisch interpretiert wurden. Erziehung und Bildung waren Gegenstand in Pamphleten, konzeptionellen Schriften, Briefen und Aufrufen, sie wurden in Zeitschriften verhandelt und waren literarisches Sujet.

In der Verbreitung und Umsetzung oppositioneller pädagogischer Ideen waren Akteurinnen und Akteure Grenzen gesetzt: Grenzen der obrigkeitstaatlichen Zensurbehörden, aber auch Grenzen des staatlichen Bildungswesens, die der Umsetzung alternativer pädagogischer Ideen kaum Raum ließen. Pädagogische Konzeptionen und Praktiken der Opposition waren

---

5 Heinz-Elmar Tenorth. Laute Klage, stiller Sieg. Über die Unaufhaltsamkeit der Pädagogik in der Moderne. In: Erziehungswissenschaft zwischen Modernisierung und Modernitätskrise. 29. Beiheft der Zeitschrift für Erziehungswissenschaft (1992). S. 129-139, S. 135.

6 „The ‚educational reflex‘ indicates the deep confidence in education and schooling to make up for ascertained difficulties or other social institutions and their developments.“ In: Daniel Tröhler. Languages of Education. Protestant Legacies, National Identities, and Global Aspirations. New York and London: Routledge 2011. S. 21.

7 Helmut Peukert. Reflexionen über die Zukunft von Bildung. In: Zeitschrift für Pädagogik 46 (2000). S. 507-524, S. 507.

8 Vgl. Markus Rieger-Ladich. Bildungstheorien zur Einführung. Hamburg: Junius 2019. S. 13.

aufgrund ihrer kritischen Ausrichtung umstritten und daher einerseits klandestin, subversiv und konspirativ, sie zielten andererseits aber auch auf das Auditorium einer bürgerlichen Öffentlichkeit, da sie mit der Hoffnung verbunden waren, Emanzipationsprozesse ihres Klientels zu initiieren. Aus der Sicht der Zensurbehörden bargen sie daher Gefahrenpotential und Sprengkraft, weshalb pädagogische Akteurinnen und Akteure mit Zensurbestimmungen und Vereinsverboten in der Folge der Karlsbader Beschlüsse konfrontiert waren, mit Flucht, Verhaftung und Verfolgung – häufig blieb ihnen nur der Weg in die Emigration. Umgekehrt wurden Erziehung und Bildung auf Seite der restaurativen Mächte auch als Mechanismen des Erhalts der bestehenden gesellschaftlichen und politischen Strukturen und Privilegien profiliert. Auf pädagogischem Feld wurden im Vormärz insgesamt Interessen- und Machtkonflikte zwischen „Emanzipation und Sozialdisziplinierung“ ausgetragen.

Entgegen dieser hier nur angedeuteten Vielschichtigkeit und Komplexität pädagogischen Denkens und Handelns im Vormärz zeigen sich in der Forschungslage jedoch Desiderate.<sup>9</sup> So wurden pädagogische Themen bis dato nur wenig wahrgenommen. Ausgehend von diesem Befund fokussiert der vorliegende Thementeil des Jahrbuchs das Thema *Zwischen Emanzipation und Sozialdisziplinierung. Pädagogik im Vormärz*.

In den folgenden Beiträgen werden pädagogische Handlungs- und Themenfelder aus verschiedenen disziplinären Perspektiven aufgegriffen. Dabei wird es deutlich, dass im pädagogischen Diskurs des Vormärz nicht nur

---

<sup>9</sup> Beispielhaft sei an dieser Stelle auf Darstellungen zur Geschichte der Pädagogik verwiesen. In ihnen nimmt das 19. Jahrhundert zwar einen breiten Raum ein, doch liegen die Schwerpunkte zumeist auf pädagogischen Entwürfen, die im Rahmen der napoleonischen Kriege und der nationalpolitischen Bestrebungen, dem Neuhumanismus und den preußischen Reformen entstanden. Für die Mitte des Jahrhunderts wird zumeist die Stiehl'sche Regulative von 1854 fokussiert, die Vormärzzeit wird häufig lediglich im Blick auf den *Allgemeinen deutschen Lehrerverein* hervorgehoben. Vgl. Theodor Ballauf/Klaus Schaller. Pädagogik. Eine Geschichte der Bildung und Erziehung. Band III. 19./20. Jahrhundert. Freiburg/München: Karl Alber 1973. Herwig Blankertz. Die Geschichte der Pädagogik von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Wetzlar: Büchse der Pandora 1982. Heinrich Jakob Rechtman. Geschichte der Pädagogik. Wandlungen der deutschen Bildung. Zürich: Glock und Lutz 1967. Heinz-Elmar Tenorth. Geschichte der Erziehung. Einführung in die Grundzüge ihrer neuzeitlichen Entwicklung. Weinheim: Beltz Juventa 2000. Hermann Weimer/Juliane Jacobi. Geschichte der Pädagogik. Berlin: de Gruyter 1992.

verschiedene Positionen unter Aufnahme der gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Situation gegeneinander geführt, sondern dass auch verschiedene Modi und Medien der Artikulation genutzt wurden.

Der vormärzliche Diskurs über Erziehung und Bildung ist daher Gegenstand verschiedener Disziplinen und geht über den Interessenbereich der Erziehungswissenschaft deutlich hinaus. Er ist auch ein geschichtswissenschaftliches, literaturwissenschaftliches, kulturwissenschaftliches, philosophisches und theologisches Thema, was sich in den Beiträgen dieses Jahrbuchs niederschlägt.

So untersucht SANDRA MARKEWITZ das literarische Genre *Bildungsroman* als pädagogische Praxisform. Ausgehend von Morgensterns begrifflicher Auseinandersetzung mit dem Genre, in dem das Thema Bildung zweifach aufgegriffen werde – als Sujet in der Darstellung des Bildungsgangs der Figuren sowie als Bildung der Lesenden als lernfähige Rezipienten selbst –, zeigt Markewitz, inwiefern das literarische Genre, immer auch über sich hinausgeht, sich „in die reagierend idealiter sich bildende Leserschaft hinein [...] potenziert“.<sup>10</sup> In diesem Bezug über sich selbst hinaus sei der Bildungsroman Erfahrungsdimension und Möglichkeitsraum bürgerlicher Emanzipation.

ANNA ANANIEVA und ROLF HAASER zeigen in Ihrem Beitrag über den Gymnasialreformer Hermann Köchly, mit welchen Herausforderungen der Einsatz für eine liberale Reform des Gymnasialwesens, das in den 1840er Jahren als überkommen und fragwürdig diskutiert wurde, konfrontiert war. Köchly gründete den demokratisch strukturierten Dresdener Gymnasialverein und damit einen Diskursraum, in dem schulreformerische Pläne kontrovers diskutiert werden konnten und in dem sogar Pläne eines eigenen Mustangymnasiums geschmiedet wurden, die sich wegen des Widerstands der Behörden jedoch nicht umsetzen ließen. In Dresden, das macht der Beitrag deutlich, „verschob sich sichtbar das gesellschaftliche Verständnis des Erziehungswesens von der autokratischen Zuständigkeit des Staates hin zu einer kollektiven Angelegenheit der gebildeten Öffentlichkeit, die sich keineswegs nur aus dem Bildungsbürgertum rekrutierte“.<sup>11</sup>

---

10 Sandra Markewitz. Der Bildungsroman als pädagogische Praxisform. Karl Morgensterns Schriften im deutschen Vormärz. In diesem Band, S. 19-36.

11 Anna Ananieva/Rolf Haaser. Öffentlichkeit und Wissensordnung im Vormärz: Hermann Köchly und die Revision des Gymnasialwesens in Sachsen. In diesem Band. S. 37-62.

Dass die bildungspolitischen Bedingungen im schweizerischen Kanton Zürich etwas freier waren, zeigt der Beitrag von KATHARINA GATHER über den emigrierten Lehrer und Publizisten Karl Fröbel. Unter dem Eindruck des konservativen Züriputsches, den Fröbel auf bildungspolitischem Gebiet erfuhr und in der kritischen Beobachtung der obrigkeitsstaatlichen Restriktionen im Deutschen Bund, entwarf Fröbel eine egalitäre Idealstaatskonzeption, die an die Bildung ihrer Bürger und pädagogische Erfahrungsräume gebunden ist. Anders als Köchly unter den Bedingungen Sachsens konnte Fröbel Aspekte seiner pädagogischen Ideen in einer privaten Primar- und Sekundarschule in Zürich zunächst umsetzen, bis auch er in der Schweiz mit Sanktionen konfrontiert war, die ihn bewogen, das Projekt aufzugeben.

CARSTEN MÜLLER untersucht in seinem Beitrag die Position des liberalen Pädagogen Karl Mager zum Junghegelianismus. Im Zentrum seines Beitrages stehen zwei in der Forschung wenig beachtete Briefe von Karl Mager an den Mitherausgeber der Rheinischen Zeitung, Dagobert Oppenheim, die Müller zu der Klärung der Frage nach Magers Position zum Junghegelianismus heranzieht. Deutlich wird, dass sich Magers skeptische Haltung gegenüber hegelianischen staatsorientierten Positionen vor allem in seinem Plädoyer für das Prinzip der Selbstverwaltung niederschlägt, mit dem er die Hoffnung auf einen evolutionären Weg der politischen Veränderung „von unten“ verbindet und das mit einer ihm entsprechenden Pädagogik verbunden ist, die auf die Befähigung zur aktiven Teilhabe an gesellschaftlichen Gestaltungsprozessen zielt.

Die besonderen Herausforderungen einer „vertrackten Quellenlage“<sup>12</sup> für das historiographische Arbeiten über die Vormärzzeit veranschaulicht CHRISTIAN STÖGER in seinem Beitrag über Heinrich Deinhardts Ghostwriting. Der Oppositionelle Deinhardt hatte für Emil Anhalt und auch für Jan Daniel Georgens, den Gründer der Heilpflege- und Erziehungsanstalt Levana, pädagogische Schriften verfasst. In seinem Beitrag fokussiert Stöger vormärzliche Schriften Deinhardts, die er unter dem Eindruck von Hausdurchsuchung, Untersuchungshaft und Verhinderung seines Universitätsabschlusses durch die preußischen Behörden verfasste, die er zur Veröffentlichung an Anhalt weiterreichte und die sich demokratietheoretisch rekonstruieren lassen. So trat Deinhardt unter anderem für eine Volksschule

---

12 Christian Stöger. Heinrich Deinhardts Ghostwriting. Umfeld, Entstehung und Zuschreibung einer (jung-)hegelianischen Pädagogik. In diesem Band, S. 101-121.

als Einheitsschule und als ein standesübergreifender „Begegnungsort“<sup>13</sup> ein sowie für Autonomie und Lehrfreiheit an der Universität. Dass die Schriften Deinhardts in der pädagogischen Historiographie lange unentdeckt blieben, führt Stöger auf eine selektive Praxis der Ideengeschichte zurück.

URSULA REITEMEYER zeigt in ihrem Beitrag, inwiefern demokratisches und kommunistisches Denken im Vormärz im Humanitätsanspruch eines weltzugewandten Protestantismus wurzeln, der es zwar aus der Perspektive von Marx zur „wahren Stellung der Aufgabe“<sup>14</sup>, jedoch nicht zu praktischen Lösungen gebracht habe. Vor diesem Hintergrund untersucht und diskutiert Reitemeyer die angestrebte kommunistische Neuordnung von Staat und Gesellschaft als Bildungsinitiative, die in der „Tradition des (neu-)humanistischen Verständnisses des Protestantismus“<sup>15</sup> steht.

STEPHAN SCHLÜTER stellt die praxisphilosophisch ausgerichtete *Pädagogik der Zukunft* Friedrich Feuerbachs dar, dessen Schriften – im Gegensatz zu der Philosophie und Religionskritik seines bekannteren älteren Bruders Ludwig Feuerbach – bis dato wenig wahrgenommen wurden. Der von Marx kritisierten Entfremdung als „Verlust seiner selbst“<sup>16</sup> in der Folge der kapitalistischen Warenproduktion besonders durch Kinderarbeit stellt Schlüter Friedrich Feuerbachs pädagogische Konzeption entgegen, die „erzieherisches Handlungswissen auf seine nicht affirmative Grundform und damit auf eine dem Edukanden zugestandene weltoffene Bildsamkeit bzw. Selbstbestimmungsmöglichkeit“<sup>17</sup> verpflichtet.

MARIA MAGNIN zeigt anhand ausgewählter Textbeispiele vor allem von Fanny Lewald, Louise Otto-Peters und Hedwig Dohm, inwiefern diese Autorinnen geschlechtsstereotype Rollenmuster und -erwartungen, die auf die Verbindung von Weiblichkeit und Luxus bezogen waren, verarbeiten.

---

13 Ebd., S. 119.

14 Karl Marx. Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie: Einleitung. MEW, Bd. 1. Berlin: Dietz 1976. S. 386. Zitiert nach: Ursula Reitemeyer. Reformation oder Revolution? Der Vormärz zwischen Protestantismus und Kommunismus. In diesem Band, S. 123.

15 Ebd.

16 Karl Marx. Ökonomisch-philosophische Manuskripte [1844]. MEW, Bd. 40. Berlin: Dietz 2010. S. 514. Zitiert nach: Stephan Schlüter. Der geschundene Leib und die soziale Not der Kinder im Vormärz: Marx' Kategorie der entfremdeten Arbeit und Friedrich Feuerbachs Antwort einer emanzipatorischen Pädagogik des realen Humanismus. In diesem Band, S. 149.

17 Ebd., S. 162.

Magnin veranschaulicht, inwiefern die Autorinnen die Konnotation des Luxuriösen als genuin weiblich zurückweisen, indem sie diese als Resultat von Erziehung und Sozialisation beschreiben. Darin wird deutlich, dass die Autorinnen „mit der Beschreibung ihrer eigenen Erziehung [...] Widersprüche im bürgerlichen Frauenbild offenkundig“<sup>18</sup> machen.

Die vorliegenden Beiträge zum Themenschwerpunkt des Jahrbuchs zeigen aus der Perspektive verschiedener Disziplinen und Forschungsschwerpunkte die Verflochtenheit pädagogischer, politischer, religiöser und gesellschaftlicher Fragen. Für die Auseinandersetzung mit dem Thema *Zwischen Emanzipation und Sozialdisziplinierung: Pädagogik im Vormärz* liefern sie wichtige Einblicke und Anknüpfungspunkte. Sie zeigen, wie lohnenswert die Untersuchung pädagogischer Themenfelder des Vormärz ist.

---

18 Maria Magnin. „Ist sie nicht ein Luxusartikel für den Mann?“ Luxus- und Emanzipationsdiskurse bürgerlicher Schriftstellerinnen im Vor- und Nachmärz. In diesem Band, S. 173.



Sandra Markewitz (Vechta)

## Der Bildungsroman als pädagogische Praxisform

Karl Morgensterns Schriften im deutschen Vormärz

Praxisformen sind, anders als ihre theoretischen Geschwister, auf Anwendung zu prüfen. Nicht auf jene verkürzte Weise, die von jedem wissenschaftlichen Punkt ideologisch den Anwendungsnachweis fordert. Vielmehr ist diese Anwendung eine, die besagt, wie der Begriff des Lernens ins Werk gesetzt wird, wenn eine Semantisierungsform gegriffen hat und ihre Folgen, Gewohnheiten, Anforderungen selbstverständlich geworden sind. Karl Morgenstern (1770-1852) hat dabei den Diskurs, an dem er teilnimmt, nicht initiiert, nicht geprägt, er ist ein Seitenautor, dessen Werke heute schwerlich selbstverständlich zu bekommen sind, jemand, nach dem man – with purpose and intention – suchen muss. Gleichwohl hat er eine Nuance zum Diskurs der Bildung beigetragen, die einen spezifisch modernen Aspekt aufgreift und präfiguriert: den anthropologischen Punkt, wie zu zeigen sein wird in spezifischer Beleuchtung. Vor allem ist sein Beitrag zunächst begrifflich, der Ausdruck „Bildungsroman“ stammt von ihm:

Bildungsroman wird er heißen dürfen, erstens und vorzüglich wegen seines Stoffs, weil er des Helden Bildung in ihrem Anfang und Fortgang bis zu einer gewissen Stufe der Vollendung darstellt; zweytens aber auch, weil er gerade durch diese Darstellung des Lesers Bildung, in weiterm Umfange als jede andere Art des Romans, fördert. An sich gefallende, schöne und unterhaltende Darstellung der Bildungsgeschichte eines ausgezeichnete Bildungsfähigen wird sein objectiver, im Kunstwerke überall sich aussprechender Zweck [...] seyn; ursprünglich und zunächst also, wie bey jedem wahrhaft schönen Kunstwerk, nichts Didaktisches.<sup>1</sup>

Die Absage an die didaktische Seite der künstlerischen Hervorbringung, so auch des Romans, ist ernst zu nehmen. Sie verweist auf Anschlussfähigkeit des Morgenstern'schen Gedankens an eine spätere Zeit, die das Ästhetikum erkennt und es nicht unter den Bildungsaspekt subsumiert. Der objektive

---

1 Karl Morgenstern, Ueber das Wesen des Bildungsromans, Vortrag, gehalten den 12. Dezember 1819 (1920), S. 13.

Zweck des Bildungsromans, die sich in ihm aussprechende vorzügliche Bildungsgeschichte, weist also von Beginn an, von Prägung des Terminus Bildungsroman an, auf etwas Anderes und Weiteres. Dies ist umso interessanter, als Morgensterns Definition des Bildungsromans in der Forschung in aller Sachlichkeit als etwas rezipiert wurde, das auf Standardauffassungen der Zeit, nicht das Ganz Andere rekuriert:

[...] it is surprising that the term *Bildungsroman* was used only infrequently until the late nineteenth century, when it was, so to speak, put on the map by Dilthey. This might lead one to conclude that the term [...] only acquires resonance *after* the great line of eighteenth- and nineteenth-century Bildungsromane. But I do not believe this is so. The term may not have gained currency until late, but [...] many of the implications of the genre are commonplaces within nineteenth-century novel theory in Germany.<sup>2</sup>

Morgenstern schrieb im Anschluss an Friedrich von Blanckenburgs *Versuch über den Roman* (1774); seine Wortschöpfung war nicht so originell, wie es auf den ersten Blick schien. Gleichwohl kann sein Definitionsversuch als verdichtendes Element gesehen werden, das in einem beginnenden Diskurs um Bildung, Bildsamkeit, Selbstentwurf und Genre stabilisierend wirkte. Exemplarisch zeigt die Geschichte des Begriffs *Bildungsroman*, wie ein Wort über mehrere Anläufe mit unterschiedlichen Akzentuierungen langsam den Weg in die lebendige Ausformung einer Sprache nimmt. Inhaltlich ist an der Definition auffällig, dass „des Helden Bildung“ bis zu einer „gewissen Stufe der Vollendung“ dargestellt werde, d. h. Vollständigkeit wird nicht verlangt, der Held ist, wie das Genre, in dem er sich ausspricht, im Werden. Dies ist einer der *commonplaces*, die Swales schon 1978 erwähnte. Gleichzeitig steht und fällt mit der Definition ein Bildungsideal. Den Gedanken des Werdens des Helden zu verstehen, heißt, von älteren Formen der Heldendarstellung ebenso Abschied zu nehmen wie von der Idee der Vollständigkeit überhaupt, die die Beherrschbarkeit der Wissensinhalte suggeriert. Geisteswissenschaftliche Forschung suchte jedoch immer auch das Nicht-Ausgedeutete, das Angedachte und Angerissene, den Versuch, manchmal die Präntention auf eine Form zu verstehen. Die Genese des Begriffs „Bildungsroman“ zeigt in diesem Sinne eine Notwendigkeit, ein Desiderat des Diskurses auf Begriffsebene: Der neue Held nach dem Muster von Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre*

2 Martin Swales, *The German Bildungsroman from Wieland to Hesse*, Princeton 1978, p. 13.

(1795/96) ist eingebettet in eine umfassendere, heterogen verfasste Tradition und Fortführung des Genres, von Johann Gottlieb Schummels *Empfindsame Reisen durch Deutschland* (1771/72), Adolph Freiherr Knigges *Geschichte Peter Clausens* (1783/85), Johann Carl Wezels *Herrmann und Ulrike* (1780), Christoph Martin Wielands *Geschichte des Agathon* (1766/67, 1773, 1794), Karl Philipp Moritz' *Anton Reiser* (1785/90) sowie, nach der Goethe-Zäsur des paradigmatischen Werkes, Jean Pauls *Titan* (1800/03), Novalis' *Heinrich von Ofterdingen* (1802), Joseph von Eichendorffs *Abnung und Gegenwart* (1815), E. T. A. Hoffmanns *Lebens-Ansichten des Kater Murr* (1819/21), Mörikes *Maler Nolten* (1832), Karl Immermanns *Die Epigonen* (1836), Gottfried Kellers *Der grüne Heinrich* (1854/56, 1879/80), Stifters *Nachsommer* (1857) bis hin zu Raabes *Der Hungerpastor* (1864) und *Stopfkuchen* (1891) u. a.<sup>3</sup> Im 20. Jahrhundert reichen die Entwicklungslinien von Thomas Mann über Musil bis zu Grass; indes ist zu sehen, dass sich im Fortschreiten der Entwicklung der Leitbegriff Bildungsroman verändert, anreichert, aber auch Aspekte in den Hintergrund treten, die den Ausdruck vormals bestimmten. Der Heldenbegriff wandelt sich mit seinen Verkörperungen; Goethes musterbildende Zäsur gab aber auch eine Aufgabe für das 19. Jahrhundert, die lange nachwirkte: Bildung zu denken als Vervollkommnung des grundsätzlich als perfektibel zu begreifenden Menschen. Die Bildbarkeit des Menschen steht nun aber gerade auf dem Prüfstand der Entwicklung der Semantik des Lernens nach Goethe; es ist eine Idee, an die Aufklärung gewöhnte, gewöhnen wollte, angesichts der Wesens-Auffassungen der Dinge und Sachverhalte, deren Unveränderlichkeit, antikisch-aristotelisch, ihr bedeutungsgebender Faktor lange gewesen war. Mit der Definition des Terminus „Bildungsroman“ ist ein Schritt in die Moderne getan, die Modernität der Zeichenverwendung, die hier deutlich werden konnte, da das Subjekt des Zeichengebrauchs sich als eines auswies, das Lernen musste und konnte, das angesichts eines Wissensreservoirs agierte, zu dem es selber beitrug. Auf der Wortebene scheinen Definitionen jene Disziplinierungen zu sein, die den Gebrauch der Begriffe ermöglichen und vergleichbar machen. Schon Wittgenstein jedoch erinnerte an die unscharfen Ränder der Begriffe, die jeden Bildungsgang kontingent begleiten und konstituieren.<sup>4</sup> Bei Morgenstern fördert die Darstellung des Bildungs-

3 Vgl. Rolf Selbmann, *Der deutsche Bildungsroman*, 2. Auflage, Stuttgart/Weimar 1994.

4 Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, Werkausgabe, Band 1, Frankfurt a. M. 1984, PU 71, S. 280: „Man kann sagen, der Begriff ‚Spiel‘ ist ein Begriff mit verschwommenen Rändern. – ‚Aber ist ein verschwommener Begriff

ganges des Helden die Bildung des Lesers. Damit ist in der Definition eine Spannung zwischen zwei Momenten enthalten: Der Konzession der mangelnden, aber eben nicht fehlenden Vollständigkeit der Darstellung des Helden und der Zugabe des Zweckes, dass die Darstellung der Bildung des Helden den Leser bilde, wobei der Zweck des Kunstwerks letztlich nicht didaktisch sei. Wie ist dies zu gewichten? Melitta Gerhard, die den deutschen Entwicklungsroman bis zur mittelalterlichen Epik zurückverfolgt, dem „Hervortreten in Wolframs Parzival-Epos“<sup>5</sup>, betont den „inneren Werdegang“<sup>6</sup>, der aber nicht gleichzusetzen sei mit „direkte[r] Charakteristik“.<sup>7</sup> Was zunächst als Diagnose auf den *Parzival* bezogen war, hat einen Punkt auch in Bezug auf Morgensterns Definition des Genres: Die allzu direkte Charakteristik wäre die didaktisch den Gegenstand nur unter dem Nutzenaspekt präsentierende. Auch wenn generell zu befragen ist, ob das Beispiel des Helden tatsächlich eine Vergleichbarkeit begründet, die die Lernfähigkeit des Rezipienten immer einrechnet, der sich am Helden idealiter orientiere, ist die Frage nach Indirektheit oder Direktheit der Darstellung bezeichnend, weil sie impliziert, was von der Darstellungskategorie überhaupt verlangt wird: Direktheit der Darstellung glaubt an die Vorbildfunktion, als würde die Darstellung, direkt und deutlich, eine Übertragbarkeit dieser schon nahelegen. Dass bei Wolfram eine relative Indirektheit der Darstellung herrschte, zeigt, dass der Terminus Bildungsroman etwas addiert, das Morgenstern erst dazu bringt, von der didaktischen Implikation des Wortes *Bildungsroman* explizit absehen zu müssen. Der Auftrag der Bildung, gekoppelt an ein Genre, übersteigt dieses auch immer, nicht zuletzt, weil das tatsächliche Ins-Werk-Setzen des gebildeten Körpers jeweils kontextuell different eingebettet und semantisiert ist. Diese Kontextualisierung ist indes nicht nur die übliche des in der modernen Sprachphilosophie betonten *context principle*. Vielmehr erscheint der Ausgleich, den die Kontextualisierung schafft, indem sie die erklärenden Phänomene vergleichbar mit Sinn ausstattet, in einer Harmonieforderung zu liegen, die in der platonisch getönten Idee der Bildbarkeit

---

überhaupt ein *Begriff*? – Ist eine unscharfe Photographie überhaupt ein Bild eines Menschen? Ja, kann man ein unscharfes Bild immer mit Vorteil durch ein scharfes ersetzen? Ist das unscharfe nicht gerade das, was wir brauchen?“

5 Melitta Gerhard, *Der deutsche Entwicklungsroman bis zu Goethes „Wilhelm Meister“*, Berlin und München 1968 (1926), S. 1.

6 Ebenda, S. 41.

7 Ebenda.

selbst liegt: Was in einem Menschen liegt, kann er auch ausbilden. Graduell und organisch ist der Entwicklungsgang:

Die Aufgabe der *Lehrjahre Wilhelm Meisters* scheint keine andere, als die Darstellung eines Menschen, der sich durch die Zusammenwirkung seiner innern Anlagen und äußern Verhältnisse allmählich naturgemäß ausbildet. Das Ziel dieser Ausbildung ist ein vollendetes Gleichgewicht, Harmonie mit Freyheit. Je mehr Bildsamkeit in der Person, und je mehr bildende Kraft in der sie umgebenden Welt, desto reichhaltiger die Nahrung des Geistes aus einer solchen Darstellung.<sup>8</sup>

Die Darstellung ist nicht nur eine Präsentation von einer Absicht subsumierbaren Inhaltswerten, sie nährt den Geist, der an ihr reift. Als Nahrung ist die Bekanntschaft des Bildungsromans mit dem lesenden Rezipienten die direkteste; er findet etwas in diesem, das ihn zu weiterer Selbstbildung antreibt, das ihn wachsen lässt als werde ein Natürliches seiner selbstverständlichen Verwendung zugeführt. Die besondere Nuance dieser Direktheit ist, dass Morgenstern auf der Natur-Kultur-Achse noch unschuldig operiert, vor der Einsicht in die Kulturalisierung jeder Natur, die der Mensch anblickt. Die Nahrung des Bildungsromans ist die möglicher Darstellungen dessen, was ein Mensch sein könnte, möglicher Formen von Bildsamkeit. Diese fächern sich auf als unterschiedliche Handlungsmöglichkeiten und -optionen, erschöpfen sich aber nicht in ihnen, da die inneren Anlagen des zu bildenden Menschen eine notwendige Ingredienz des Bildungsganges bilden. Wie im chemischen Prozess wandeln sich die Elemente, wenn sie in dem, der sich bildet zusammentreffen. Dazu kommt, die Modernität des Unternehmens anzeigend, die Einbildungskraft. Goethe schreibt von seinem exemplarischen Helden, dass sich die „Begierde zu dem reizenden Mädchen“<sup>9</sup> auf „den Flügeln der Einbildungskraft“<sup>10</sup> erhoben habe, dies schon im dritten Kapitel, sodass von vornherein eine Überblendung von Wirklichkeits- und Möglichkeitsraum im Sinne der Wechselwirkung vorlag. Gefühlsqualitäten, die zur Bildsamkeit beitragen, sind solche, die in der Darstellung Möglichkeiten zu einer Wirklichkeit machen, aus denen neue Möglichkeiten von Bildung und Bildsamkeit entspringen. Morgenstern ist insofern im Bildungsbegehren noch

8 Morgenstern, Ueber das Wesen des Bildungsromans, a. a. O., S. 17f.

9 Johann Wolfgang von Goethe, Werke, Band 7, Romane und Novellen II, textkritisch durchgesehen und kommentiert von Erich Trunz, München 1998, S. 14.

10 Ebenda.

platonisch getönt, als die Bildsamkeit des Individuums nicht zur Debatte steht, sie ist – als Aszendenz – die Voraussetzung, die durch die Darstellung wahrgemacht wird und sich – in die reagierend idealiter sich bildende Leserschaft hinein – potenziert. Überhaupt verweist das Morgenstern-Zitat darauf, dass der Roman eine Aufgabe habe, er genügt sich nicht selbst, sondern setzt die Darstellung ein. Modern ist das Darstellungsbewusstsein, das aus diesen Worten schon 1819 spricht, keine Fabel leitet, will erzählt werden, sondern das Ergebnis, das diese Darstellung als Darstellung für die Bildsamkeit von Charakteren hat. Hat diese Darstellung, die die Rezipienten am persönlichsten Punkt, ihrer Selbstbildung, trifft, etwas Disziplinierendes? Zunächst ist noch einmal zu betonen, dass Morgenstern in der Definition die pädagogische, knabentreibende Pointe von Bildung abweist. Diese wäre aufgezwungene Bildung eines Gegenstandes, der dieser Form der Bildung gar nicht vor inhärenten Voraussetzungen bedarf. Im Laufe der Geschichte des Bildungsromans hat sich das Movens der Bildung zunehmend internalisiert, nicht in dem Sinne, dass in einem ominösen Innern Bildungsgefühle wach würden, die nur der Held oder nur der Rezipient haben könnten. Aber nach dem organischen Modell Morgensterns, das die Geistesgeschichte überholt hat zu Kontingenzdiagnose und Konstruktionslesart, nehmen der Held wie der Rezipient das, was sie bildet, in sich hinein. Das ist die unmittelbarste Erkenntnis der eigenen Bildbarkeit: sie zu nähren durch das, was andere erleben, an anderer Raumstelle, Vorbild und Eingabe zugleich. Wenn von Disziplinierung gesprochen werden kann, dann auf zwei Ebenen: Erstens auf der Oberflächenebene, auf der Held wie Rezipient sich entwickeln und gedeihen, weil etwas in sie hineinkommt, das naturhaft die Bildung befördert, im Sinne der Perfektibilitätsidee als Entwicklung zum Besseren. Gleichzeitig auf der Ebene der Verbindung von Individuum und Gesellschaft im Bildungsgang, bleibt das Hineingenommene fremd, nur darum konnte es als Hinzukommendes die Bildung befördern. Auch kann die Nahrung der Bildung unterschiedlich vertragen werden. Auf einer umfassenderen Ebene liegt eine Disziplinierung auf der Ebene des Genres; der Roman untersteht dem Bildungszweck, auch wenn Morgenstern echtes Kunstwerk und didaktisches Kunstwerk unterscheidet. Letzteres käme deswegen nicht zur Bildsamkeit, weil die Prozesse der Selbstbildung durch das angestoßen werden, was sich mit dem Subjekt der Bildung verbindet, während der Zweck der Bildung (Selbstwandlung) sich entwickelt. Er besteht gerade nicht vorher und könnte dann auch nicht auf mannigfaltige Protagonisten der Bildung projiziert werden. Doch die projizierten und selbstverpflichtenden Bilder

leben. Lukács sprach vom *principium stilisationis* der Gattung, in dem sich der Wechsel vollziehen könne.<sup>11</sup> Jenseits der dialektischen Inklinaton ist die festgeschriebene Wandlung des Helden ein Ziel, ihr Paradoxes entfaltet sich an den Stätten des Lebens, die der Held in Vertretung des Lesers aufsucht, um das Leben zu bestehen. Die große Epik, wie Lukács es nannte, die allumspannende Epopöe, hat ihre Zeit gehabt, in der sie Leitbild war. Mit der Disziplinierung des Helden zum Vorbild kam etwas anderes hinzu, überhaupt das Bewusstsein, dass das Leben nicht einfach zu überwinden, sondern dass das Leben in einer bestimmten Weise zu bestehen war. So ist die Disziplinierung durch Bildung – die, wie oben gesagt, Oberflächen- und umfassendere Dimension hat – nicht zuletzt neben der scheinbar vorherrschenden Beschränkung zur Bildung hin, die dem Helden eine – wenn auch produktive – Grenze setzt, auch eine Freiheitsform des Diskurses des Wissens der damaligen Zeit. Der sich emanzipierende Bürger benötigte eine Idee von sich selbst, die anpassungsfähig und innovativ zugleich war, bzw. diese Seiten verkörperte, da die Emanzipation zwischen diesen Polen vor sich ging und immer wieder neu justiert werden musste. Mit der Disziplinierung des Menschen in der Idee der Bildsamkeit scheint dabei etwas Neues auf, ohne etwas Altes ganz zu verlassen; das Interim des Mittels des emanzipativen Vorgangs entspricht dessen Unabschließbarkeit und tastender, explorierender Natur, mit McLuhan: *probing*, das Sondieren des Möglichen. In der Tat steht im emanzipativen Prozess auch ein Medium auf dem Prüfstand: das, in dem ein Bildungsgang vor sich geht als das, was ein sich Bildender als möglich begreift. Es ist zunächst die Sprache, in der Aspekte von Bildsamkeit und Bildbarkeit vermittelt werden, letztlich auch Morgensterns Definition des Bildungsromans. Darüber hinaus aber bedeutet die Definition eine Disziplinierung des Diskurses um Bildung und Wissen selbst, d. h. eine Einschränkung der Perspektive, in der von Bildung gesprochen werden kann. Eigentümlicherweise gehen Aneignung der Bildsamkeit als Potenz zur Wandlung und Begrenzung der Ausdrucksfähigkeiten der Rezipienten Hand in Hand:

Mit der neuen anthropologischen Vorstellung, dass das Leben in der Verantwortung des Einzelnen liegt, gewann die Idee der Bildsamkeit überragenden Stellenwert. Die prinzipielle Bildungsfähigkeit des Menschen wurde zunächst in Analogie zu einem botanisch-morphologischen Wachstumsbegriff ver-

---

11 Georg Lukács, Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik, Neuwied und Berlin 1971, S. 31.

standen. Wie Johann Friedrich Blumenbach (1752-1840) in seiner Abhandlung *Über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäft* (1781) darlegte, kann die Entwicklung des Menschen analog dem pflanzlichen Wachstum gesehen werden, bei dem mit dem Keim bereits alle Anlagen vorhanden sind, die sich dann durch Metamorphose zur Blüte und Frucht entfalten.<sup>12</sup>

Der morphologische Wachstumsbegriff feiert Organizität vor dem Fall, den die kritische Denkbewegung bedeutet. Kritik war nicht nur kantisch Emanzipationsmittel und Aspekt der Selbstgesetzgebung der Menschen, die merkten, dass Vernunft auch für sie (mit allen Homogenisierungen des Anspruchs) vorgesehen war. Der verantwortungsfähige Mensch fiel zunächst noch mit Organizität zusammen, das keimhaft Gegebene zu entwickeln, war seine Aufgabe, streifte diese aber ab zu der Modifizierung, die darin bestand, eine abschbare Selbst-Wandlung ins Werk zu setzen, die emanzipativ nutzbar war und einer allgemeineren, kollektiven Entwicklungsidee einsetzbar. Die Potenz der Wandlung des Einzelnen wurde durch den symbolhaften Charakter ihrer Anlage als etwas erkennbar, das über das bloße Entfaltungsmoment hinausging. Gerade das Ineinander von Entfaltung und Begrenzung, Disziplinierung und Bildung/Bildsamkeit als Freiheitsform verlangte im 19. Jahrhundert die Anknüpfung an den kollektiven Diskurs, den Raum des Politischen. In der Anbindung an den Raum des Politischen liegt eine Mechanizität, da eine Entwicklung, die nach der vermittelten organischen Prämisse beschreibbar ist, funktionalisiert wird zur Stabilisierung des Sozialen: Was hier keimhaft sich entwickeln wird, hat im emanzipatorischen Projekt der Vormärzzeit einen Ort, der die Entwicklungsbewegung des sich Entfaltenden durchschneidet. Pädagogische Ideale sind einem Zweck untergeordnet, der das Genre, in dem sie ausgesprochen werden verweltlicht. Morgenstern schreibt zur Unterscheidung von Roman und Epopöe:

[...] in der Epopöe ist das Wunderbare, dem Zeitgeiste aus welchem sie hervorging gemäß, durchaus wesentlich; im Roman nicht, obwohl es in gewissen Arten desselben durch Anknüpfen des Wirklichen an die Geisterwelt Statt finden kann, wie es zum Beispiel in Klingers *Faust dem Morgenländer* Statt findet durch Einführung jenes Geistes der kalten Inseln, der dem Verfasser zur Durchführung seines dichterischen Planes notwendig war.<sup>13</sup>

---

12 Ortrud Gutjahr, Einführung in den Bildungsroman, Darmstadt 2007, S. 32.

13 Morgenstern, Ueber das Wesen des Bildungsromans, a. a. O., S. 54.

Was ist mit dem Wunderbaren hier gemeint? Wie ist das Verhältnis des Wunderbaren zum Bildungsroman? Zunächst solle es dem Roman, im Gegensatz zur Epopöe, nicht wesentlich sein. D. h. der Roman ist nicht auf dem Grund des Wunderbaren gebaut, als den Morgenstern das Wunderbare in Bezug auf die Epopöe vorstellt. Es wäre zu einfach, hier nur eine Essentialisierung des Wunderbaren zu sehen, zu kritisieren, dass man eine Handlung im Roman oder der Epopöe nicht auf dem Wunderbaren fundieren könne als sei es unwandelbar bzw. als metaphysische Kategorie nicht belastbar. Das Wunderbare ist, was wie im Beispiel Morgensterns des Geistes bei Klinger, was für die Ausgestaltung auch des Romans vonnöten sein kann. Auch wenn es nicht, wie mit Morgenstern in der Epopöe, ist, womit gerechnet werden kann und muss, dient der Einsatz des Wunderbaren der Kohäsion, dem Zusammenhalt und letztlich der Entwicklung des Stoffes im Roman im Sinne des Vorbilds der Selbstbildung. Morgenstern sagt zwar, im Roman der Neueren herrsche in der Regel „die ruhige, klare Sprache der Geschichte, die reife Frucht lange fortgesetzter Uebung des Verstandes.“<sup>14</sup> Gleichzeitig hat man in der Forschung aber gesehen, dass das Wunderbare in Form der „Poesie“ ein Element der Konstitution des Genres ist, auch wenn es niedergeht zur Ernüchterung:

Die Poesie, in der das Dasein dieser Gestalten sich ausspricht, hat keinen Bezug zum äußeren Geschehen, Mignon tanzt und singt nicht mehr auf der Bühne; ihre Funktion ist eine andere, und zwar in doppelter Hinsicht: Von ihr wird der Innenraum der Welt und die innere Verfassung Wilhelms vermessen. [...] Zwischen dem Nochnicht und dem Nichtmehr liegt die Skala der Empfindungen, welche die Poesie der beiden Schützlinge in Wilhelms Seele hervorruft, das Gegengewicht gegen das ans Hier und Jetzt gefesselte Leben, wie es in graziöser und verführerischer Weise Philine, auf andere Art etwa Laertes und Melina vorstellen. Dabei zeigt sich auch hier jene gegenläufige Bewegung: Je mehr Wilhelm sich Mignons und des Harfners annimmt, umso deutlicher erweist sich die innere Nähe zu ihnen zugleich als Distanz.<sup>15</sup>

Mignon vermisst die Empfindungen Wilhelms in einem Zwischenraum, Übergangsraum des Fabel-Inhalts, in dem der Held zu seiner Bildung andere hinter sich lässt. Auch wenn es das Wunderbare in Form des Poetischen im Bildungsroman als Konstituente gibt, ist es das, was in der Funktion seinen

---

14 Ebenda, S. 55.

15 Albert Berger, *Ästhetik und Bildungsroman*. Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, Wien 1977, S. 79.

Zauber verlieren wird, er wird Mittel, ist nicht Zweck der Darstellung. Der Bildungsroman verwendet das Wunderbare, die Spuren des Poetischen als das ungerichtete Leiden, das für sich selbst nicht Anspruch macht, als Motiv durchgängig oder nützlich zu sein, es würde verlöschen:

Ohne seine Lieder wäre der Harfner von vornherein abgesunkene, bloß pathologische Figur und blindes Motiv. Mit Mignon verhält es sich nicht anders, ohne ihre Lieder sind beide nicht zu denken, sowenig wie der Roman selbst.<sup>16</sup>

Ohne den pejorisierenden Pathologiediskurs aufzugreifen, der hier angesprochen ist, kann das blinde Motiv doch sprechen. Indem es Element der Selbstbildung wird, die über den pädagogischen Zweck hinausreicht, der durch Herder, Humboldt u. a. initiiert worden war und die Neuordnung des Bildungswesens in Deutschland nach sich zog. Disziplinierung kann Poesie nicht nur benutzen, Harfner und Mignon funktionalisieren. In der individuellen Ausgestaltung der Bildsamkeit kann das Wunderbare Konstituente werden, die von der Ernüchterung<sup>17</sup> nicht betroffen ist, da die Wandlung als Praxis sich stets in den Semantisierungsformen erneuert, von denen sie Bedeutung bezieht. Mit Lukács und Berger wendet sich am Ende der Bildungsroman gegen sich selbst:

Damit ist jener Punkt erreicht, an dem die Kategorie des Bildungsromans eben für jenes Werk in Frage gestellt wird, das zuallererst als paradigmatisches ihm die Legitimation verschafft hatte.<sup>18</sup>

Derlei Legitimationsverluste sind das Zeichen der Moderne, die ihre Kategorien wendet, sobald das symbolische Medium der Sprache nicht mehr unbefragt bleibt. War die Definition Morgensterns zunächst subsumierbar unter die Verlaufsgeschichte des Genres, ist ihre oft vernachlässigte antididaktische Pointe, was sie für die Frage nach Disziplinierung und Selbstdisziplinierung im weiteren Sinne relevant macht: Der geteilte Grund der Bildung liegt nicht in der erfolgreichen Anwendung der didaktischen Absicht, sondern in dem, was wir ererben, wenn wir in ein Symbolsystem eintreten, das vor uns bestand. Wenn wir dazu treten, werden wir bekannt gemacht mit einer Symbolpraxis. Wird auch der Bildungsroman nicht nur als differenzier-

---

16 Ebenda.

17 Vgl. ebenda, S. 94ff. *Wilhelms Bildung*.

18 Ebenda, S. 95.

bares Genre, das u. U. von Entwicklungs- und Erziehungsroman abzugrenzen ist<sup>19</sup>, gesehen, sondern als Art und Weise, sich in einem gegebenen Symbolsystem zu verorten, löst sich die scheinbare Paradoxie des nicht-didaktisch gemeinten Kunstwerks, das der Bildung des Einzelnen dient. Das Ästhetikum kann Erfahrungen des Ganz Anderen bedeuten, die zugleich auf dem Symbolsystem ruhen, das sie überschreiten. Das gemeinsame Ruhen auf dem Symbolsystem ist dabei kein *deus ex machina*, als könne man immer und an jeder Stelle davon reden und Unterscheidungen in den Hintergrund treten lassen. Vielmehr verdanken sich viele Paradoxierungen wie jene in Morgens terns Definition der Ansicht, der er unterlag, dem Charakter der Bildungs- idee selbst, die, da zielgerichtet, ihr Telos nicht verraten durfte, nicht sehen durfte, dass Funktionalisierung hin zur Unterdrückung und Ausblendung jener poetischen Stimmen und Lebensformen reichte, die im paradigmatischen Roman Goethes durch Harfner und Mignon dargestellt werden. Angesichts des geteilten Symbolsystems der Sprache, das für den Menschen auf eine Naturgeschichte verweist (PU 25)<sup>20</sup> und damit nicht jenseits der Unterscheidungen des Wissensdiskurses steht, sondern deren anthropologische Dimension verbürgt, löst sich die Irritation englischsprachiger Forschung zum Bildungsroman:

To English-speaking readers, it is [...] a somewhat alien phenomenon, the perfect example of German ‚depth‘ and learnedness. It is a novel fiction that seems to lack notably that ‚vital capacity for experience (that) reverent openness before life, (that) marked moral intensity‘ which for F.R. Leavis is so characteristic of the English novel at its best.<sup>21</sup>

Die national unterschiedliche Auffassung verweist darauf, dass in der Außenwirkung der Prägung des Begriffs „Bildungsroman“ dieser eingeordnet wird in ein Konstrukt des Nationalen, das die Grundlage des geteilten Symbolsystems, auf dem jede Kritik erst entstehen kann, übersieht. Letztlich

19 Gutjahr, Einführung in den Bildungsroman, a. a. O., S. 11ff.

20 Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, a. a. O., PU 25, S. 251: „Man sagt manchmal: die Tiere sprechen nicht, weil ihnen die geistigen Fähigkeiten fehlen. Und das heißt: ‚sie denken nicht, darum sprechen sie nicht‘. Aber: sie sprechen eben nicht. Oder besser: sie verwenden die Sprache nicht – wenn wir von den primitivsten Sprachformen absehen. – Befehlen, fragen, erzählen, plauschen gehören zu unserer Naturgeschichte so wie gehen, essen, trinken, spielen.“

21 Swales, The German Bildungsroman, a. a. O., p. 146.

ist die Bindung der Definition des Bildungsromans an eine Nationalcharakteristik nur Ausfluss des Funktionsdenkens, das einfache Unterscheidungen vor dem tatsächlichen Inhalt der Werke betrachtet. Im *Meister* ist nicht zuletzt die Lebendigkeit der das Wunderbar-Poetische repräsentierenden Außenseiterfiguren wichtig; diese gehen immer über ihre Funktion im Werk hinaus und können, gegen die Intention der vereinseitigten Vorstellung des Bildungsromans, gerade jene Bildsamkeit im Rezipienten ermöglichen, die, mit einem romantischen Motiv, das Ungenügen an der Normalität<sup>22</sup> einrechnet. Nicht als Funktion, sondern als Möglichkeit, das Nichtausgedachte zu denken, den Bildungsgang zu durchkreuzen, um höhere Bildung zu erlangen, die die Freiheitsfähigkeit des Symbolsystems sieht. Grammatik ist auch Freiheitsaspekt, gibt, mit Wittgenstein „der Sprache den nötigen Freiheitsgrad.“<sup>23</sup> Dass ein Freiheitsgrad der Sprache *nötig* sei, verleiht normative Aufladung; mitnichten ist die begriffskritische Methode nur deskriptiv. Auch die Definition Morgensterns verträgt Kritik, darin ist sie eine Praxisform, wie der Bildungsroman eine solche darstellt. Als bezugnehmend auf pädagogische Praxis ist die Definition mit jenem Leben zu füllen, das über das Genre hinausreicht und in der Praxis der Zeichenverwendung begründet ist. Denn auch wenn wir in der Sprache eine Naturgeschichte verschiedener Tätigkeiten ererben, die auf unsere gemeinsame Ausstattung verweisen, ist mit dem Erbe etwas zu tun, es ist nicht toter Besitz, sondern Basis von *probing*, Neugier, Erweiterung. Die von Swales monierte Leerstelle der „capacity for experience“ im deutschen Bildungsroman ist gerade nicht nur in einem Inhaltlichen zu fassen, das nationale Differenz Inhalte des Genres bestimmen lässt. Vielmehr trat die entzauberte und entzaubernde Moderne als Bedingung in das Schema des Bildungsromans ein, der „im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts [...] außer im trivialen Unterhaltungsroman keine Fortsetzung mehr findet“<sup>24</sup>, um 1900 aber eine „Wiederauferstehung“<sup>25</sup> erlebt; die „Individualitätsgläubigkeit, ja -ideologie knüpft nicht von ungefähr an die Humanitäts- und Bildungskonzeptionen des 18. Jahrhunderts angeblich

---

22 Lothar Pikulik, *Romantik als Ungenügen an der Normalität*. Am Beispiel Tiecks, Hoffmanns, Eichendorffs, Frankfurt a. M. 1979.

23 Wittgenstein: „Die Grammatik gibt der Sprache den nötigen Freiheitsgrad.“ (MS 107, 282, 3.2.1930)

24 Selbmann, *Der deutsche Bildungsroman*, a. a. O., S. 146.

25 Ebenda.

nahtlos an.“<sup>26</sup> Auf der motivischen Suche nach Kontinuität wird übersehen, dass gerade nicht in wechselnden Inhaltswerten, sondern in der durch die Sprache indizierten Naturgeschichte eine Gemeinsamkeit besteht, die Individualität hervorbringt. Der Disziplinierungsdiskurs kann nur solche Genres definitiv eingrenzen, deren Zweck gleich bleibt. Bildung als Praxisform reicht aber immer über die Definitionen hinaus, nicht nur weil sie notwendige Verkürzung (Reduktion als Arbeitshypothese) sind, sondern weil sich der Gegenstand, auf den sie sich beziehen, im Gebrauch der Zeichen verändert. Schon 1968 betonte Lothar Köhn in seinem Literaturbericht, dass es an Einzeluntersuchungen zum Thema Entwicklungs- und Bildungsroman nicht mangle.<sup>27</sup> Die Grundlage der Bildungsanstrengung im geteilten, gemeinsam verwendeten Symbolsystem, das in Tätigkeiten sichtbar wird, die den Alltag wie die Übersteigerung bestimmen, konnte erst deutlich werden, als medienphilosophische Überlegungen wie sprachphilosophische Einsichten Bildung an den Sprachgebrauch jenseits der reinen Informationsübertragung rückbanden, der in Lerngeschichten zu sich kam. Der *locus classicus* dieses sprachkritischen Aufmerkens auf das Lernen ist PU 5 in Wittgensteins *Philosophische Untersuchungen*; das Spätwerk erhellt nicht nur die Zusammenhänge von Bedeutungsentstehung, Regelfolgen, Antimentalismus und Sprachspielrelativität, sondern hat Wichtiges zum Bereich der Pädagogik zu sagen, die den Bereich des Lernens überindividuell zu denken vermag:

Wenn man das Beispiel in §1 betrachtet, so ahnt man vielleicht, inwiefern der allgemeine Begriff der Bedeutung der Worte das Funktionieren der Sprache mit einem Dunst umgibt, der das klare Sehen unmöglich macht. – Es zerstreut den Nebel, wenn wir die Erscheinungen der Sprache an primitiven Arten ihrer Verwendung studieren, in denen man den Zweck und das Funktionieren der Wörter klar übersehen kann. Solche primitiven Formen der Sprache verwendet das Kind, wenn es sprechen lernt. Das Lehren der Sprache ist hier kein Erklären, sondern ein Abrichten.<sup>28</sup>

Das Zitat steht im Kontext der Darstellung des *Augustinian picture of language*, das Wittgenstein in PU 1 beschreibt. Im Gegensatz zu der in Augustinus' *Confessiones* beschriebenen Auffassung sind etwa deiktische Zeigegesten

---

26 Ebenda.

27 Jürgen Jacobs, Wilhelm Meister und seine Brüder. Untersuchungen zum deutschen Bildungsroman, München 1983 (1972), 2. Auflage, S. 7.

28 Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, a. a. O., PU 5, S. 239.

nur eine Art, einem Kind die Bedeutung der Wörter klarzumachen; Lernvorgänge sind so mannigfaltig, wie die Kontexte, in denen sie auftreten können. Das „klare Sehen“ zeigt, dass Lernen oft einem Abrichten gleichkommt, was so zu verstehen ist, dass ein Kind nicht eine angestrengte Interpretationsleistung erbringen muss, um zur Bedeutung der Sprache vorzustoßen. Vielmehr ist das Abrichten so zu verstehen, dass ein Kind auf den Stand gebracht wird, in der Gesellschaft und Gemeinschaft, in die es hineinwächst, mitzutun. Teilzuhaben an den *signs and symbols* heißt, die Einfachheit ihres Gebrauchs zu begreifen, nicht in einem expliziten Denkkakt, sondern durch die Teilhabe an selbstverständlichen Lernprozessen, die mit Grundfertigkeiten vertraut machen. Abrichtung vermittelt Standards, die das Kind wissen muss, um an der Sprachbenutzerrolle teilhaben zu können, um sie verkörpern zu können bevor Meinungsverschiedenheiten greifen und Interpretationswege sich öffnen. Die Einfachheit der Sprachspiele bedeutet keine Primitivität ihres Inhalts als eines zu Verwerfenden; es sind jedoch die einfachen Situationen, wie das Kaufen fünf roter Äpfel, in denen Regelfolgeaspekt und Kontextgebundenheit hervortreten können. Die Abrichtung der frühen Lernvorgänge ist dabei nicht schwarzpädagogisch<sup>29</sup>, sondern heißt, dass mit den Lernenden nicht diskutiert wird, da das, was sie lernen, auf einer basalen Stufe nicht verhandelbar ist. Damit sie der Imago des Menschen entsprechen wie wir ihn kennen, müssen sie *dies* können. In der Betrachtung des Vormärz, auch der Definition des Bildungsromans im Festvortrag aus dem Jahr 1819 durch Morgenstern, ist es gut, sich hieran zu erinnern. Denn die Abrichtung geht nur bis zu einem gewissen Punkt und ist – wohlverstanden – auf der Ebene der Fertigkeiten als Kulturtechniken zu sehen, nicht der inhaltlichen Gestaltung des zu Lernenden. Damit ist, analog zu Emanzipations- und Partizipationsauftrag des Vormärz und seiner Semantisierungen, rückblickend auf Morgenstern zu sagen, dass er insofern einen Punkt hat, als er in seiner Definition spiegelt, dass Bildung über Stoff hinausgeht, dass der Bildungsroman sich im Stofflichen nicht erschöpft, sondern dass die Bildung „in weiterem Umfange“<sup>30</sup> gefördert werde, wenn ein Bildungsroman seine Leser findet. Die Definition ist, wie die im Modus der Abrichtung vergebene Bildung, nur ein Grundstock, eine Basis, die gerade bei korrekter Anwendung des Gelernten hinter sich zu lassen, anzuverwandeln und zu überschreiten ist.

---

29 Vgl. Katharina Rutschky (Hg.), *Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung*, Frankfurt a. M. u. a. 1977.

30 Morgenstern, *Ueber das Wesen des Bildungsromans*, a. a. O., S. 13.

Ferner nähert sich Morgenstern in seinem Vortrag auch insofern dem Naturgeschichte-Gedanken der menschlichen Tätigkeiten wie Wittgenstein ihn beschrieben hat, weil er an zentraler Stelle, kurz nach der Definition betont, dass

der Dichter zugleich Mensch ist, der, wie er dem Grundgesetz der Aesthetik zufolge als Dichter und als Künstler überhaupt nach Hervorbringung des Schönen strebt, so dem Grundgesetz der Moral zufolge als Mensch Gutes erstreben soll in sich und in Andern: so wird der Romandichter mit dem Zwecke der Kunst, durch Schönes zu gefallen und zu erfreuen, die reinmenschliche Absicht zu nützen, zu belehren, zu bessern, – mit einem Wort zu *bilden*, weise verbinden, und es wird dann auch hier das alte Horazische gelten: Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci. Jegliche Stimme gewann, wer Nützliches [!] mischte zu Holdem.<sup>31</sup>

Nützlich wurde auch mit „heilsam“ übersetzt, was auf die therapeutische Absicht der Philosophie Wittgensteins der späten Zeit verweist. Eine Pointe des Horazschen Ausspruchs im Lichte des Bildungsromans und dessen Verbindung zum symbolischen Medium der Sprache ist, dass der Mensch, der sich bildet, selbst das Schöne ist, nach dessen Hervorbringung der modellgebende Künstler, auch der Autor des Bildungsromans, strebt. Diszipliniert wird der sich bildende Mensch im Moment der Abrichtung nur in einer Weise, die nach dem Erlernen der Grundfertigkeiten überstiegen werden kann. Nicht in dem Sinne, dass man die Grundfertigkeiten dann wieder verlöre oder andere an deren Stelle träten, aber im Sinne der Lenkung des Vorläufigen nach eigenem Gusto, in eine Richtung, die das als nährend aufnimmt, was die Ausbildung der eigenen Fakultäten ermöglicht – sollten diese auch nicht den höchsten der anerkannten Standards entsprechen. In Übereinstimmung mit dem Vormärz-Anspruch, rechtlich und politisch auf Emanzipation der Bürger auf Teilhabe hin zu wirken, ist Selbstbildung ein wichtiger Schritt, der durch die Ernüchterung des Wissensdiskurses jenseits metaphysischer Konzepte diesen erst konfiguriert, aber auch übersteigt, da jede Selbstbildung unabgeschlossen ist, da sie immer anders gelesen wird: als Projekt zum Schönen hin, als Stilisierung, als Selbstdisziplinierung u. a. Alle Momente sind in der Beschreibung des Wissensdiskurses zugegen, der durch pädagogische Anstrengung seine Verankerung im Individualisierungsgebot erfährt. Gleichzeitig – neben den Implikationen einer wirkmächtigen

---

31 Ebenda, S. 13f.

Subjektphilosophie – geht die Betonung und Erinnerung an den Symbolismus der Sprache auf die kollektive Pointe: Wilhelm Meister und seine Brüder erfahren ihre Bedeutungsgebung jenseits der Ausgestaltung ihres Bildungsganges; er ist möglich, weil es immer mehr Akteure gibt als die der exemplarischen Bildsamkeit. Anders als weiter oben gesagt, diagnostiziert Melitta Gerhard 1926, dass der Entwicklungsroman „die bevorzugte Romanform des 19. Jahrhunderts“<sup>32</sup> sei. Es geht nicht darum, die Zuschreibungen zu entscheiden, die ihre eigenen Hintergründe haben. Aber sie sind möglich, was als interpretative Diversität auf das Differenzieren hinweist, das beginnt, nachdem Abrichtung Grundfertigkeiten vermittelt hat. Wittgenstein sprach von einem Übereinstimmen in den Urteilen in einer Sprachgemeinschaft<sup>33</sup>; damit sind keine inhaltlichen Übereinstimmungen gemeint, was der Logik widerspräche, sondern ein grundsätzliches Übereinstimmen in dem, was eine Kultur formte, ohne dass die herrschenden Symbolismen zur Diskussion stünden, wenn Einzelne Bildungsgänge absolvieren.<sup>34</sup> Wenn also Pädagogik ihre Standards als Praxisformen einsetzt, die durch variante Bildungsgänge stabilisiert werden und darin auf die Kollektivität der Sprachverwendung zurückweisen, gewinnt die Frage nach Disziplinierung und möglicher Selbsttransformation im Vormärz ein neues Gepräge: Was Swales als „self-liberation of the German *Bürger*“<sup>35</sup> aus Außensicht bündig auf den Begriff bringt, verdankt sich nicht zuletzt der Verengung der Perspektive auf die Freiheit als das in einem Bildungsgang zu Erreichende. Die kollektive Pointe der symbolischen Kraft des Sprachmittels war im Hauptdiskurs bis zum 20. Jahrhundert, im tatsächlichen Diskurs, der auch

---

32 Gerhard, *Der deutsche Entwicklungsroman*, a. a. O., S. 161.

33 Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, a. a. O., PU 242, S. 356: „Zur Verständigung durch die Sprache gehört nicht nur eine Übereinstimmung in den Definitionen, sondern (so seltsam dies klingen mag) eine Übereinstimmung in den Urteilen. Dies scheint die Logik aufzuheben, hebt sie aber nicht auf. – Eines ist, die Meßmethode zu beschreiben, ein Anderes, Messungsergebnisse zu finden und auszusprechen. Aber was wir ‚messen‘ nennen, ist auch durch eine gewisse Konstanz der Messungsergebnisse bestimmt.“

34 Ein Beispiel für einen Kultur und Lernvorgänge prägenden Symbolismus ist der kantische, vgl. Sandra Markewitz, *Die Kritik des A priori in Wittgensteins Denkbewegungen*, in: Ilse Somavilla, Carl Humphries, Bozena Sieradzka-Baziur (Hgg.), *Wittgensteins Denkbewegungen (Tagebücher 1930-1932/1936-1937) aus interdisziplinärer Sicht*, Innsbruck u. a. 2019, S. 55-81.

35 Swales, *The German Bildungsroman*, a. a. O., p. 149.

Nebendiskurse einschließt, bis zum 19. Jahrhundert nahezu ungewusst.<sup>36</sup> Gleichwohl wirkte sie fundierend, was – als Übereinstimmen in den Urteilen im Sinne Wittgensteins – die Kette der Werktitel von Wieland bis Grass begleitet. Abschließend sei gefragt, ob der Bildungsroman gegen den Strich zu lesen, die Disziplinierungsabsicht relativierbar ist. Neben der Antwort, die auf die Gestaltungsmöglichkeiten des Sujets etwa im Einbeziehen des Wunderbaren als des Poetischen (Mignon und Harfner) verweist, was auf eine Überschreitung der Fabel hindeutet, die von den Rezipienten in einem eigenen Sinne fortgeführt werden kann, ist eine Relativierung der Disziplinierungsabsicht mit dem Abschied von der Dominanz des organischen Bildungsmodells verbunden, etwa in Werken, die schon im Titel anführen, dass das Zeichen nicht mehr wie gewohnt signifiziert, sondern leerläuft, etwa in Becketts *Der Namenlose* (*L'Innommable*) u. a. Das Festhalten an der Metaphorik von Keim und Frucht beschließt Morgensterns Vortrag<sup>37</sup>; Organizität betrügt sich jedoch, so sie unbefragt bleibt, über das im und als Symbolsystem Ererbte, das sich Wandelnde, von neuen Quellen Kommende, neu Bestimmende, das in den Diskurs um Bildung und Wissen aufgenommen wird, obwohl oder weil es nicht keimhaft verfügbar war. Am Ende hat Morgensterns Intervention wieder etwas Paradoxales; er schließt mit der organischen Metapher, die von der Kategorie, die er definierte, hinter sich gelassen wird, da sie, im vollen Sinn verstanden, im Werden begriffen ist wie die Grenzen ihrer Anwendung. Der Dorpater Professor zeigte im Definieren des Bildungsromans den Ehrgeiz des Bürgers angesichts des ihn bestimmenden Leistungskriteriums; Goethe, der es exerzierte zum Adelsdiplom, hatte im *Meister* präfiguriert, was die durch ihn geprägte Gattung übersteigen und weiter modernisieren sollte: „Ich kenne den Wert eines Königreichs nicht, versetzte Wilhelm, aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene und das ich mit nichts in der Welt vertauschen möchte.“<sup>38</sup> Das unverdiente Glück jenseits der Ersetzbarkeit relativiert als Zuschreibung, die vom Helden selbst stammt, den *erfolgreichen Bildungsgang*; gleichzeitig ist es ein Zeichen des Erfolgs, das auf die moderne Entzauberung der

---

36 Vgl. Sandra Markewitz (Hg.), *Philosophie der Sprache im Vormärz*, Bielefeld 2015.

37 Morgenstern, *Ueber den deutschen Bildungsroman*, a. a. O., S. 27: „Heiter vielmehr lasst uns schauen von den goldenen Erndten vergangener Jahre auf das augenstärkende Grün der jungen Saat.“

38 Goethe, *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, a. a. O., S. 610.

Bildungsinhalte hin zu Momenten der Darstellung verweist, dass der Held das Verdienst, das nach Morgenstern im keimhaft sich Entwickelnden liegt, dem Hazard der Zeit zuweist als das, was er glücklich empfangen, nicht nur selbst gebildet hat. Ist es das Wesen des Bildungsromans, dass er es verliert?

Anna Ananieva/Rolf Haaser (Tübingen)

## Öffentlichkeit und Wissensordnung im Vormärz

Hermann Köchly und die Revision des Gymnasialwesens in Sachsen

### 1 Dresden als Zentrum der Debatte über die Gymnasialreform

Im Frühjahr 1847 – ziemlich genau ein Jahr vor dem Ausbruch der 1848er Revolution – geriet das überkommene Gymnasialwesen unter enormen Reformdruck, einesteils weil es unter methodischen und unterrichtspraktischen Gesichtspunkten formal als obsolet aufgefasst wurde, anderenteils weil es einer gebildeten Teilöffentlichkeit, die sich überwiegend dem Liberalismus verpflichtet fühlte, dem politischen Zeitgeist nicht mehr zu entsprechen schien.<sup>1</sup> Das Gymnasium, von dem man eine adäquate schulische Berücksichtigung der geistigen Grundlagen der Gegenwart erwartete, schien diesem Anspruch nicht gerecht zu werden.

Wie sehr in dem Zeitraum von 1845 bis 1849 die festgewurzelten und scheinbar unverbrüchlichen Vorstellungen über die höhere Schulbildung in Fluss gerieten, sobald die Reform der Gymnasien als fortschrittliche schulorganisatorische Forderung des Vormärz zur Debatte gestellt wurde, zeigt eine Fülle zeitgenössischer Reformvorschläge und Umstrukturierungspläne, die meist unter dem Sammelbegriff ‚pädagogische Skizzen‘ subsumiert und diskutiert wurden.<sup>2</sup>

Die Wortführer und Befürworter der Fahrt aufnehmenden Reformbewegung stammten häufig aus dem Kreis der Gymnasiallehrer selbst. Sie gehörten überwiegend einem politisch-liberalen Spektrum an und zeigten sich

---

1 Vgl. paradigmatisch die sich über drei Ausgaben ausbreitende Sammelrezension verschiedener polemischer Schriften über das Gymnasialwesen, unterzeichnet von einem gewissen C. Peter aus Hildburghausen, in: Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung 51 (1.3.1847), 52 (2.3.1847), 53 (3.3.1847).

2 Einen detaillierten Überblick veröffentlichte der Berliner Gymnasialprofessor Julius Mützell in einem von ihm 1847 mitbegründeten Fachorgan für das höhere Schulwesen: Julius Mützell. Pädagogische Skizzen, die Reform der deutschen höheren Schulen betreffend. In: Zeitschrift für das Gymnasialwesen, im Auftrage und unter Mitwirkung des berlinischen Gymnasiallehrer-Vereins. 4. Jg. Bd. 1. Berlin: Enslin 1850. S. 817-884.

bestrebt, den fachlich-pädagogischen Diskursraum (Philologenversammlungen, Schulkonferenzen, pädagogische Fachjournale, Gymnasialprogramme) zu durchbrechen und eine breitere Öffentlichkeit in den Diskussionsprozess einzubeziehen, indem sie u. a. das Medium der politischen Tagespresse für die Verbreitung ihrer Anliegen in Anspruch nahmen.

Will man sich auf die Suche nach den sozialen Orten machen, an denen grundlegende Pläne für eine Neuformierung des Schulwesens im Vormärz entwickelt und zur Diskussion gestellt wurden, dann kommt man nicht umhin, den Blick auf Dresden zu richten, wo der 1846 gegründete Gymnasialverein sich ausschließlich und auf breiter Ebene mit der systematischen Aufarbeitung einer Vielzahl der diesbezüglich anstehenden Probleme befasste. Es ist reizvoll zu verfolgen, wie in der höfisch strukturierten Umgebung der sächsischen Residenzstadt die bildungsinteressierte Öffentlichkeit, die sogenannten gebildeten Stände, ein Diskursniveau erreichten, das sie, wenn auch nur kurzzeitig, zur Speerspitze und zum Nachahmungsmuster für das gesamte Gebiet des Deutschen Bundes werden ließen. Hier verschob sich sichtbar das gesellschaftliche Verständnis des Erziehungswesens von der autokratischen Zuständigkeit des Staates hin zu einer kollektiven Angelegenheit der gebildeten Öffentlichkeit, die sich keineswegs nur aus dem Bildungsbürgertum rekrutierte. Signifikanter Weise gingen in Dresden diese Impulse wesentlich von den liberalen Lehrerkreisen aus, die den Schulterschluss mit einer modernen bildungsorientierten Mittelschicht suchte, die sich als Träger der intellektuellen Kultur und als Akteur der gehobenen Kulturpraxis begreifen lernte. Die Partizipation an den intellektuellen und kulturellen Übungen der gebildeten Welt wurde zentral für die neue Öffentlichkeit, eine Prämisse, der beispielsweise der Gymnasialverein in Dresden mit einem umfangreichen Vortragsprogramm Rechnung zu tragen bestrebt war. Charakteristisch war, dass diese selbstorganisierten Bildungsvermittlungen in der lokalen Tagesjournalistik ausführlich und zeitnah besprochen und sowohl die Inhalte als auch die Form ihrer Präsentation sekundär vermittelt wurden.

In dem selbstbewusst vorangetriebenen Transformationsprozess der Wissensvermittlung war es fast zwangsläufig, dass die spezifischen Bedingungen des herkömmlichen Erziehungswesens und speziell die Prädominanz der Latinität in den Verhandlungen um die Inkraftsetzung einer zeitgemäßen Schulausbildung zuallererst in Frage gestellt wurden. Die in Dresden mit großer Energie und mit erstaunlichem Tempo auf den Marktplatz der Ideen des Vormärz geworfenen pädagogischen Neuerungspläne und

erzieherischen Verbesserungsvorschläge stellten insofern eine Herausforderung für die gelehrten und gebildeten Stände dar, als sie über die geforderte Unterrichtsreform hinaus eine grundsätzliche Revision der Wissensordnung implizierten. Denn es war in diesem Kontext, dass das binäre Klassifikationssystem der Unterscheidung zwischen Geistes- und Naturwissenschaften mit der Frage verknüpft wurde, inwieweit ihnen auch ein methodologischer Unterschied zuzuschreiben sei. Befürworter eines auf dem altsprachlichen Unterricht beharrenden Curriculums machten für sich geltend, dass die philologische Bildung den Schülern eine universelle Grundausrüstung an Fähigkeiten und Fertigkeiten bereitstellte, die sie in die Lage versetzten, im späteren Leben jegliche Fachrichtung mit Erfolg einzuschlagen, einschließlich der naturwissenschaftlichen Fächer. Im Gegensatz dazu vertraten viele Reformpädagogen und Vertreter einer naturwissenschaftlich interessierten Bildungöffentlichkeit den Standpunkt, dass das Studium der Natur eine eigene Ausstattung an Fertigkeiten und Grundtechniken erfordere, die im bloßen Umgang mit Texten mitnichten erworben werden könnten und daher einer eigenen methodischen Vorgehensweise bedürften. Die Diskussion um die Gymnasialreform popularisierte die Vorstellung, dass Wissenschaft in zwei grundsätzlich verschiedene Zweige aufzuteilen sei, die sich nicht nur durch die behandelten Inhalte unterschieden, sondern auch grundsätzlich verschiedene Formen des Wissens darstellten.<sup>3</sup>

---

3 Die epistemologische Unterscheidung zwischen Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft, die im Vormärz durch die Debatten zur Reform des Gymnasialwesens in den Vordergrund gerückt wurde, wurde neuerdings von der nordamerikanischen Wissenschaftshistorikerin Denise Phillips untersucht: Denise Phillips. *Acolytes of Nature. Defining Natural Science in Germany, 1770-1850*. Chicago und London: University of Chicago Press 2012. Vgl. auch Denise Phillips. *Epistemological Distinctions and Cultural Politics: Educational Reform and the Naturwissenschaft/Geisteswissenschaft Distinction in Nineteenth-Century Germany*. In: *Historical Perspectives on Erklären and Verstehen*. Hg. Uljana Feest. Berlin: Springer 2010. S. 15-35. Die Autorin bezieht sich auf die pädagogische Reformdebatte, um zu belegen, dass die binären Paradigmen der Geistes- und der Naturwissenschaft nicht erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sondern bereits im Vormärz als strukturelle Muster der Wissensordnung formuliert wurden.

## 2 Hermann Köchly als Gymnasialreformer

In welchem Ausmaß die Gymnasialreformbewegung einen integrativen Bestandteil der Politisierung im Vormärz darstellen konnte, lässt sich am Beispiel des zu dieser Zeit jungen, aufstrebenden und wortgewaltigen Pädagogen Hermann Köchly (1815-1876) veranschaulichen.<sup>4</sup> Dieser Dresdener

---

4 Maßgebliche und nach wie vor unverzichtbare Biografie: Ernst Böckel. Hermann Köchly. Ein Bild seines Lebens und seiner Persönlichkeit. Heidelberg: Winter 1904. Ausgezeichnetes Online-Biogramm: Gerald Kolditz. Köchly, Hermann August Theodor. In: Sächsische Biografie. Hg. Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V. <http://www.isgv.de/saebi/> (letzter Zugriff: 12.12.2019). Zur inhärenten Problematik der Köchly-Biografie, auf deren Bedingungen hier nicht im Einzelnen eingegangen werden kann, vgl. Martin Hundt. Von vielen Vergessenen einer – Hermann Köchly. In: Freiheit, Gleichheit, Solidarität. Beiträge zur Dialektik der Demokratie. Hg. Werner Goldschmidt/Bettina Löscher/Jörg Reitzig. Frankfurt a. M. et al.: Lang 2009. S. 79-91, hier S. 80. Hundt ist es zu verdanken, dass Köchlys Eingebundenheit in den Kreis der Junghegelianer um Arnold Ruge bis hin zur persönlichen Bekanntschaft mit Karl Marx der Vergessenheit entrissen werden konnte. Auch in seiner im Jahr 2010 veranstalteten Edition des Redaktionsbriefwechsels der *Jahrbücher* Ruges konnte Hundt auf die Ergebnisse seines Aufsatzes von 2009 zurückgreifen. Vgl. Der Redaktionsbriefwechsel der hallischen, deutschen und deutsch-französischen Jahrbücher (1837-1844). Hg. Martin Hundt. Berlin: Akademie-Verlag 2010.

Mit der Rolle Köchlys als Gymnasialreformer, auf die Hundt nur am Rande eingeht, hat sich der Germanist Georg Jäger in seiner Habilitationsschrift und in zwei vorbereitenden Aufsätzen dazu befasst. Jäger geht es vor allem darum, zu zeigen und zu belegen, wie Köchlys vormärzliche Forderungen nach einer grundlegenden Reform des altsprachlichen Unterrichts sich unter dem Eindruck der Revolution von 1848/1849 zu einer generellen und radikalen Aufwertung des Deutschunterrichts als Mittelpunkt christlich-nationaler Bildung zuspitzten. Jägers Verdienst liegt in diesem Zusammenhang auf der Auswertung der zahlreichen Kontroverschriften, die Köchly als Speerspitze der Reformbewegung auf sich zog.

Georg Jäger. Schule und literarische Kultur. Bd. 1: Sozialgeschichte des deutschen Unterrichts an höheren Schulen von der Spätaufklärung bis zum Vormärz. Stuttgart: Metzler, 1981. Georg Jäger. Sozialstruktur und Sprachunterricht im deutschen Gymnasium zur Zeit des Vormärz. In: Historische Pädagogik. Studien zur Historischen Bildungsökonomie und zur Wissenschaftsgeschichte der Pädagogik. (Zeitschrift für Pädagogik 14. Beiheft). Hg. Ulrich Herrmann. Weinheim und Basel: Beltz 1977. S. 189-202. Georg Jäger. Die gesellschaftliche Rolle des

Gymnasialoberlehrer, der zur Zeit des Vormärz viel von sich reden machte, war ein Gewächs des *Literarischen Museums* in Dresden, einem als Verein organisierten Lesekabinett, das von Arnold Ruge und einigen seiner Freunde gegründet worden war.<sup>5</sup> Im Gegensatz zu traditionellen Lesezirkeln begriff sich der Verein explizit als Ort des geselligen Verkehrs und als Forum für die Diskussion aktueller politischer und gesellschaftlicher Ereignisse. Ein eigens zu diesem Zweck eingerichtetes Sprechzimmer förderte unter den Mitgliedern eine Debattenkultur, die das biedermeierliche, auf bürgerlichen Konsens ausgerichtete Öffentlichkeitskonzept zunehmend in Frage stellte.<sup>6</sup> Im Jahr 1843, zu dem Zeitpunkt, als Ruge die Redaktion seiner Jahrbücher von Dresden nach Paris verlegte und seinem Freund Köchly das Redaktionsarchiv zur Verwahrung überließ, war Köchly Mitglied im Vorstand des Vereins.<sup>7</sup> Das Spektrum der politischen und gesellschaftlichen Veränderungen, das der Debattierclub ins Visier nahm, beinhaltete u. a. die Frage der Gymnasialreform, die Köchly als Oberlehrer an der Kreuzschule aus seiner pädagogischen Alltagspraxis heraus als ein dringlich zu behandelndes Thema aufs Tapet brachte. Kurz gesagt, ging es um die stärkere Orientierung der höheren Schulausbildung an praktischen Erfordernissen, was im Umkehrschluss gleichzeitig eine Infragestellung der altsprachlich-humanistischen Tradition des Gymnasialwesens beinhaltete.<sup>8</sup> Konkret favorisierte Köchly

---

Sprach- und Literaturunterrichts auf der höheren Schule im Vormärz. In: Literatur in der sozialen Bewegung. Aufsätze und Forschungsberichte zum 19. Jahrhundert. Hg. Alberto Martino. Tübingen: Niemeyer 1977. S. 93-129.

- 5 Zur Entstehung und Organisation des *Literarischen Museums* in Dresden vgl. Dirk Hempel. Literarische Vereine in Dresden. Kulturelle Praxis und politische Orientierung des Bürgertums im 19. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer 2008. S. 78-80.
- 6 Auf diese Weise löste das zunehmend politisierte *Literarische Museum* den von Karl Theodor Winkler als Projekt der geselligen Eintracht konzipierten *Dresdner Liederkreis* ab. Vgl. Hedwig Pompe. Publizistische Unterhaltung. Das Projekt der *Dresdner Abend-Zeitung*. In: Anna Ananieva/Dorothea Böck/Hedwig Pompe. Auf der Schwelle zur Moderne: Szenarien von Unterhaltung zwischen 1780 und 1840. Bd. 2. Bielefeld: Aisthesis 2012. S. 783-1055.
- 7 Böckel. Hermann Köchly (wie Anm 4). S. 31.
- 8 Zur historischen Diskussion über die Gymnasialreform vgl. Heinrich Eduard Foss. Reform der Gymnasien. In: Encyclopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens. Bd. 6. Hg. Karl Adolf Schmid. Gotha: Besser 1867, S. 825-868.

eine Stärkung des Deutschunterrichts gegenüber dem Erwerb der lateinischen Sprache und Literatur. In zwei programmatischen Schriften erörterte und erläuterte der Reformpädagoge auch einer breiteren Öffentlichkeit sein Anliegen.<sup>9</sup>

Den Anfang machte die pädagogische Skizze *Ueber das Princip des Gymnasialunterrichtes*, die er in der Absicht verfasst hatte, sie der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner<sup>10</sup> im Herbst 1845 in Darmstadt vorzulegen. Als sich aber herausstellte, dass eine vom Dresdener Kultusministerium einberufene Konferenz der sächsischen Schulrektoren ein neues Regulativ für den Schulunterricht entwerfen sollte, änderte Köchly seine ursprüngliche Absicht und reichte stattdessen den Abriss seiner Reformvorschläge als Entscheidungshilfe für die Rektorenkonferenz ein.

Dieser erste publizistische Versuch Köchlys, den altsprachlichen Unterricht zu reformieren, bezog sich noch vornehmlich auf eine Straffung und Neustrukturierung des Lehrplans hinsichtlich der Auswahl und der Reihenfolge der zu behandelnden Schriftsteller. Neben solchen didaktischen Überlegungen unterbreitete er auch prinzipielle methodische Erwägungen über die Behandlungsweise der einzelnen Unterrichtstexte. Der Text war eine

---

9 Hermann Köchly. *Ueber das Princip des Gymnasialunterrichtes der Gegenwart und dessen Anwendung auf die Behandlung der griechischen und römischen Schriftsteller*. Dresden und Leipzig: Arnold 1845. Hermann Köchly. *Zur Gymnasialreform. Theoretisches und Praktisches*. Dresden: Arnold 1846.

10 Der „Verein deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten“, wie die Wanderversammlung deutscher Gymnasiallehrer seit 1844 hieß, war 1837 in den Tagen der Säkularfeier der Universität Göttingen unter den Auspizien Alexander von Humboldts gegründet worden. Versammlungsorte waren von 1838 bis 1847 unter stetig steigender Teilnehmerzahl Nürnberg, Mannheim, Gotha, Bonn, Ulm, Kassel, Dresden, Darmstadt, Jena und Basel. Köchly nahm erstmals 1845 in Darmstadt an der Versammlung, die seinen Plänen zur Gymnasialreform überwiegend kritisch gegenüberstand, teil und musste sich damit begnügen, dass neben den mit gelehrten Fragestellungen befassten Generalversammlungen ein Raum geschaffen werden konnte, in dem Fragen der Umstrukturierung des praktischen Unterrichtswesens überhaupt thematisiert werden konnten. Die auf Betreiben Köchlys ins Leben gerufenen Sondersitzungen einer „pädagogischen Section“ befassten sich dann in Darmstadt eher zögerlich, umso mehr aber im Folgejahr in Jena, mit der Frage der Gymnasialreform. Vgl. Carl Georg Firnhaber. *Lehrerversammlungen*. In: *Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens*. Bd. 4. Gotha: Besser 1865. S. 258-269.

Kampfansage an die anhaltende Dominanz des lateinischen Formalismus mit seinen Auswüchsen in der Unterrichtspraxis. Am rigorosesten wandte sich Köchly gegen lateinische Stilübungen, deren enormer Zeitaufwand mit anderen Inhalten gefüllt werden sollte. Für Köchly stand völlig außer Zweifel, dass Übungen im Lateinsprechen und freie lateinische Aufsätze abgeschafft gehörten und allenfalls noch auf der Universität eine gewisse Berechtigung hatten. In seinem Schlusswort forderte Köchly schließlich auch eine grundlegende Ausbildungsreform für die angehenden Gymnasiallehrer in den philologischen Seminaren auf den Universitäten.<sup>11</sup> Der Autor schloss seine Skizze mit folgendem typografisch hervorgehobenem Appell an die Öffentlichkeit: *„Der Gymnasialunterricht in den oberen Klassen bedarf eines vollständigen Neubaus, einzelne Ausbesserungen helfen nichts also keine Reformen, sondern eine Reformation!“*<sup>12</sup>

Dieser apodiktische Schlussakzent der Broschüre darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Schrift insgesamt noch in einem sehr gemäßigten Ton abgefasst war. Insbesondere zeigte sich Köchly bemüht, die Gymnasiallehrer als Personen nicht anzugreifen, sondern lediglich Modifikationen des obwaltenden Unterrichtsprinzips als Sache zu verhandeln. Gleichwohl wurde die Schrift, wie Köchly im Nachhinein mit Bedauern feststellen musste, als „unbequemes und vorlautes Buch“<sup>13</sup> aufgefasst.

Mit seiner zweiten Publikation zur Revision des Gymnasialwesens, die im Jahr darauf unter dem Titel *Zur Gymnasialreform* erschien, knüpfte der Verfasser unmittelbar an die Vorgängerschrift an. Diese zentrale Schrift Köchlys war es vor allem<sup>14</sup>, die seinen Ruf als Radikalreformer begründete. Angestachelt durch zahlreiche ablehnende Reaktionen auf seine bisherigen Bestrebungen, zeigte er sich nun mutiger und kämpferischer, und sein Widerspruch gegen den herrschenden Lateinunterricht wurde hier noch energischer als vorher formuliert. Hier prononcierte er gebündelt die Thesen, die er inzwischen in Jena im Herbst 1846 in der pädagogischen Sektion

11 Köchly. Ueber das Princip (wie Anm. 9). S. 48.

12 Köchly. Ueber das Princip (wie Anm. 9). S. 50.

13 Köchly. Zur Gymnasialreform (wie Anm. 9). S. 1.

14 Köchly. Zur Gymnasialreform (wie Anm. 9). Vgl. auch die Rezension der Schrift: Karl Mager: Die neuesten Vorschläge zur Gymnasialreform: I. Dr. Köchly's Gymnasialreform. In: Pädagogische Revue. Centralorgan für Wissenschaft, Geschichte und Kunst der Haus-, Schul- und Gesellschaftserziehung 13 (1847). S. 208-264.

der Philologenversammlung vehement vertreten hatte. Die gezielte Konfrontationssteigerung, die Köchly durchaus beabsichtigte, machte sich u. a. im Vorwort kund, in dem er polemisch Rechenschaft über die Entstehungsbedingungen der Schrift ablegte, vor allem aber in dem Kapitel „Freunde – Feinde“<sup>15</sup>, in dem er die Argumente und Einwände der Befürworter und Gegner seiner Reformpläne systematisch aufarbeitete und kritisch kommentierte.

Im Schlussabschnitt begegnete man wieder der für Köchly inzwischen charakteristischen plakativen Zuspitzung durch typographische Hervorhebung knapper, schlagzeilenartiger Thesen, in der er diesmal das Verdikt betonte, dass das Latein nichts anderes mehr, als die Sprache der Scholastik sei,

d. h. derjenigen Schulweisheit und Stubengelehrsamkeit, welche selbstzufrieden und hochmüthig, von der Gegenwart in Wissenschaft und Leben sich abschließend, an dem Vermächtniß vergangener Jahrhunderte zehrt und von einer neuen Jugend, von einer neuen Welt, von einer neuen Zeit nichts wissen will, sondern sie entweder vornehm ignorirt, oder dummdreist verschmäh und verwünscht.<sup>16</sup>

Wie nicht anders zu erwarten, rief eine in diesem polemischen Ton zugespitzte Kampfansage die konservative Gegenseite auf den Plan. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang vor allem der ehemalige Studienfreund Köchlys, der an der Lateinischen Hauptschule in Halle angestellte Philologe Friedrich August Eckstein (1810-1885), dessen zeitlebens anhaltende Feindschaft Köchly sich durch seine Schrift zuzog.<sup>17</sup>

Den Gipfelpunkt der Kampfschrift Köchlys bildeten allerdings die letzten zwölf Seiten, die einen emphatischen Aufruf zur Gründung eines Gymnasialvereins in Dresden beinhalteten. Als Reaktion auf die Nichtberücksichtigung und Ausbremsung seiner Schulreformpläne seitens des Kultusministers

15 Köchly. Zur Gymnasialreform (wie Anm. 9). S.1-47.

16 Köchly. Zur Gymnasialreform (wie Anm. 9). S. 93.

17 Vgl. [Friedrich August Eckstein.] Gymnasial-Reform. In: Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung (Halle) 2 (Januar 1849). Sp. 9-14. 3 (Januar 1849). Sp. 17-22. 4 (Februar 1849) Sp. 25-30. 5 (Februar 1849). Sp. 33-38. 6 (Februar 1849). Sp. 41-46. 8 (März 1849) Sp. 55-60. 20 (Mai 1849) Sp. 161-166. Eckstein nennt sich als Verfasser dieser anonym erschienenen Artikelserie in seinem Beitrag: Lateinischer Unterricht. In: Encyclopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens. Bd. 11. Gotha: Besser 1878. S. 549.

und der Rektorenkonferenz entschloss Köchly sich nämlich, die Erledigung der von ihm aufgeworfenen Fragen in die eigenen Hände zu nehmen und sich statt an die vorgesetzten Instanzen an die Instanz der breiten Öffentlichkeit zu wenden.

Zur effektiveren Durchsetzung seiner Ziele, gründete Köchly dann im Herbst 1846 den *Dresdener Gymnasialverein*, dem auch wie er selbst einige Mitglieder des *Museums* beitraten.<sup>18</sup> Angesprochen waren Eltern, Lehrer, Ärzte und gebildete Staatsbürger, somit eine von Köchly vorausgesetzte vormärzliche Teilöffentlichkeit, die sich für Fragen der Erziehung interessierte und auf deren Rückendeckung Köchly rechnete. Der Verein zählte im Laufe des ersten Jahres 172 Mitglieder, wobei Kaufleute, Ärzte, Juristen, Naturforscher, Geistliche gegenüber einer nur geringen Zahl von Gymnasiallehrern die Mehrheit darstellten.<sup>19</sup> Ein Teil der eigenen Kollegenschaft an der Kreuzschule, darunter der Direktor, bezeichnete in einem Denunziationsschreiben die Vereinstätigkeit sogar als ungesetzlich und warf Köchly persönlich kriminelle Machenschaften vor. Indem Köchly sich direkt an das Volk gewandt habe, habe er versucht, eine Autorität zu konstituieren, „die den Mangel an hierzu erforderlicher Intelligenz durch numerische Bedeutsamkeit ersetzen wolle.“<sup>20</sup> Schikanöse Behinderungen der Vereinstätigkeit waren an der Tagesordnung; sogar eine polizeiliche Verhaftung Köchlys wird in der Literatur erwähnt.<sup>21</sup> Der Verein war durch und durch demokratisch strukturiert, und die Verhandlungen wurden streng parlamentarisch geführt. Ein Vereinsrat

---

18 Aus den Reihen der Mitglieder des *Literarischen Museums* trat u. a. der spätere Herausgeber der demokratisch orientierten *Dresdener Zeitung*, der radikale Publizist und revolutionäre Demokrat Ludwig Wittig, dem *Gymnasialverein* bei. Reiner Groß. Ludwig Wittig und sein literarisch-publizistisches Wirken in Dresden. In: Der Dresdner Maiaufstand von 1849 (Dresdner Hefte 13. H. 43,3. 1995). S. 89.

19 Böckel. Hermann Köchly (wie Anm 4). S. 55.

20 Zitiert nach Fritz Richter. Die Anfänge des Dresdner Realschulwesens. In: Jahresbericht der Drei-König-Schule (Realgymnasium) zu Dresden-Neustadt, als Einladungsschrift zu der feierlichen Entlassung der Abiturienten [...]. Dresden 1901. S. 16.

21 Die im Sächsischen Staatsarchiv befindlichen Polizeiakten über den Gymnasialverein in Dresden, Signatur: 10736 Ministerium des Innern, Nr. 11162, sind für den vorliegenden Beitrag nicht ausgewertet worden. Laut dem Findbuch des Archivs enthalten sie u. a. eine Akte „Verbot für den Oberlehrer Dr. phil. Köchly von der Kreuzschule zur Teilnahme am Verein.“

koordinierte Sektions- und Ausschusssitzungen, deren Ergebnisse auf den Hauptversammlungen zur Abstimmung gestellt wurden. Die Diskussionen wurden systematisch stenographisch protokolliert und öffentlich gemacht. Die fachlichen Entscheidungen waren durchaus nicht immer im Sinne Köchlys, sodass er sich einmal selbstironisch mit Goethes Zauberlehrling verglich.<sup>22</sup>

Dem Mediziner Hermann Eberhard Richter, dem Naturforscher Emil Adolph Roßmäßler und dem Botaniker Heinrich Gottlieb Ludwig Reichenbach gelang es, die Gewichtung der Vereinsarbeit in Richtung auf die Frage der grundsätzlichen Stellung der Gymnasien zwischen Neuhumanismus und Realismus zu verschieben. Dabei setzten sie sich für eine Stärkung der Naturwissenschaften und eine Schwächung der Alt Sprachen zugunsten der neuen Sprachen ein.<sup>23</sup>

Die reformerischen Ideen und Pläne sollten in einem von dem Verein getragenen Mustergymnasium praktisch umgesetzt werden, allerdings scheiterte das geplante Vorzeigeprojekt am Widerstand der staatlichen und städtischen Behörden. Heftiger Gegenwind wurde auch in der überregionalen periodischen Presse entfacht. So befandete beispielsweise der aus Sachsen stammende Idsteiner Pädagoge und Archivrat Friedrich Traugott Friedemann in einem polemischen Rundumschlag sowohl die Tendenz des Vereins als auch die Person Köchlys, wobei er die Gymnasialphilologie alten Stils vehement verteidigte und nebenbei eine polizeiliche Behinderung des Gymnasialvereins in Dresden andeutete, die er für gerechtfertigt hielt.<sup>24</sup>

---

22 Eine gewisse Federführung behielt sich Köchly allerdings durch die Herausgabe des Vereinsorgans, der *Vermischten Blätter*, vor, in denen er den Abdruck der Berichte über die Vereinstätigkeit redigierte. Nachdem die Konzession für deren Erscheinen in Zeitschriftenformat vom Ministerium verweigert worden war, publizierte Köchly sie als eine Folge von selbstständigen Broschüren. Vgl. Hermann Köchly. *Vermischte Blätter zur Gymnasialreform*. Eigenes und Fremdes. Dresden, Leipzig: Arnold 1847; Hermann Köchly. *Vermischte Blätter zur Gymnasialreform*. Heft 2/3. Enthaltend die 20 Einzelberichte und den Schlussbericht des Gymnasialvereins zu Dresden. Dresden: Arnold 1848.

23 Hans Martin Moderew. *Volksschule zwischen Staat und Kirche: das Beispiel Sachsen im 18. und 19. Jahrhundert*. Köln: Böhlau 2007. S. 163.

24 Friedrich Traugott Friedemann. *Ueber Dr. Köchly's Bestrebungen für Gymnasialreform*. In: *Zeitschrift für das Gelehrten- und Realschulwesen*. Pädagogische Vierteljahrschrift 3 (1847). S. 571-595.

Mit Erstaunen nahmen die Zeitgenossen wahr, mit welchem Elan die Vereinsmitglieder zu Werke gingen und die scheinbare Quadratur des Kreises diskursiv zu lösen versuchten. Die Konkurrenz der Lehrfächer, die sich noch nicht einmal so sehr durch die Aufwertung des Deutschunterrichts verschärfte, schienen aber durch die deutlich akzentuierten Geltungsansprüche der Naturwissenschaften in einem Mustergymnasium, wie der Verein es entwarf, nur mit radikalen Einschnitten einlösbar. Man verschob den Bereich, einschließlich der Vorbereitung auf das Studium der Medizin<sup>25</sup>, auf die Realgymnasien, die aber im Gegenzug den humanistischen Gymnasien gleichrangig an die Seite gestellt werden sollten.<sup>26</sup>

Es ist kennzeichnend für Köchlys Popularisierungsbestrebungen, dass er sehr sorgfältig darauf bedacht war, die gebildete Öffentlichkeit auf vielfältige Weise anzusprechen. Seine Publikumswirksamkeit erhöhte er u. a. durch eine rege Vortragstätigkeit, eine Aufgabe, der er sich allem Anschein nach mit einer gewissen Leidenschaft hingab. Hier gelang es ihm, die schöngeistigen Interessen und das Unterhaltungsbedürfnis seiner Zuhörerschaft anzusprechen und auf kurzweilige Weise mit dem Ziel der Adressierung eines im Sinne des Vormärz fortschrittlichen Bildungsverständnisses zu kombinieren. Beispielsweise hielt Köchly am 24. Januar, am 7. Februar und am 14. Februar 1848 auf drei außerordentlich zahlreich besuchten Versammlungen des Gymnasialvereins einen dreiteiligen Vortrag über *Goethe in seinem Verhältnis zum klassischen Alterthum*, der den Anspruch des Gymnasialvereins unterstrich, die Diskursivität auf dem Gebiet der klassischen Bildung zu signalisieren und zu behaupten. Auch wenn die Vortragstexte von Köchly nicht veröffentlicht wurden, lässt sich ihr Inhalt über die jeweilige Berichterstattung in der Tagespresse mühelos rekonstruieren, da diese meist mit ausführlichen Inhaltsreferaten ihre Leserschaft auf dem Laufenden hielt. Köchlys Vorträge waren auch deshalb wichtig, weil hier der Ort war, an dem auch Frauen angesprochen werden konnten, und es ist charakteristisch, dass

---

25 Zur Kritik an der Verlagerung der Ärzteausbildung auf das Realgymnasium vgl. die gutachterliche Stellungnahme Rudolf Virchows, die von der Redaktion der *Encyklopädie für das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen* im Zusammenhang mit dem Artikel „Realgymnasium“ eingeholt und abgedruckt wurde. Bd. 6. Gotha: Besser 1867. S. 657f.

26 Vgl. zum Problem der Fächerkonkurrenz den Artikel „Naturwissenschaften“ in: *Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens*. Bd. 5. Gotha: Besser 1866. S. 920-970.

Köchly auf diesem Wege auch seine spätere Ehefrau kennenlernte. Schon unmittelbar vor der Gründung des Gymnasialvereins hatte Köchly in einem Zyklus von öffentlichen Vorträgen, in denen er meist die neuere deutsche Dichtung in Relation zur Literatur des klassischen Altertums setzte, ein gemischtes Publikum zu begeistern verstanden. Unter den Dichtern der Gegenwart, die Köchly einem interessierten Zuhörerkreis näherbringen konnte, befanden sich neben den damals bereits zum literarischen Kanon zählenden Schiller, Uhland, Rückert und Geibel auch die Namen von häufig geschmähten politischen Dichtern wie Hoffmann von Fallersleben, Herwegh, Dingelstedt, Freiligrath und Anastasius Grün. Dieser gesamte Bereich sozialen Engagements belegt, wie hochgradig der Referenzhorizont Köchlys auf die Bedürfnisse der Gegenwart ausgerichtet war, eine Haltung, die auch in seinem Modernitätsanspruch als Reformator zum Ausdruck kam. Denn Köchly, der besonders durch seinen im Winter 1844/1845 gehaltenen Vortragszyklus über Schiller nach Auskunft seines Biografen Ernst Böckel „mit einem Schlage der Liebling der Dresdener wurde“<sup>27</sup>, knüpfte an dieses Renommee im Gymnasialverein an. Böckel, der sich bisher als einziger mit diesen wichtigen Popularisierungsbestrebungen Köchlys befasst hat, betont u. a., dass der Gymnasialreformer in diesem Rahmen auch großen Wert auf die naturwissenschaftlichen Vorstellungen des griechischen und römischen Altertums legte und damit einen Brückenschlag zu dem im Verein kontrovers diskutierten Problem der Aufwertung der Naturwissenschaften im Fächerkanon des Gymnasiums vornahm.<sup>28</sup>

Köchly war einer jener jungen und kritischen Intellektuellen des Vormärz, die sich als ausgesprochene Netzwerker begriffen, wobei ihm seine umfassende und erfolgreiche Vortragstätigkeit in Dresden zustatten kam. So war es für ihn geradezu selbstverständlich, dass er auch in der eher künstlerisch und literarisch ausgerichteten *Montagsgesellschaft* präsent war. Aber auch jenseits formeller Vereinsstrukturen suchte Köchly Wege zu geselligen Kontakten. Er verkehrte in den Salons der Therese von Bacharach, der Gräfin Hahn-Hahn und in anderen literarischen Kreisen, in denen er u. a. Karl Gutzkow kennenlernte. Auch in seiner eigenen Wohnung war Köchly jeden Freitag Gastgeber eines offenen Abends, bei welchen Gelegenheiten u. a. das Neueste aus der Literatur vorgelesen und besprochen wurde.<sup>29</sup>

---

27 Böckel. Hermann Köchly (wie Anm 4). S. 43.

28 Böckel. Hermann Köchly (wie Anm 4). S. 56.

29 Böckel. Hermann Köchly (wie Anm 4). S. 30.

Eine Sonderstellung in der sozialen Netzwerkstruktur Köchlys kam dem Dresdener Turnverein zu. Köchly hatte den Verein im Jahr 1844 in Dresden gegründet<sup>30</sup> und war als dessen Vorsitzender aktiv an der vormärzlichen sächsischen Turnbewegung beteiligt. Auch hier förderte er die Geselligkeit durch allgemeinbildende und schöngeistige Vorträge und brillierte gelegentlich auch persönlich durch eigene Schauturnvorführungen. Köchlys Einfluss auf das Vereinsleben machte sich u. a. dadurch geltend, dass er der Verbreitung des Turnens unter den Erwachsenen und vor allem des Turnens der Schuljugend besonderes Augenmerk zuwandte. Auch im Gymnasialverein hatte Köchly eine Sektion Turnen<sup>31</sup> eingerichtet. Für die Unterhaltung in den Versammlungen des Turnvereins schlug sich Köchly ins Mittel, indem er etwa Gedichte von Goethe mit großem Affekt und Effekt rezitierte. Vorträge und Gedichtrezitationen gab Köchly auch in dem Anfang 1848 gegründeten Ableger des Turnvereins, dem Turngesangverein, zum Besten. Die Pflege der Geselligkeit und des sozialen Zusammenhalts im Turnverein sollte sich dann auch politisch in den Märzereignissen 1848 in Dresden niederschlagen, als die Dresdener Turner ein Turnerkorps als Bestandteil der Bürgergarde ins Leben riefen. Inwiefern Köchly an der Bildung dieser eigenständigen militärischen Formation innerhalb der allgemeinen Bürgergarde beteiligt war, hat sich nicht feststellen lassen. Nachweislich beteiligte er sich aber durch den Erlös, den er bei verschiedenen öffentlichen Vorträgen erzielte, finanziell an der Verbesserung der Bewaffnung des Korps. Gleichzeitig war er jedoch auch bestrebt, eine zu starke politische Radikalisierung der Dresdener Turner während der Märzrevolution zu verhindern. Einen nachhaltigen Einfluss auf das Schulturnen übte Köchly noch im Jahr 1849 aus, als er zusammen mit seinem Gymnasialvereinskollegen, dem Medizinprofessor Eberhard Richter, seinen Einfluss dahin geltend machte, dass die sächsische Regierung eine staatliche Anstalt zur Bildung von Turnlehrern errichtete.<sup>32</sup>

---

30 Vgl. die Schilderung der Gründungsfeierlichkeiten mit der von Köchly aus diesem Anlass gehaltenen Rede in dem anonymen Artikel: Dresden, d. 23. April. (Turnverein.). In: Sächsische Vaterlands-Blätter 69 (30.4.1844). S. [277].

31 H. Eberhard Richter. Bericht der Section für Turnen, Ausflüge und Reisen. In: Vermischte Blätter. Hg. Hermann Köchly. H. 2 u 3. Dresden und Leipzig: Arnold 1848. S. 86-93.

32 Moritz Kloss. Turnlehrer-Bildungsanstalt, Schulturnanstalten und Turnvereine in Dresden. In: Sanitäre Verhältnisse und Einrichtungen Dresdens. Dresden: Weiske 1878, S. 224-226. – Der Verfasser Prof. Dr. Kloss war Direktor der Turnlehrer-Bildungsanstalt. Zu Köchlys Wirken als Förderer des Turnwesens vgl.

Nicht unerwähnt soll bleiben, dass auch an der Peripherie des Gymnasialvereins dessen schulreformerische Wirksamkeit zu spüren war. In welchem Umfang beispielsweise Köchly bzw. andere Mitglieder des Gymnasialvereins an der Gründung einer pädagogischen Lesegesellschaft beteiligt waren, hat sich nicht feststellen lassen. Immerhin trug aber die Errichtung einer „Vereinigung zum Lesen von Zeit- und Flugschriften, welche das sogenannte höhere Unterrichtswesen betreffen“ und deren Bekanntmachung in der Dresdener Tagespresse eindeutig die Handschrift Köchlys. Angesprochen wurde eine an der Aktualität der Schulreformfragen interessierte Öffentlichkeit, die „an dem öffentlichen Austausch über eine so wichtige Angelegenheit [...] gebührenden Antheil“ nehmen mochte.<sup>33</sup> Mit welcher Selbstverständlichkeit im Dresden des Vormärz Erziehung als Angelegenheit der bürgerlichen Öffentlichkeit begriffen wurde, zeigte auch die Gründung eines *Erziehungs- und Fortbildungsvereins*, der wie der Gymnasialverein durch Vorträge auf sich aufmerksam machte.<sup>34</sup>

### 3 Überregionale Wirkung Köchlys am Beispiel des Weilburger Gymnasialreformers Friedrich Schulz

Im Fahrwasser des Hauptinitiators der Reformbewegung und Gründers des Dresdener Gymnasialvereins beteiligte sich auch der Weilburger Konrektor Friedrich Gottlob Schulz (1813-1867) an der vormärzlichen Schulreformdebatte. Ein kurzer Blick auf seine Reformbestrebungen zeigt, dass Köchly auch außerhalb von Sachsen eine deutliche Wirksamkeit entfaltete.<sup>35</sup> Verschiedene Rezensenten Köchlys haben zudem versucht, Schulz und Köchly

---

auch Moritz Kloss. Dr. Hermann Köchly, Hofrath und Professor an der Universität Heidelberg, [...] als Turnfreund und Turnschriftsteller. In: Neue Jahrbücher für die Turnkunst. Blätter für die Angelegenheiten des deutschen Turnwesens, vornehmlich in seiner Richtung auf Erziehung und Gesundheitspflege. Organ der deutschen Turnlehrerschaft. Bd. 23. Dresden: Schönfeld 1877. S. 3-7.

33 Dresdner Tageblatt 33 (2.2.1848), S. 260.

34 So trug auf einer Versammlung am 8.2.1848 der damals noch als Kollaborator an der Kreuzschule angestellte Adolph Robert Albani „Über die Erziehungstheorie des Aristoteles“ vor. Vgl. den anonymen Artikel: Dresden. Erziehungs- und Fortbildungsverein. In: Dresdner Tageblatt 42 (11.2.1848). S. 331-332.

35 Eine persönliche Bekanntschaft zwischen Köchly und Schulz ist nicht belegt. Allerdings bezieht sich Schulz in seinem im Folgenden kurz vorzustellenden

gegeneinander auszuspielen, sodass sich hier ein reizvoller Vergleich zu einer interessanten Komplementärfigur zu Köchly anbietet. Interessante Parallelen weisen bereits die Lebensläufe der beiden Protagonisten der Gymnasialreformbewegung auf. Friedrich Schulz war im Nassauischen als Sohn des Hofgärtners auf Schloss Schaumburg an der Lahn geboren.<sup>36</sup> Bei seinem Studium der Philologie und Theologie in Göttingen und Gießen kam er in Kontakt mit junghegelianischen Kreisen, die seine politischen Vorstellungen prägten.<sup>37</sup> Auf dem Gymnasium in Weilburg, einer kleinen ehemaligen Residenzstadt des Herzogtums Nassau, bekleidete Schulz seit 1843 die Stelle eines Konrektors und war als Gymnasiallehrer für Sprache und Literatur und vor allem für Altertumskunde und Geschichte tätig. Da er während der Zeit des Vormärz in seinen Unterrichtsstunden häufig Bezug auf politische und gesellschaftliche Gegebenheiten der Gegenwart nahm, wurde er von konservativen Kreisen mehrfach bei seiner vorgesetzten Behörde denunziert. Er nahm an privaten liberalen Gesellschaftszirkeln teil und war 1847 u. a. an der Vorbereitung eines politischen Sängersfestes beteiligt.

Seine Vorstellungen über eine „tüchtige Gymnasialbildung“ fassten die verschiedenen, oft widersprüchlich verlaufenden Diskursstränge zusammen und synkretisierten sie zu einem Modell, das als Anstoß zu einer umfassenden Diskussion gedacht war. Schulz' im Jahr 1847 veröffentlichter Schulprogramm-Aufsatz *Ueber einige Forderungen der Zeit an eine tüchtige Gymnasialbildung*<sup>38</sup> und einige darauf bezugnehmende und ergänzende Zeitungsartikel warteten konzeptionell und veröffentlichungsstrategisch mit einigen originellen Ideen auf. Im Gegensatz zu Köchly nahm Schulz beispielsweise an mehreren Versammlungen deutscher Naturforscher und Ärzte teil, wo bereits so gegensätzliche Persönlichkeiten wie Lorenz Oken und Justus Liebig gemeinsam an dem Universalitätsanspruch der klassischen

---

Schulprogramm-Beitrag *Ueber einige Forderungen der Zeit* aus dem Jahr 1847 explizit auf Köchly und die Tätigkeit des Gymnasialvereins in Dresden.

36 Otto Renkhoff. Nassauische Biographie. 2. Aufl. Wiesbaden: Historische Kommission für Nassau 1992. S. 734.

37 Armin M. Kuhnigk. Die 1848er Revolution in der Provinz. Am Beispiel des Kreises Limburg-Waldeck. Camberg: Lange 1980, S. 93.

38 Friedrich Schulz. Ueber einige Forderungen der Zeit an eine tüchtige Gymnasialbildung. In: Wilhelm Metzler. Ankündigung der öffentlichen Prüfung des Herzoglich Nassauischen Gymnasiums zu Weilburg am 25. und 26. März 1847. Weilburg: Lanz 1847. S. 1-28.

Erziehung und damit an den Grundfesten des neuhumanistischen Bildungskonzeptes zu rütteln begonnen hatten.<sup>39</sup>

Schulz gelang es, eine Reihe der renommiertesten Naturforscher seiner Zeit, namentlich den Chemiker Liebig in Gießen, den Mediziner Ideler in Berlin, den Anatomen Henle in Heidelberg und den Mediziner Carus in Dresden, zu schriftlichen Stellungnahmen über die Bedürfnisse der Gymnasialbildung aus naturwissenschaftlicher und diätetischer Perspektive zu bewegen.<sup>40</sup> Die Ergebnisse der Befragung machte er dann argumentativ zur Grundlage seiner Reformüberlegungen.

Allerdings fehlten Schulz in Nassau<sup>41</sup> die Netzwerkstrukturen, von denen Köchly in Dresden profitieren konnte. Mehr noch als bei Köchly zeigte sich für Schulz, wie jenseits der eigentlichen pädagogischen Relevanz die Diskussion um die Gymnasialreform ein ausgeprägtes politisches Selbstverständnis, gewissermaßen auf der obersten Treppenstufe unmittelbar vor dem Überschreiten der Schwelle zur bürgerlichen Revolution von 1848, auf ironische Weise das Thema Gymnasialreform gleichzeitig lähmte und befeuerte. In den Märztagen des Jahres 1848 übernahm Schulz den Vorsitz im Weilburger Sicherheitscomité und leitete von da ab die örtlichen Volksversammlungen. Nicht zufällig wandte sich Schulz ähnlich wie Köchly radikaleren demokratischen Aktionsformen zu mit dem Ziel, zuallererst die weitergehenden Märzerrungenschaften zu sichern und zu festigen. Diese Frage wurde für Schulz, nicht zuletzt bedingt durch seine Mitgliedschaft in der Frankfurter Nationalversammlung und dem Stuttgarter Rumpfparlament, die alles beherrschende und drängte seine schulreformerischen Bestrebungen in den Hintergrund. Mit der gewaltsamen Niederschlagung der Verfassungsbewegung verliert sich seine Spur. Vermutlich hielt er sich im Exil auf, bevor es

---

39 Phillips. *Epistemological Distinctions* (wie Anm. 3). S. 20.

40 Der Wortlaut der privaten Gutachten, die Schulz einholte, fand aus Raumgründen keinen Eingang in den zitierten Schulprogramm-Aufsatz. Dieses Defizit kompensierte Schulz bis zu einem gewissen Grade in einem von ihm verfassten Artikel in einer in Frankfurt a. M. erscheinenden politischen Tageszeitung. Vgl. Friedrich Schulz. Zur Gymnasialreform-Frage. In: *Frankfurter Oberpostamts-Zeitung* 89 (30.3.1847). S. [3].

41 Zur geschichtlichen Entwicklung des Unterrichtswesens in Nassau und zu diesen spezifischen Bedingungen im Vormärz vgl. Artikel „Nassau“ in Bd. 5 der *Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens*, wo Schulz allerdings nicht erwähnt wird.

ihm gelungen zu sein scheint, ab 1858 in den Schuldienst in Weilburg und später in Wiesbaden zurückzukehren.

#### 4 Steigerung und Absorbierung des Reformpotenzials in den Jahren 1848 und 1849

Schon vor der Märzrevolution war Köchly neben seinem Engagement für die Gymnasialreform auch in begrenzterem Umfang auf politischer Ebene tätig, und zwar als Stadtverordneter in Dresden, wo er als Mitglied der gemischten Deputation zur Inspektion der Kirchen, für das Schulwesen und zur Revision der Städteordnung auch bereits einige parlamentarische Sonderfunktionen innehatte.<sup>42</sup>

Die Märzereignisse 1848 veränderten nun aber die Agenda des Dresdener Stadtverordneten grundlegend.<sup>43</sup> Köchly, der eben noch die Begründung

---

42 Jörg Ludwig/Andreas Neemann. *Revolution in Sachsen 1848/49. Darstellung und Dokumente*. Hg. Sächsische Landeszentrale für politische Bildung und Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden. Dresden: Sächsische Landeszentrale für politische Bildung 1999. S. 107-108, und S. 118-119.

43 Obwohl man auf Köchlys Namen nicht nur in allen wichtigen Schulangelegenheiten, sondern auch im Zusammenhang mit zahlreichen politischen Ereignissen dieser Zeit stößt, fehlt eine umfassende neuere Studie zu Köchlys Aktivitäten in den Jahren 1848 und 1849. Am aufschlussreichsten ist ein Schulprogramm aus dem Jahre 1901, das sich mit Köchly aus der Perspektive des Realschulwesens befasst: Fritz Richter. *Die Anfänge des Dresdner Realschulwesens*. In: Jahresbericht der Drei-König-Schule (Realgymnasium) zu Dresden-Neustadt, als Einladungsschrift zu der feierlichen Entlassung der Abiturienten [...]. Dresden 1901. S. 1-48. Auch eine vorbildliche und reichhaltige Arbeit über das Dresdener Volksschulwesen betrachtet Köchly aus einer fokussierten Nebenperspektive: Hans Martin Moderow. *Volksschule zwischen Staat und Kirche: das Beispiel Sachsen im 18. und 19. Jahrhundert*. Köln: Böhlau 2007. Mit Köchly als Vorkämpfer und Wegbereiter der sächsischen Gymnasiallehrerversammlungen nach 1848 befasst sich in seinem einleitenden Teil: Martin Hartmann. *Die sächsischen Gymnasiallehrerversammlungen bis zur Gründung des Sächsischen Gymnasiallehrervereins (1848-1890) nach den Quellen dargestellt*. Ein Beitrag zur Geschichte des höheren Lehrstandes in Sachsen. Leipzig: Hesse & Becker 1904. Um die Interferenzen zwischen Köchlys pädagogischen und politischen Aktivitäten sichtbar werden zu lassen, bietet es sich unter den gegebenen Bedingungen an, auf die zeitgenössische Journalliteratur zurückzugreifen. Als

eines Antrages zur Umbildung der Kreuzschule zur Diskussion gestellt hatte, sah sich nun von heute auf morgen herausgefordert, sich an der Spitze der revolutionären Bewegung in Dresden zu positionieren. Sein wichtigstes politisches Kapital waren nun seine stimmgewaltige Rednergabe, seine geistige Flexibilität, seine Gewandtheit im Umgang mit der periodischen Presse, seine soziale Vernetzung, sein Organisationstalent und sein öffentlicher Bekanntheitsgrad, den er sich als energischer Wortführer im Gymnasial- und Turnverein erworben hatte.

Zunächst versuchte er in einer außerordentlichen Sitzung der Stadtverordneten am 3. März 1848 vor überfüllten Galerien und mit einer in den Vorzimmern harrenden Anzahl von Menschen einen Antrag durchzusetzen, in dem er die Abgeordneten und den Stadtrat aufforderte und die „unzweifelhaft dringenden und wohlbegründeten Wünsche des Volkes“ als Adresse an den König in sechs Punkten zusammenfasste. Trotz der außerparlamentarischen Unterstützung auf den Zuschauerrängen, gelang es Köchly nicht, seinen Antrag in dem Gremium durchzusetzen.<sup>44</sup>

Daraufhin verfasste Köchly eine *Erklärung*, in der er einen inzwischen auf zehn Punkte erweiterten Forderungskatalog aufstellte und die Öffentlichkeit zu einer Bürgerversammlung aufforderte, in der darüber beraten werden sollte. Es handelte sich dabei um den Entwurf einer Adresse an den König, die von der Versammlung absegnet werden sollte. Das Zehnpunkteprogramm, das nicht nur in der lokalen Presse, sondern auch in überregionalen Zeitungen im Wortlaut veröffentlicht wurde<sup>45</sup>, forderte u. a. Presse-, Religions- und Versammlungsfreiheit, Änderung des Wahlgesetzes, Mündlichkeit der Rechtspflege, diverse Veränderungen im Militärwesen und Bewaffnung der Bürger, Lossagung der sächsischen Regierung von den Karlsbader Beschlüssen etc. Die eigentliche Sprengkraft des Papiers lag aber in der

---

hauptsächliche Quellen wurden das *Dresdner Tageblatt zur Vertretung örtlicher und vaterländischer Interessen*, das *Dresdner Journal*, *Herold für sächsische und deutsche Interessen* und die *Dresdner Zeitung für sächsische und allgemein deutsche Zustände* konsultiert.

44 Sächsische Dorfzeitung. Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann 10 (10.3.1848). S. 78. Vgl. auch [anonym.] Die jüngsten Ereignisse. H. 2: Des deutschen Volkes Aufschwung. Erste Lieferung: Sachsen. Leipzig: Naumburg 1848. S. 19.

45 Leipziger Zeitung 69. Außerordentliche Beilage. (9.3.1848). S. 1368. Allgemeiner Anzeiger und Nationalzeitung der Deutschen 70 (11.3.1848). Sp. 893-894. Frankfurter Oberpostamts-Zeitung 72 (12.3.1848). S. [2].

zwischen den Zeilen geschickt versteckten Rücktrittsforderung an die sächsische Staatsregierung.<sup>46</sup>

Die von Köchly anberaumte Bürgerversammlung fand am 8. März 1848 im Hôtel de Pologne im Zentrum Dresdens statt. Nachdem der Petitionsentwurf verlesen worden war, erläuterte Köchly die einzelnen Punkte und ließ sich von den 1700 Anwesenden das Einverständnis mit seiner *Erklärung* durch ein lautes Ja bestätigen. Anschließend unterzeichneten rund fünfhundert Teilnehmer an der Volksversammlung Köchlys Forderungskatalog.

Danach überschlugen sich die Ereignisse. Vor allem durch den Druck, der von dem stark radikalisierten Leipzig aus auf den König ausgeübt wurde, wurde der Richtungswechsel in der Staatspolitik bewirkt. In diesem Zuge wurden auch die meisten der von Köchly aufgestellten zehn Punkte zugestanden. Schon am folgenden Tag verkündete die Regierung die Pressefreiheit und erfüllte damit den ersten Punkt auf Köchlys Forderungskatalog. Dass dennoch ein Rücktritt der Regierung unausweichlich war, wenn man einen Ausbruch des bewaffneten Kampfes verhindern wollte, stand allen Beteiligten und Betroffenen, einschließlich des Königs, klar vor Augen. Unter diesem vehementen Druck der Öffentlichkeit entließ der König das nicht mehr tragbare Kabinett Könneritz und setzte am 13. März ein liberales, das sogenannte Märzministerium, ein.<sup>47</sup>

Schon am Vorabend der großen Volksversammlung war es zu einer denkwürdigen Unterredung zwischen Köchly und dem Kultusminister von Wierersheim gekommen. Der oberste Dienstherr des Kreuzschullehrers begriff sehr schnell, dass Köchly auf dem besten Wege war, die exponierte Stellung,

---

46 Neben Köchly hatten 21 weitere Personen die *Erklärung* unterschrieben, die aber unverkennbar Köchlys Handschrift trug. Köchly hatte am Ende seiner *Erklärung* durch typographische Hervorhebung einen Satzteil besonders betont, der plakativ aus dem Einblattdruck heraus sofort ins Auge sprang: „durch freiwilligen Rücktritt von ihrem Amte“. Syntaktisch war diese Formulierung in den Modus der Bedingung eingebettet, nämlich für den Fall, dass die Regierung die zehn Punkte nicht erfüllen könne oder wolle. In der konkreten aufgeheizten Atmosphäre dürfte jedem, der das Blatt in die Hand nahm, aber klar gewesen sein, dass es sich um eine verklausulierte Rücktrittsforderung handelte.

47 Reiner Groß. Vom Märzministerium 1848 zum Dresdner Maiaufstand 1849. In: Geschichte der Stadt Dresden. Bd. 2. Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Reichsgründung. Hg. Reiner Groß/Uwe John. Stuttgart: Theiss 2006. S. 547-560.

die er bisher in der Gymnasialreformbewegung innehatte, nun auch auf den Bereich politisch-demokratischer Reformen auszuweiten. Wietersheim ermahnte Köchly zur Mäßigung und versuchte gleichzeitig, ihn mit der Aussicht auf eine Stelle im höheren Staatsdienst zu ködern.<sup>48</sup>

Auch von anderer Seite wurde versucht, Köchly auf unmittelbar persönlicher Ebene den Wind aus den Segeln zu nehmen. Dies zeigte sich in den plötzlich eintretenden Veränderungen in seiner beruflichen Situation am Dresdener Kreuzgymnasium. Der Kirchenrat Meißner berief als Mitglied der Schulkommission im März 1848 eine Konferenz im Lehrerkollegium ein und zeigte plötzlich großes Verständnis für die Beschwerden Köchlys<sup>49</sup> und der Direktor, der Köchly noch ein Jahr zuvor bei Meißner denunziert hatte, wurde abgesetzt. Köchly machte den Vorschlag, das im Gymnasialverein entwickelte Schulkonzept mit der Kreuzschule zu vereinigen und sah sich selbst bereits als Direktor einer solchermaßen neugestalteten Schule. Doch die Dinge nahmen, wie sich herausstellen sollte, einen anderen Verlauf.

Nachdem das Märzministerium in Kraft getreten war, suchte auch der neue Kultusminister von der Pfordten die Nähe zu Köchly und signalisierte wohlwollende Kooperationsbereitschaft.<sup>50</sup> Er teilte ihm mit, dass er ein neues Schulgesetz für das Königreich Sachsen verabschieden wolle und deshalb an den Reformvorschlägen Köchlys und des Gymnasialvereins interessiert sei. Im Herbst des Jahres 1848 wurde Köchly von dem Minister in den Ausschuss berufen, der das neue Gesetz vorbereiten sollte. Köchly, der u. a. auf einer Dienstreise nach Halle und Berlin die preußischen Bestrebungen auf diesem Gebiet kennenlernen sollte, wurde für vier Monate von seinem Schuldienst freigestellt, um sich ganz den Vorarbeiten für den Gesetzentwurf widmen zu können. Köchly wandte sich mit großer Energie dem neuen Aufgabenfeld zu, mit dem Nebeneffekt, – ob von der Regierung beabsichtigt, oder nicht, sei dahingestellt, – dass sein Name nicht mehr so häufig in den politischen Journalen der Revolutionszeit auftauchte.<sup>51</sup>

---

48 Vgl. Böckel. Hermann Köchly (wie Anm 4). S. 77f.

49 Böckel. Hermann Köchly (wie Anm 4). S. 67.

50 Böckel. Hermann Köchly (wie Anm 4). S. 67f.

51 Es dauerte insgesamt vier Monate, bis der unter der Federführung Köchlys entstandene Entwurf dem Ministerium eingereicht werden konnte. Die beabsichtigte Publikation kam durch die Radikalisierung der Revolution im Mai 1849 nicht mehr zustande.

Noch einmal, und zwar aus Anlass der Erschießung Robert Blums in Wien, flackerte die alte politische Leidenschaft auf, ansonsten aber agierte er eher lautlos als gemäßigter Linker, der zwischen den Radikalen und den Konservativen eine vermittelnde Stellung einnahm. Im Februar 1849 wurde Köchly, der auf einer auf breiter Ebene propagierten Liste des Vaterlandsvereins als Wahlkandidat vorgeschlagen und nachdrücklich empfohlen worden war, in die Zweite Kammer des Sächsischen Landtages gewählt. Als er während der Kammersitzung vom 12. März 1849 als neues Mitglied eingeführt und verpflichtet wurde<sup>52</sup>, sollte ihm nicht mehr viel Zeit vergönnt bleiben, in diesem parlamentarischen Gremium politische Akzente zu setzen. Am 17.3.1849 legte er vor der Versammlung in einer mit großer Aufmerksamkeit verfolgten Rede seine politische Zugehörigkeit zur gemäßigten Linken dar, „weil eine Revolution leicht mehr umstürzen könne, als nöthig.“<sup>53</sup> Am 23. April verhandelte die Kammer über einen Misstrauensantrag, den Köchly als Berichterstatter eines Parlamentsausschusses zum Vortrag gebracht hatte.<sup>54</sup> Als der König im Zuge des Maiaufstandes Dresden verlassen hatte, sah Köchly seine Aufgabe darin, das entstandene Machtvakuum dadurch zu kontrollieren, dass er sich bei der Einrichtung eines Sicherheitsausschusses beteiligte und vor einer Restgruppe ehemaliger Landtagsabgeordneter eine provisorische Regierung aus drei Vertretern der demokratischen Fraktionen des Parlaments vorschlug und per Akklamation bestätigen ließ. Unverkennbar war Köchly noch um die Wahrung einer demokratischen Legitimität der provisorischen Regierung bemüht, während auf den Straßen Dresdens bereits der Barrikadenkampf zu eskalieren drohte. Die von Köchly vorgeschlagene Regierungstrias proklamierte er dann auf dem Balkon des Dresdener Rathauses einer zahlreich versammelten Öffentlichkeit, während Glockengeläute von allen Türmen der Altstadt das Ereignis verkündete.<sup>55</sup>

---

52 *Dresdner Journal* 72 (13.3.1849). S. 570.

53 *Dresdner Journal* 79 (20.3.1849). S. 630.

54 *Dresdner Journal* 114 (24.4.1849). S. 902.

55 Eine relativ detaillierte Beschreibung der Rolle Köchlys im Dresdener Maiaufstand enthält: A. von Montbé. *Der Mai-Aufstand in Dresden*. Auszugsweise bearbeitet nach offiziellen Quellen. Dresden: Höckner 1850.

## 5 Nachmärzliche Reaktion

Nach der Niederschlagung des Dresdener Maiaufstandes durch preußische und sächsische Truppen, flüchtete Köchly über Görlitz, Berlin und Hamburg nach Brüssel, während die Dresdener Wohnung des steckbrieflich verfolgten Parlamentariers von Soldaten durchsucht wurde. Von seinem Brüsseler Exil aus versuchte Köchly sich zu Beginn des Jahres 1850 gegen die Unterdrückung der Schulreformbewegung durch die nachmärzliche Reaktion zur Wehr zu setzen. In einer Mischung aus Trotzreaktion und einem Gefühl für historische Gerechtigkeit veröffentlichte er den von der Nachmärzregierung unterdrückten Schulgesetzentwurf.<sup>56</sup> Die Widmung an Sachsens Volksvertreter und Lehrer entbehrte nicht der Ironie, denn insbesondere die Phalanx der Gymnasiallehrer zögerte kaum, dem politisch verbrannten Gymnasialreformer den Rücken zu kehren.

In verschiedenen pädagogischen Überblickswerken, die in den ersten Jahrzehnten nach 1849 erschienen, glich die fragmentierte, aber in der Summe kollektive Aufarbeitung der Geschichte der Gymnasialreformbewegung einer Mischung aus restaurativem Wundenlecken und reaktionärem Nachkarten.<sup>57</sup> Die Klage über die Abnahme und den Verfall der Latinität, verbunden mit der Forderung nach ihrer verstärkten Pflege, war unversehens wieder salonfähig geworden. Die politisch durchaus gewollte Strategie der Marginalisierung Köchlys wurde von den Fachkollegen auf unterschiedliche Weise vorangetrieben. Als Indikator für eine konsequente und nachhaltige Negativkanonisierung Köchlys kann die zwischen 1859 und 1878 in elf voluminösen Bänden erscheinende *Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens* angesehen werden, in der u. a. eine ganze Reihe ehemaliger Opponenten Köchlys zu Wort kamen und ihre seinerzeitigen Vorbehalte gegenüber der radikalen Reformbewegung nachträglich zu rechtfertigen suchten.<sup>58</sup>

56 Hermann Köchly, Der ursprüngliche Entwurf zu dem allgemeinen Schulgesetze für das Königreich Sachsen. Leipzig: Wigand 1850.

57 Vgl. Ludwig Kühnast. Die Vereinigung der principiellen Gegensätze in unserm altklassischen Schulunterricht. Rastenburg: Röhricht 1856.

58 Vgl. im Einzelnen die Ausführungen über Köchly in folgenden Artikeln: Friedrich Lübker. Gelehrtenschulwesen. In: Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens. Bd. 2. Gotha: Besser 1860. S. 818-874, hier S. 868; Kramer. Gymnasium. Bd. 3 (1862). S. 170-201, hier S. 173 und 178; Geffers. Humanismus und Realismus. Bd. 3 (1862). S. 589-644, hier S. 628, 633 und 636; C. G. Firnhaber. Lehrerversammlungen. Bd. 4 (1865). S. 258-269, hier

So wurden beispielsweise unter dem Hinweis, dass seine Forderungen nicht neu gewesen seien und andere vor ihm schon längst darauf aufmerksam gemacht hätten, seine Alleinstellungsmerkmale relativiert. Schwerer wog dagegen der Versuch, die Vertreter des Gymnasialvereins mit Köchly an der Spitze moralisch zu diskreditieren „War dies wirklich der Ausdruck der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Umkehr oder war es Accommodation an die öffentliche Meinung?“ fragt Geffers, der Verfasser des Lexikonartikels „Humanismus und Realismus“ sein Lesepublikum<sup>59</sup>, und noch in Bd. 11 meint der Verfasser des Artikels „Lateinischer Unterricht“, der bereits erwähnte Friedrich August Eckstein, Köchly habe im Jahr 1848 auf den Versammlungen der sächsischen Lehrer in Leipzig und Meißen lediglich durch sein rhetorisches Talent einige seiner Ansichten zur Geltung zu bringen gewusst, und mit einem gewissen Ausdruck von Selbstzufriedenheit fügt der ehemalige Studienfreund Köchlys hinzu: „Die Reaction hat dafür gesorgt, daß von diesen Reformplänen nichts zur Ausführung gekommen ist.“<sup>60</sup>

Die um 1864 in den meisten deutschen Staaten erlassenen Amnestien für verurteilte Revolutionäre veranlassten Köchly, der zwischenzeitlich in Zürich eine Professur angetreten hatte, zur Annahme einer Professur für Klassische Philologie an der Universität Heidelberg.

So ergab es sich, dass Köchly im September 1865 die Versammlung deutscher Schulmänner und Philologen in Heidelberg leitete. In der von ihm mitunterzeichneten Einladung war ausdrücklich darauf hingewiesen worden, dass auch gebildete Realschullehrer teilnehmen durften, was wie ein Nachhall auf die Diskussion über diese Frage klingen musste, die Köchly zwanzig Jahre zuvor bei seinem ersten Auftritt vor diesem Gremium in Darmstadt angestoßen hatte. In seiner am 27. September 1865 gehaltenen Rede zur Eröffnung der Veranstaltung fehlte es dann auch nicht an expliziten und impliziten Reminiszzenzen an die zwanzig Jahre zurückliegende Darmstädter

---

S. 262; C.L. Kirschbaum. *Naturwissenschaften*. Bd. 5 (1866). S. 920-970, hier S. 936-937; Bäumlein. *Präparation*. Bd. 6 (1867). S. 154-158, hier S. 156-158; H.E. Foß. *Reform der Gymnasien*. Bd. 6 (1867). S. 825-868, hier S. 844-855; Friedrich August Eckstein. *Lateinischer Unterricht*. Bd. 11 (1878). S. 483-696, hier S. 549-550.

59 *Encyclopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens*. Bd. 3. Gotha: Besser 1862. S. 636.

60 *Encyclopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens*. Bd. 11. Gotha: Besser 1878. S. 549f.

Versammlung.<sup>61</sup> Die anhaltende Stagnation in der Frage der Gymnasialreform ermöglichte es Köchly, unmittelbar an den seinerzeitigen Diskussionsstand anzuküpfen.<sup>62</sup> Weitere, z. T. schärfere Auseinandersetzungen, spielten sich in den Folgejahren insbesondere zwischen Eckstein und Köchly auf den deutschen Philologenversammlungen ab.

## 6 Zusammenfassung

Eine Analyse des ephemeren Erfolges und nachhaltigen Scheiterns der Gymnasialreformbewegung im Vormärz und im Verlauf der revolutionären Wellen von 1848 und 1849 ergibt, dass das Zusammenwirken von umfassenden schulreformerischen Aktivitäten mit radikalpolitisch ambitioniertem Aktivismus und parlamentarischem Engagement nicht ausreichte, den konservativen und restaurativen Kräften wirkungsvoll entgegenzutreten. Köchlys Konzept der Gymnasialreform, das zunächst von dem politischen Zeitgeist des Vormärz wesentliche Impulse empfangen hatte, absorbierte sich nach den ersten Erfolgen der Märzrevolution in den vordringlichen politischen Bestrebungen, die weitergehenden Märzerrungenschaften zu sichern und zu verstetigen. Der sich seit Anfang April 1848 eröffnende Spielraum für pädagogische und schulpolitische Umstrukturierungsprozesse erschöpfte sich in aufreibender Verbandsarbeit, deren Früchte in dem kurzen Zeitrahmen, der der Revolution beschieden war, nicht mehr eingefahren werden konnten. Köchlys weitgesteckte allgemeinpolitische und fundamentale schulreformerische Zielsetzungen, denen er auf parlamentarischer Ebene, im Rahmen von pädagogischen Verbänden und geselligen Vereinen und nicht zuletzt in kulturellen öffentlichen Veranstaltungen Bahn zu brechen versuchte, sollten im Schatten der Barrikaden des Dresdener Maiaufstandes in scheinbar unerreichbare Ferne rücken.

Die Märzerrungenschaft der freien Vereinsgründung war in Sachsen – und speziell in Dresden – eine der am stärksten genutzten Handlungsebenen der breiteren Öffentlichkeit. Das Erziehungs- und Schulwesen war insofern davon in besonderer Weise geprägt, als die Lehrer der verschiedenen

---

61 Verhandlungen der vierundzwanzigsten Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Heidelberg vom 27. Bis 30. September 1865 in Heidelberg. [Hg. Hermann Köchly] Leipzig: Teubner 1866. S. 13-14.

62 Verhandlungen [Hg. Köchly] (wie Anm. 61). S. 19.

Schultypen sich auf neu gegründeten oder umformierten Verbänden und Versammlungen zu organisieren begannen. Gleichzeitig spielte die Vernetzung der einzelnen Gruppierungen eine Rolle, und zwar auf drei Ebenen. Erstens sollten Einbettungen in eine Struktur, die den Blick auf das Schulwesen in seiner Gesamtheit gerichtet hatte, die Gleichberechtigung der unterschiedlichen Schultypen bewirken und eine Zersplitterung der Verbände vermeiden. Zweitens sollte die Koordinierung der Tätigkeiten einzelner Teilverbände im Rahmen überregionaler Großverbände auf gesamtsächsischer Ebene den Reformbestrebungen größeren Nachdruck verleihen. Drittens orientierte man sich über die Fortschritte in anderen Staaten des Deutschen Bundes und die erziehungspolitischen Aktivitäten des Frankfurter Paulskirchenparlaments. So kam es relativ schnell zur Gründung gesamtdeutscher Lehrervereinigungen, die eine länderübergreifende Basis für Reformbestrebungen zu legen versuchten.

Auf allen der drei genannten Ebenen war Köchly z. T. auf exponierte Weise tätig. Außer seiner gewissermaßen selbstverständlichen Teilnahme an den beiden Versammlungen der sächsischen Gymnasiallehrer des Jahres 1848 war er an der Gründung eines Allgemeinen deutschen Lehrervereins beteiligt, der alle Lehrer von der Kleinkinderschule bis zu den Universitäten umfassen sollte. Auf der Ende September 1848 in Eisenach stattfindenden Gründungsversammlung wurde er zum provisorischen Vorsitzenden gewählt. Fast überall wurde er als Mann der ersten Stunde geachtet und betrachtet, da er bereits vor der Revolution u. a. durch die Gründung des Gymnasialvereins den Diskussionsprozess angestoßen hatte, der sich nun scheinbar ungehindert und auf breiter Ebene entfaltete. Durch seine mitreißende Rednergabe und seine jugendliche Begeisterungsfähigkeit wurde er, um es mit einem unhistorischen Ausdruck zu charakterisieren, zum ‚Mataador‘ der Lehrerversammlungen des Jahres 1848.

Aber auch für die Rolle, die er als geselliger Moderator von mehr oder weniger unpolitischen Unterhaltungsveranstaltungen einnahm, scheint Köchly prädestiniert gewesen zu sein, da eine gewisse Freude an der Selbstdarstellung Teil seines Charakters gewesen zu sein scheint. Zweifellos besteht in dieser Hinsicht ein Zusammenhang zu Köchlys vielfach belegter Leidenschaft für das Theater, in der wohl auch eine Vorliebe für die mediale Konstruktion der bildungsorientierten Öffentlichkeit zum Ausdruck kommt. Schöngestigte und populäre Vorträge, von denen sein Biograf Böckel allein im Rahmen des Gymnasialvereins die stolze Anzahl von vierzehn Präsentationen namhaft machen konnte, setzten sich auch nach den Märzereignissen

in den verschiedensten Zusammenhängen fort. Als einen der Höhepunkte darf man auf die Schillerfeier verweisen, die am 10. November 1848 in demselben Saal des Hôtel de Pologne stattfand, in dem Köchly Anfang März seinen überwältigenden ersten revolutionären Auftritt hatte.<sup>63</sup>

Die Emphase und die Begeisterungsfähigkeit, die Köchly im Vormärz und während der Revolutionen von 1848 und 1849 ausgezeichnet hatte, scheint in der Exilzeit in Zürich zum Stillstand gekommen zu sein. Diesen Eindruck gewinnt man jedenfalls aus einem aus dem Jahr 1855 stammenden Brief Köchlys an einen Freund in Dresden. Der betreffende Passus daraus mag den vorliegenden Beitrag gewissermaßen als Schlusstableau beschließen:

Du magst überhaupt glauben, daß trotz meines Stillebens und Stillschweigens dennoch die Erinnerung an meine alten treuen Freunde in Dresden, an die unvergeßlichen Jahre, die ich dort verlebte, stets wach und lebendig bleibt, um so mehr, als ich über die Jahre und die Stimmung hinaus bin, neue Verbindungen von gleicher Innigkeit zu schließen. Die Sehnsucht nach jenen vergangenen Zeiten würde mich gar nicht zur Ruhe kommen lassen, wenn ich mir nicht sagen müßte, daß unter den jetzigen Verhältnissen ein gleiches oder auch nur ein ähnliches Leben in Dresden sich nicht fortsetzen ließe. So gern daher mein Gedanke mit herzlicher Rührung und Dankbarkeit bei den Bildern einer regen und glücklichen Vergangenheit gemeinsamen Strebens weilt, so danke ich doch dem Gesckicke täglich, daß es durch einen raschen Ruck es mir erspart hat, die Niederlage der guten Sache, die Mißhandlung, ja den Untergang so vieler Freunde, den Triumph einer verächtlichen Reaction in Staat, Kirche und Schule mit eigenen Augen anzusehen.<sup>64</sup>

---

63 Die Annonce des Festprogramms in der Tagespresse verwies als Blickfang auf die zugesicherte Mitwirkung der Koryphäen des Königlichen Hoftheaters, Francisca Berg und Eduard Devrient, sowie des Herrn Dr. Köchly, der mit einem Vortrag über Schiller den ersten Wortbeitrag des Abends übernehmen und außerdem die einzelnen musikalischen und darstellenden Beiträge jeweils mit einleitenden Worten begleiten wollte. Vgl. Schillerfeier. In: *Dresdner Journal* 224 (10.11.1848). S. 1802. Devrient musste sein Mitwirken dann allerdings absagen und wurde durch den Schauspieler Porth vertreten.

64 Hermann Köchly an Gustav Eduard Schwender. Zürich 1855. Zitiert nach: Woldemar Lippert. *Richard Wagners Verbannung und Rückkehr 1849-1862*. Dresden: Aretz 1927. S. 200-201.

Katharina Gather (Paderborn)

## Schule und Idealstaat bei Karl Fröbel

### Zur politischen Funktion von Erziehung und Bildung im Vormärz

Kein Land, abgesehen von Nordamerika, bietet nun mehr Bedingungen zu einem freien öffentlichen Leben dar, als die Schweiz, wo Vereinsfreiheit, Preßfreiheit, Lehrfreiheit in den meisten Kantonen bestehen, und auch das kirchliche Leben immer mehr Sache des Volkes oder freier Gemeinden wird. Daher konnte in einem der Erziehung sich Widmenden leicht der Gedanke entstehen, hier eine Erziehungsanstalt zu gründen, welche zu leisten versuchte, was die fortgeschrittenen Bedürfnisse unserer Zeit fordern.<sup>1</sup>

#### 1. Karl Fröbel – ein deutscher Lehrer unter dem Eindruck der regenerativen Schulreform im Kanton Zürich

Entrüstet vom Züriputsch und der Rücknahme der regenerativen Schulreform durch das Septemberregiment schrieb Karl Fröbel im Jahr 1839 in Zürich seine *Zeitgemäßen Betrachtungen für das gebildete Europa über Zeitliches und Ueberzeitliches, veranlaßt durch eine Würdigung der in der Schweiz herrschenden Lebensansichten*. Fröbel war zu dieser Zeit als deutscher Lehrer an der Zürcher Industrieschule tätig.<sup>2</sup> In seiner Abhandlung setzt er sich mit den bildungspolitischen Verhältnissen des schweizerischen Kantons im Jahr 1839 auseinander und entwirft eine egalitäre Idealstaatskonzeption, die er im Sinne einer Kontrastfolie den deutschen und schweizerischen Verhältnissen vergleichend voranstellt. Diese theoretische Konzeption wurde später zu einer konzeptionellen Grundlage einer Privatschule, die er im Jahr 1845 in Zürich Hottingen gründete und die im Jahr 1847 nach Zürich

---

1 Karl Fröbel. Bericht der Fröbel'schen Erziehungsanstalt bei Zürich. Zürich 1847. S. 3.

2 Julius und Karl Fröbel sind Neffen des bekannten Kindergartenpädagogen Friedrich Fröbel. Vgl. Karl Fröbel. Drei undankbare Neffen. Erinnerungen an Friedrich Fröbel. In: Kindergarten 16 (1875). S. 24-76.

Seefeld umsiedelte, wo Fröbel sie bis 1849 leitete.<sup>3</sup> Im Anschluss daran zog er gemeinsam mit seiner Gattin Johanna Fröbel, geb. Küstner, nach Hamburg, wo sie bis 1852 die *Hamburger Hochschule für das weibliche Geschlecht* leiteten, eine private höhere Mädchenschule, die auf den Erzieherinnenberuf vorbereiten sollte.<sup>4</sup>

Gibt es zu dem Hamburger Schulprojekt aufgrund seiner Bedeutung für die nachmärzliche Kindergartenbewegung einige wenige Studien<sup>5</sup>, so wurden Fröbels Konzeption und seine schulischen Unternehmungen in den 1830er Jahren bisher noch nicht untersucht. Aus diesem Grund sollen diese in dem vorliegenden Beitrag dargestellt und im Blick auf die Frage hin untersucht werden, inwiefern Fröbel politische Herausforderungen der 1830er Jahre in Zürich und dem Deutschen Bund als pädagogische Herausforderungen interpretierte und das schulische Handlungsfeld als politisches Feld verstand.<sup>6</sup>

## 2. Der Kanton Zürich als bildungspolitisches Erfahrungsfeld

Der 1807 im thüringischen Griesheim geborene Karl Fröbel, Neffe des berühmten Kindergartenpädagogen Friedrich Fröbel und Bruder des Paulskirchenabgeordneten Julius Fröbel, unterrichtete nach seinem Philosophiestudium in Jena Mathematik an einer Pestalozzi-Schule in London, bevor er 1833 eine Lehrerstelle für englische Sprache und Literatur an der Zürcher

---

3 Brief Karl Fröbels an den Erziehungsrat vom 3. August 1848. In: Staatsarchiv Kanton Zürich, U55b1.

4 Vgl. Karl Fröbel/Johanna Fröbel geb. Küstner. Hochschulen für Mädchen, Kindergärten als Glieder einer vollständigen Bildungsanstalt, welche Erziehung der Familie und Unterricht der Schule verbindet. Nebst Briefen über diesen Gegenstand. Als Programm zu dem Plane der Hochschule für das weibliche Geschlecht in Hamburg. Hamburg: Niemeyer 1849.

5 Vgl. Susanne Kortendick. Die Hamburger Hochschule für das weibliche Geschlecht – eine Untersuchung zur frühen Geschichte der Erwachsenenbildung. Köln 1988. (unveröffentlichte Diplomarbeit, erhältlich über das Digitale Deutsche Frauenarchiv).

6 Der Beitrag basiert auf Ergebnissen meiner Dissertation, die unter folgendem Titel publiziert wurde: Katharina Schneider. „Wege in das gelobte Land“. Politische Bildung und Erziehung in Vormärz, Regeneration und Deutscher Revolution 1848/49. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2016.

Industrieschule antrat. Wie auch sein Bruder Julius gehörte Karl Fröbel zu jenen Deutschen, um die der Zürcher Erziehungsrat im Deutschen Bund über Zeitungsannoncen geworben hatte. Der Ausbau des öffentlichen kantonalen Bildungssystems, vor allem die Eröffnung der ersten Kantonsschule im Jahr 1833 mit zwei Zweigen, dem Gymnasium und der Industrieschule, führte zu einem erhöhten Bedarf an akademisch gebildeten Lehrern und Professoren aus dem Ausland, da die Universität Zürich erst im selben Jahr gegründet worden war.<sup>7</sup>

Zurückzuführen ist der Ausbau des Bildungssystems auf die neue Verfassung der Regeneration.<sup>8</sup> In der Folge der Volksversammlung in Uster im November 1830, einem Aufstand der Zürcher Landbevölkerung gegen die restaurative kantonale Politik, die durch die städtische Oberschicht geprägt war, kam es zu einer Auflösung des amtierenden Großen Rates, dem Zürcher Parlament, und zu Neuwahlen. Zentrale Forderungen waren die vorher nicht gegebene anteilig ausgeglichene Repräsentation der Stadt- und Landbevölkerung im kantonalen Parlament, Gewaltenteilung, ein zensusfreies Wahlsystem und eine neue, vom Volk abgestimmte souveräne Verfassung, in welcher die wirtschaftliche Bevorteilung der Stadt- gegenüber der Landbevölkerung aufgehoben werden sollte.<sup>9</sup>

Im Dezember 1830 waren Parlament und Regierung neu gewählt, die nun mit der Revision der seit 1814 bestehenden Restaurationsverfassung unter Mitbeteiligung der Kantonsbürger befasst waren. So wurden die Bürger

---

7 „Man findet darselbst für die Kantonsschule nicht weniger als drei und zwanzig Hauptlehrerstellen, nebst vierzehn Hilfslehrerstellen, jener für den Religionsunterricht und für die gymnastischen Uebungen nicht zu gedenken; im Ganzen also sieben und dreißig Lehrstelle.“ August Adolf Ludwig Follen. Bemerkungen und Vorschläge die Organisation des Unterrichtswesens im Kanton Zürich betreffend. Zürich: o. A. 1832. S. 23.

8 Mit Regeneration ist die Zeit von Verfassungsrevision im Kanton Zürich in den Jahren 1830/1831 gemeint, die das Ende der Restauration bedeutete bis zur Gründung des Bundesstaates 1848. Vgl. Barbara Weinmann. Eine andere Bürgergesellschaft. Klassischer Republikanismus und Kommunalismus im Kanton Zürich im späten 18. und 19. Jahrhundert (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft. Bd. 153). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002.

9 Vgl. Ludwig Snell. Dr. Ludwig Snells Leben und Wirken. Ein Beitrag zur Geschichte der regenerierten Schweiz bearbeitet nach den von dem verstorbenen hinterlassenen Papieren und Schriften von einem jüngeren Freunde desselben. Zürich: Meyer & Zeller 1858.

aufgefordert, Verfassungsentwürfe einzureichen, die in der Erarbeitung der repräsentativdemokratischen Verfassung berücksichtigt wurden. In einigen dieser Entwürfe wurde die Verfassung bedingend an die Erziehung und Bildung der Kantonsbürger gebunden. In seinem Verfassungsentwurf formuliert so der deutschstämmige und als Privatdozent an der Universität Basel tätige Ludwig Snell, der sich zum Wortführer der ländlichen Opposition entwickelt hatte:

Als letzte und nothwendige Grundlage des Repräsentativsystems wird ein tüchtiges öffentliches Erziehungssystem anerkannt, wodurch der Geist des Volks für politische Thätigkeit und für die republikanische Staatsform immer fähiger und tauglicher wird.<sup>10</sup>

Schulische Bildung – so ein Kern der Forderungen – dürfe nicht im kirchlichen Auftrag stehen, wenn sie das Fundament einer auf politischer Beteiligung basierenden Staatsform sein soll.<sup>11</sup> Daher solle Schule nicht unter kirchlicher, sondern unter staatlicher Aufsicht stehen, Schule und Kirche als gleichwertige, einander ergänzende konstitutive Säulen des Staates fungieren.

In der neuen Verfassung der Regeneration wurde Schule zum staatlichen Auftrag: „Sorge für Vervollkommnung des Jugendunterrichts ist Pflicht des Volkes und seiner Stellvertreter. Der Staat wird die niedern und höhern Schul- und Bildungsanstalten nach Kräften pflegen und unterstützen.“<sup>12</sup> Kirche und Schule wurden nun in analogen Strukturen gleichgestellt. So waren Erziehungsrat und Kirchenrat die der Regierung und dem Parlament gleichermaßen untergeordneten Exekutivorgane, der Kirchensynode entsprechend wurde eine Lehrersynode als ständische Vertretung gegründet, die kirchlich geprägte Schulaufsicht wurde durch eine regionale Schulaufsicht ersetzt, die sich nicht nur aus Kirchenvertretern, sondern auch aus Laien zusammensetzte, ein Lehrerseminar wurde neu gegründet. Die Regenerationsverfassung führte in erziehungspolitischer Hinsicht zu einem Ausbau

---

10 Ludwig Snell. Entwurf einer Verfassung nach dem reinen und ächten Repräsentativsystem das keine Vorrechte und Exemtionen kennt, sondern nur auf der Demokratie beruht. Zürich: Gessner'sche Buchdruckerei 1830. S. 13.

11 Vgl. ebd., S. 52.

12 Staatsverfassung für den eidgenössischen Stand Zürich vom 10. März 1831. In: Quellenbuch zur neueren schweizerischen Verfassungsgeschichte. Vom Ende der Alten Eidgenossenschaft bis 1848. Hg. Alfred Kölz. Bern: Stämpfli & Cie 1831. S. 291-305, S. 293.

des Volksschulwesens, der Gründung von Sekundarschulen, der Gründung der Zürcher Kantonsschule sowie der Universität. Damit wurde ein staatliches, organisch gegliedertes Bildungssystem gegründet, das es in der Form zuvor nicht gab.

Karl Fröbel traf in Zürich also auf politische Verhältnisse, die jenen des Deutschen Bundes diametral entgegenstanden: Durch seine Tätigkeit als Kantonsschullehrer erfuhr er nicht nur demokratische Prozesse und Kontroversen auf dem Feld der Bildungspolitik, sondern auch eine kritische Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Kirche, Religion und Bildung, das jedoch an andere Voraussetzungen gebunden war als in den Staaten des Deutschen Bundes. Anders als beispielsweise das preußische, an die Führung des Monarchen gebundene Staatskirchentum, war die Zürcher Landeskirche neben dem Schulsystem ein konstitutives Element der Demokratie und letztlich an parlamentarische Beschlüsse gebunden. In den Kontroversen um die strukturelle Gleichstellung von Kirche und Schule ging es nicht darum, Religion und Kirche zu negieren wie etwa im deutschen Junghegelianismus. Vielmehr ging es darum, den Glauben im Sinne einer demokratieoffenen Theologie in der Tradition der Reformation zu öffnen. Im religiösen Glauben liegt für Snell sogar eine Gelingensbedingung der Umsetzung der Regenerationsverfassung. So würde die republikanisch geprägte Gemeinschaft „desto besser gedeihen [K. G.], je fester (sie) auf Frömmigkeit (Religiosität) sich gründet.“<sup>13</sup> Snell kritisierte daher einen ‚Köhlerglauben‘ vor allem der Zürcher Landbevölkerung, der zu einer Untertanenmentalität führe, wohingegen er den ‚wahren‘ Protestantismus in der Fortführung der Reformation erkennt:

Der freie, forschende, Fesseln lösende Geist Zwingli's wich sehr bald aus der reformirten Kirche [...]. Das göttliche Herrschergeschlecht der Städtaristokratie zu verkünden, der Unterdrückung der Landschaften und den blutigen Exekutionen, die an ihnen vollzogen wurden, die Weihe des Himmels zu ertheilen, die Gemüthe der Landleute in einen blinden, verknechtenden Köhlerglauben einzuhüllen, worin die Garantie eines sklavischen Gehorsams erblickt wurde – das war die Bestimmung der reformirten Geistlichkeit auf den Landschaften, in welche die meisten Pfarrer um so leichter eingingen, da sie, als Bürger der regierenden Städte, in ihren politischen Interessen befangen waren.<sup>14</sup>

---

13 Ludwig Snell. Geist der neuen Volksschule in der Schweiz, nebst den Hoffnungen, welche der Menschen- und Vaterlandsfreund daraus schöpft. St. Gallen: Wartmann 1840. S. 33.

14 Ebd., S. 61.

Wie Schule solle die Kirche vielmehr auf die republikanische Gemeinschaft bezogen sein, was jedoch durch den schulischen Religionsunterricht verhindert würde: „Auch in die Schulen ward dieser geisttötende kirchliche Stabismus verpflanzt, [...] so dass nirgends ein freier Sinn auftauchen und sich Bahn brechen konnte.“<sup>15</sup>

Vor allem von der Landbevölkerung wurde die Schulreform als anti-kirchliche Bewegung und Einschränkung der Religionsfreiheit verstanden. Zudem bedeuteten die Schulneubauten eine finanzielle Belastung für die Kommunen, weshalb 1832 eine Vermögens-, Erwerbs- und Einkommenssteuer eingeführt wurde, die auch die Landbevölkerung betraf und die zu einer Skepsis gegenüber der regenerativen Bildungspolitik führte.

Die Berufung des deutschen spekulativen Theologen David Friedrich Strauß auf den Lehrstuhl für systematische Theologie der Universität Zürich stellte vor diesem Hintergrund eine Provokation dar. Die Berufung von Strauß, der aufgrund seiner religionskritischen Schrift *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet* bereits im Deutschen Bund umstritten war, wurde als fundamentaler Angriff auf Religion und Kirche wahrgenommen, was Ausdruck in dem gewaltvollen Putsch durch die Zürcher Landschaft im September 1839 fand, der zum Sturz der radikalliberalen Regierung der Regeneration und zur Etablierung einer neuen konservativen Regierung, des Septemberregiments, führte. Zwar blieb die Verfassung von 1831 bestehen, doch hatte der konservative Putsch Konsequenzen für das Bildungssystem: Indem ein Pfarrer nun Direktor des Lehrerseminars wurde, und es zu Entlassungen kam, wurde der Einfluss der Kirche auf die Lehrerausbildung größer. Die Rechte der Schulsynode wurden zudem eingeschränkt, und der curriculare Einfluss der Kirche auf den schulischen Religionsunterricht ausgedehnt. Verbunden war der Züriputsch auch mit einer anwachsenden Skepsis der schweizerischen Kantonsbürger gegenüber den zugewanderten deutschen Lehrern und Professoren, die auch Karl Fröbel in der Industrieschule zu spüren bekam. In seiner Schrift *Zeitgemäße Betrachtungen für das gebildete Europa über Zeitliches und Überzeitliches, veranlaßt durch eine Würdigung der in der Schweiz herrschenden Lebensansichten* integriert er seine Eindrücke in eine bildungstheoretisch begründete Idealstaatskonzeption, die im Folgenden dargestellt werden soll.

---

15 Ebd.

### 3. Das Wahre, Gute und Schöne – Karl Fröbels Idealstaatskonzeption

Karl Fröbel entwickelte eine Staatskonzeption, die er als Ideal den politischen Verhältnissen der europäischen Länder der 1830er Jahre voranstellt. Staaten sind für ihn keine nationalen, etwa auf ein bestimmtes Volkstum oder bestimmte Regionen bezogenen Größen, sondern politische Entsprechungen der in ihnen lebenden Menschen. Ein idealer Staat zeichne sich dadurch aus, dass das „Ideal des Menschen“<sup>16</sup> in ihm zur Entfaltung kommt. Entsprechend stellt Fröbel seinen staats-theoretischen Überlegungen Annahmen über das Menschenwesen voran.

Das Wesen des Menschen sei durch das Wahre, Gute und Schöne geprägt, die als die Dimensionen „Denken, Fühlen und Wollen“<sup>17</sup> dem Ich eingestiftet seien: „Das Wesen des Menschen hat sich ihm in seinem Bewußtsein kund gethan als Erkenntniß oder Wissen des Wahren, als Fühlen des Schönen und als Wollen des Guten.“<sup>18</sup>

Die Entfaltung der menschlichen Potentiale im Denken, Fühlen und Wollen sei an Bildung gebunden, der menschliche Zweck liege darin, sie zu verwirklichen:

Seine Bestimmung ist, durch fortschreitende Bildung das Wahre, Schöne und Gute zu verwirklichen: Die Wahrheit zu erforschen in den Wissenschaften, die Schönheit zu versinnlichen in den Künsten, darzustellen in den Sitten, das Gute zu erschaffen in den Beschäftigungen des Lebens. Kurz gefaßt ist seine Bestimmung also Bildung.<sup>19</sup>

Eine vollkommene Ausprägung der menschlichen Potentiale im Guten, Wahren und Schönen sei idealiter nur in der Menschheit insgesamt, nicht jedoch im Individuum möglich, da im Einzelnen die Wesensdimensionen endlich und daher vor Grenzen gesetzt seien:

---

16 Karl Fröbel. *Zeitgemäße Betrachtungen für das gebildete Europa über Zeitliches und Ueberzeitliches* veranlaßt durch die Würdigung der in der Schweiz herrschenden Lebensansichten von einem Deutschen. Zürich: Zürich & Furrer 1839. S. 27.

17 Ebd., S. 31.

18 Ebd., S. 27.

19 Ebd.

Weil aber der Einzelne in der Erreichung seiner Bestimmung auf das Ideal des Menschen, die Menschheit, durch Bildung verwiesen ist, so erfüllt er seine besondere Bestimmung am besten, wenn er eine Seite vorzugsweise ausbildet, in der Ausbildung der anderen aber sich auf die Mittheilungen dessen, was Andere in ihnen Vorzügliches geleistet haben, verläßt. Und so wird er sogar seine Pflicht, in dem Hauptzwecke seiner Bildung *e i n – s e i t i g* zu sein. [...] Ein Gleichgewicht zwischen Wollen, Wissen und Fühlen ist denkbar, und sogar eine Aufgabe der sittlichen Ausbildung eines jeden Menschen; allein sie kann nur mit dem Beistande anderer Menschen gelingen [...].<sup>20</sup>

Fröbel beschreibt eine solche Ergänzung der menschlichen Potentiale als religiöse Dimension, in der sich das Reich Gottes in seiner Vielschichtigkeit offenbare. Eine menschliche Erfüllung liegt für Fröbel nicht in einer transzendenten Erlösungsdimension, sondern im Zusammenleben aller Menschen als sich ergänzende Glieder, das nie final realisiert, sondern Ziel eines auf Permanenz gestellten Strebens sei.<sup>21</sup> Gebunden sei dieses Streben nicht nur an Bildung, sondern auch an eine innerweltliche, nicht konfessionelle ethische Glaubenspraxis, die sich im mitmenschlichen Bezug zeige.

Ein solcher Bezug sei nur in einem Staat möglich, der dem menschlichen Wesen entspricht, indem er zu dessen Entfaltungsraum wird. So finden die menschlichen Dimensionen des Denkens, Fühlens und Wollens institutionelle Entsprechungen: Das Gute als Bereich des Wollens entspreche insgesamt dem Staat in seiner tugendhaften Gestalt, das Wahre als Bereich des Denkens der Schule, das Schöne als Bereich des Fühlens der Kirche. In Analogie zu der regenerativen Verfassung Zürichs ordnet Fröbel Schule und Kirche nicht hierarchisch, sondern als gleichermaßen konstitutive Säulen dem Staat ein.<sup>22</sup>

Gegenstände der schulischen Bildung seien daher vor allem Bedingungen des tugendhaften Zusammenlebens selbst, insbesondere religiöse Glaubensinhalte. Die schulisch geförderte Einsicht in die Gleichheit aller Menschen vor Gott sei Bedingung der Entfaltung der Tugendhaftigkeit als höchste Dimension des Wollens und Voraussetzung eines humanen Staates. Darin liege die „höchste menschliche Wahrheit“, die es ermöglicht, zum „Zweck das Gute Aller“ zu setzen.<sup>23</sup>

---

20 Ebd., S. 56.

21 Vgl. ebd., S. 36.

22 Vgl. ebd., S. 33.

23 Ebd., S. 43.

Aufgabe der Lehrpersonen sei nicht nur die Gestaltung des Unterrichts zu diesen Themen, sondern auch die erzieherische Tätigkeit, die in der außerunterrichtlichen Jugendarbeit liege und politisch fokussiert sein solle. Die Schule als staatlicher Raum im Kleinen sei ein republikanischer Jugendstaat, in dem Schülerinnen, Schüler und Lehrer selbst über Verfassung und Gesetze abstimmen und eine eigene Gerichtsbarkeit bilden. Der Lehrer sollte

gewissermaßen der Herrscher des kleinen Schulstaates sein, seine Macht aber durch die von ihm ausgewählten besten Schüler verfassungsähnlich beschränken, und diesen unter seiner Leitung die Schlichtung von Streitigkeiten, die Gutheißung vorgeschlagener Schulgesetze, die Anordnung von Spielen [...] u. s. f. überlassen.<sup>24</sup>

Nicht Strafen, sondern Scham und Ehrgefühl seien Erziehungsmittel in der Schule.

Die Kirche sei hingegen eine gefühlshafte Sphäre und diene der Erbauung. Dezidiert wendet sich Fröbel gegen eine konservative Wendung des Zürcher Protestantismus und setzt sich für eine religiöse Gemütsbildung in einer erneuerten, nicht konfessionellen Kirche ein. Aufgabe der Kirche sei die Förderung des gesellschaftlichen Zusammenhalts durch die Ausrichtung von Festen, durch Kunst und Musik. Zentriert die Schule eine kritisch-rationale Auseinandersetzung mit religiösen Glaubensinhalten, so dient die Kirche der gefühlshaften Identifikation mit Glaubensinhalten.

Durch Verstandes- und Gemütsbildung in Kirche und Schule könne die „Tugend der Selbstbeherrschung“ ausgeprägt werden, die das „Beste vieler will“ und Bedingung ist eines dem Wesen des Menschen entsprechenden Staates.<sup>25</sup>

In seiner Begründung der Konzeption nutzte Fröbel ein republikanisches Vokabular, das Argumentationsmustern von Zürcher Bildungsreformern zur Zeit der Regeneration entsprach. So war für Johann Caspar von Orelli (1787-1849), einem Mitglied des Erziehungsrats, der einen Entwurf des Schulgesetzes für Mittelschulen im Kanton Zürich verfasste, die antike Trias des Wahren, Guten und Schönen Grundelement seiner bildungstheoretischen Überlegungen. Orelli bezog Platons Kalokagathie auf die Funktionen schulischer Bildung. So formulierte er in einer Schuljahresrede an seine

---

24 Ebd., S. 175.

25 Ebd., S. 45.

Schüler: „Das Schöne ist eine Beschäftigung für eure Einbildungskraft, das Wahre für euren Verstand. Aus dieser [...] Beschäftigung soll nun eine rein menschliche Gesinnung hervorgehen, dasjenige, was das Wichtigste ist, und worin beides, Schönes und Wahres, sich vereint.“<sup>26</sup> Orelli erblickte hier in der ‚menschlichen Gesinnung‘ das Bildungsziel, das Bedingung ist für Tugendhaftigkeit, die sich in einem ‚eidgenössischen Gemeingeist‘<sup>27</sup> zeige, in dem nicht der eigene Vorteil im Vordergrund stehe, sondern politische Teilhabe, Selbstbeherrschung und Gemeinwohlorientierung.

#### 4. Die „Bestimmung der nothwendigen Stände im Staate“

Zur Bestimmung des Idealstaates mit seinen Institutionen entwickelte Fröbel nicht nur eine spezifische Vorstellung des inneren Menschenwesens, sondern entwarf auch eine gesellschaftliche Struktur durch eine Einteilung der Bürger in Stände, die den Ausprägungen der menschlichen Dimensionen des Denkens, Fühlens und Wollens entsprechen. Da diese Resultat von Bildungsprozessen sind, handele es sich nicht um eine geburtsständische, sondern um eine staatliche Ordnung, in der Positionen und Funktionen durch Bildung erworben werden können. Diese sei egalitär, da „jeder Einzelne im Volke, welchen Standes auch seine Eltern seien, in jeden Stand ohne äußeres Hinderniß eintreten kann [...]“.<sup>28</sup>

Fröbel unterteilt die Staatsbürger in die „Rohen“ als den Arbeiterstand, in die „Gebildeten“ und die „Auserwählten“, die er als „Bildungsadel“ beschreibt, der aufgrund seiner vorausschauenden Weitsichtigkeit den Zweck des Staates erblicken und Entwicklungen vorantreiben kann. Die „Gebildeten“ und „Auserwählten“ unterteilt er aufgrund ihrer Spezialisierungen und Potentiale in „Willenmenschen“, „Gemüthmenschen“ und „Verstandesmenschen“, denen jeweils Berufsfelder in Staat, Kirche und Schule entsprechen.<sup>29</sup>

---

26 Johann Caspar von Orelli. *Schule und Wissenschaft*. S. 19. Zit. n.: Christian Roedel. *Pestalozzi und Graubünden. Ein Beitrag zur Pestalozziforschung und zur bündnerischen Schulgeschichte*. Winterthur: Keller 1960. S. 188f.

27 Ebd.

28 Karl Fröbel. *Zeitgemäße Betrachtungen für das gebildete Europa über Zeitliches und Ueberzeitliches* veranlaßt durch die Würdigung der in der Schweiz herrschenden Lebensansichten von einem Deutschen (wie Anm. 16). S. 177.

29 Die Zitate sind entnommen aus ebd., S. 57.

Da für den Arbeiterstand keine spezialisierte Bildung vorgesehen ist, wird er von Fröbel nicht weiter unterteilt.

Glieder des Staates	Willenmenschen	der Kirche	Gemüthmenschen	der Schule	Verstandesmenschen
für den Staat	Herrscher, Helden	Erzieher		Lehrer	
für die Kirche	Gesetzgeber	Priester, Geistliche		Gelehrte	
für die Schule	Richter	Richter und Künstler		Weise, Philo- sophen.	

Abb.: „Eintheilung aller die Bildung befördernden Menschen, je nach der Richtung des Geistes, in welcher ein Jeder vorzugsweise zu dem Fortschreiten des Menschengeschlechtes beiträgt.“ In: Ebd., S. 57.

Vor dem Hintergrund der Bedingungen in Zürich und im Deutschen Bund suchte Fröbel nach Möglichkeiten, staatliche Änderungen zu initiieren. Hier bekommt der Bildungsadel eine geschichtliche Bedeutung, er wird gewissermaßen zum Antreiber der Entwicklungen, indem er Bildungs- und Erziehungsprozesse in Kirche und Schule initiiert.

Von den drei Ständen des Volkes bedarf der unterste, welcher die große Menge ausmacht, welcher zur Bildung genöthigt werden muss, am meisten einer steti- gen Einwirkung zum Behuf seiner sittlichen Erziehung; der Mittelstand kann sich mehr selbst überlassen bleiben; von dem obersten Stande aber muß die Einwirkung ausgehen. Man kann auch sagen, daß der erste Stand ist, wel- chen sich die Uebrigen im Volk zum Vorbild nehmen.<sup>30</sup>

Fröbel denkt den staatlichen Systemwandel hier nicht als institutionelle Reform oder Resultat revolutionärer Protestbewegungen, sondern als vom lenkenden Bildungsadel angetriebenen Bildungs- und Erziehungsprozess, der darauf bezogen ist, den humanen Staat als weltimmanentes Reich Gottes zu schaffen, indem die Staatsbürger ihre Anlagen bildend entfalten.<sup>31</sup>

30 Ebd., S. 168.

31 Vgl. ebd., S. 15.

Die Schule bekommt hier die Funktion einer „Pflanzstätte des Bildungsadels“, von der aus die Wandlungsprozesse angetrieben werden können, da sie Einsicht in das „Wahre“, den Zweck des Staates ermögliche.<sup>32</sup> Die Schule wird für ihn zum pädagogischen Raum, in dem in einer als deviant empfundenen Gesellschaft das aspirierte Ideal antizipiert und umgesetzt werden kann. In diesem Sinne entwarf und realisierte Fröbel 1845 in Zürich eine Schulkonzeption als egalitären Mikrostaat.

## 5. Die Fröbel'sche Erziehungsanstalt bei Zürich

1845 gründete Fröbel im Zürcher Stadtteil Hottingen eine Privatschule, der er ab 1846 eine Pension hinzufügte, „um Kinder zu freien Menschen zu bilden“.<sup>33</sup> Diese Schule band er grundlegend an schulische Möglichkeiten, dem Menschenwesen zu entsprechen: „Ein Mensch lebt frei in dem Maße, in welchem er für den höchsten Zweck des Lebens, nämlich in seiner Person und nach seinen Fähigkeiten das menschliche Wesen möglichst vollkommen darzustellen, mit Erfolg wirkt.“ Faktisch handelte es sich um eine Primar- und Sekundarschule für Schülerinnen und Schüler bis zum 14. Lebensjahr, die im Jahr 1845 von 50 Schülerinnen und Schülern besucht wurde.<sup>34</sup>

Die Schule basierte, folgt man den Darstellungen in Jahresberichten und Prospekten, auf zwei Elementen: Fachunterricht und außerunterrichtliche Aktivitäten, die auf die menschlichen Dispositionen Willen, Verstand und Gefühl bezogen waren.<sup>35</sup>

Ein Anschluss an seine theoretischen Überlegungen aus dem Jahr 1839 zeigt sich darin, dass Fröbel die Entwicklung von Willen, Verstand und Gefühl in einen Bildungsgang einordnete. So seien die pädagogischen Bemühungen im Kindesalter auf Willens- und Gefühlsbildung bezogen, im Jugendalter hingegen auf Verstandesbildung.

<sup>32</sup> Ebd., S. 90.

<sup>33</sup> Karl Fröbel. Erster Bericht über die von Karl Fröbel geleitete Erziehungsanstalt bei Zürich. Zürich 1847. S. 1. Vgl. dazu auch: Ders. Erziehungs- und Pensionsanstalt. Prospekt. Zürich: Heß 1846. Ders. Leserbrief. Neue Zürcher Zeitung, Zürich: Orell, Füßli & Comp. 24.06.1845. Ders. Plan einer Erziehungsanstalt nach den Forderungen unserer Zeit. Nebst einem Nachworte der Redaktion. In: Allgemeine schweizerische Schulblätter 11 (1845). S. 177-187.

<sup>34</sup> Ebd., S. 10.

<sup>35</sup> Vgl. ebd., S. 7.

Die Schule war nach einem Selbstorganisationsprinzip gestaltet, das Fröbel pädagogisch begründete:

Was die Erziehungskunst in dieser Hinsicht zu thun hat, besteht kurz darin, daß sie die Schüler seiner Anstalt oder die Schuljugend eines Ortes zu einer Art von demokratischem Staat verbindet, und durch die Form desselben für das öffentliche Leben in Staat und Gesellschaft sich selbst gegenseitig erziehen läßt.<sup>36</sup>

Die Privatschule als demokratischer Mikrostaat bekam die Funktion, im Kleinen auf politische Prozesse im Großen vorzubereiten, indem politische Verfahren als Prinzipien der Schulorganisation erfahrbar werden sollten. Von den hier gewonnenen Erfahrungen in der pädagogischen Enklave wird erwartet, dass sie die Schülerinnen und Schüler befähigen, selbst bildend auf demokratische Entwicklungsprozesse einzuwirken.

Prägend sei daher das Selbstverantwortungsprinzip der Schule gewesen, das sich dadurch auszeichnet habe, dass Schülerinnen und Schülern exekutive, judikative und legislative Verantwortungsbereiche zugeteilt wurden: Schülerinnen und Schüler nahmen verschiedene Wahlämter ein,

erstens Aufseher für die Unterrichtszeit, zweitens Aufseher für Turnen, Waffenübungen, Körperarbeiten, Spiele und Spaziergänge, drittens Aufseher für den geselligen Verkehr; ferner auch ein Gericht, welches bei Streitigkeiten und strafbaren Fällen sein Schuldig oder Nichtschuldig auszusprechen hat, etwa in Form der Schwurgerichte. Je nach Bedürfnis können die Gewählten einer höhern Abtheilung auch in einer niedern ein Amt ausüben.<sup>37</sup>

Auch der Erziehungsstil der Lehrpersonen habe sich durch einen eher zurückhaltenden, demokratischen Duktus ausgezeichnet:

Unfehlbarkeit der Lehrer und Rechtlosigkeit der Schüler darf auch nicht in den Köpfen der Kinder bestehen, die dazu bestimmt sind, als freie Menschen zu leben. [...] Jede unnöthige Beaufsichtigung der Zöglinge durch die Lehrer wird vermieden; die Zöglinge sollen, so weit es nur immer ausreichend ist, sich selbst beaufsichtigen, und nur von Mißgriffen und Uebertreibungen abgehalten werden.<sup>38</sup>

---

36 Ebd., S. 4.

37 Ebd., S. 7.

38 Ebd., S. 7.

Der Fachunterricht sei – so die Selbstauskunft Fröbels – auf das politische Leben bezogen gewesen. So haben die Schülerinnen und Schüler der fünften Klasse Unterricht in philosophischen, moralischen und politischen Belehrungen erhalten.<sup>39</sup> Einen wichtigen Stellenwert hatte zudem der Religionsunterricht, der in einer überkonfessionellen Ausrichtung eher kulturgeschichtlich ausgerichtet gewesen sei: Schule, so wird es in Fröbels schulkonzeptionellen Schriften deutlich, soll einen rationalen Zugang zu den religiösen Verkündigungsinhalten ermöglichen, während die Kirche als erneuerte Institution einen gefühlhaften Zugang schaffen soll. Mit dieser Ausrichtung ging es Fröbel um eine Erneuerung des Religionsunterrichts, mit der er sich nun vehement gegen einen katechetischen Unterricht wandte.

In Zürich führte diese Konzeption zu Konflikten mit dem Zürcher Erziehungsrat, der kritisierte: „Als Theil der Kulturgeschichte betrachtet, hat aber die Religion eben nur geschichtlichen Werth für jüngere Knaben so zu sagen keinen; von einer Entwicklung und Pflege des religiösen Lebens in den Zöglingen ist überall nicht die Rede.“<sup>40</sup>

Dem Konzept der Trennung von Kirche und Schule entsprechend sollte der schulische Religionsunterricht nicht durch Geistliche, sondern durch Lehrer der Erziehungsanstalt selbst erteilt werden. Dies wurde allerdings von dem Erziehungsrat kritisch beurteilt – Fröbel bekam die Auflage, den Religionsunterricht durch Zürcher Geistliche erteilen zu lassen und von seiner Konzeption Abstand zu nehmen, der er jedoch nicht nachkam. Schließlich ließ Fröbel den Religionsunterricht in den unteren Klassen durch Lehrpersonen der Schule durchführen, wogegen er den Religionsunterricht der oberen Klasse durch die Eltern privat organisieren ließ. Im *Ersten Bericht* über die Erziehungsanstalt aus dem Jahr 1847 findet sich daher eine deutliche Reduktion des Religionsunterrichts in den Stundentafeln, Politik und Philosophie bekamen hingegen einen größeren Stellenwert.<sup>41</sup> Immer wieder kam es – so macht die Analyse eines Briefwechsels zwischen Fröbel und der Bezirksschulpflege Neumünster in Zürich deutlich – zu Mahnungen und Auflagen seitens des Regierungsrates. Bis zu Fröbels Wechsel nach Hamburg im Jahr

---

39 Vgl. ebd., S. 17.

40 Brief der Gemeindeschulpflege Neumünster an die Bezirksschulpflege Zürich vom 7. Oktober 1845; vgl. Brief Karl Fröbels an den Erziehungsrat vom 4.3.1846. In: Staatsarchiv Kanton Zürich U55b1.

41 Karl Fröbel. Erster Bericht über die von Karl Fröbel geleitete Erziehungsanstalt bei Zürich (wie Anm. 1). S. 16.

1849 stand die Schule unter einer speziellen Aufsicht der Bezirksschulpflege und wurde nur unter Vorbehalt genehmigt.

## 6. Konklusion

Karl Fröbel griff die strukturelle Neuordnung von Kirche und Schule auf, die er in Zürich während der Regeneration kennengelernt hatte. Schule und Kirche wurden zu Institutionen, die in ihrem Status und ihrer Funktionalität gleichermaßen auf den Staat bezogen waren.

Diese staatliche Organisationsstruktur wurde für ihn zum Erfüllungsraum, da sie dem Menschen in seinen Dimensionen des Wahren, Guten und Schönen, des Denkens, Fühlens und Wollens entspreche. In dieser anthropologischen Begründung der Idealstaatskonzeption liegt eine Parallele zu dem Vokabular des Zürcher Republikanismus als einem Bürgerhumanismus, der bereits die städtischen Sozietäten Zürichs während der Aufklärung prägte und der während der Regeneration für die Bildungsreformer erneut wichtig wurde. Solle der Staat, so Karl Fröbel in einer Linie mit Johann Caspar von Orelli, eine humane, dem Menschen entsprechende Gestalt annehmen, dann sei dies an eine tugendhafte Haltung seiner Träger gebunden, die auf das Gemeinwohl bezogen sei und das „Beste vieler will“.<sup>42</sup>

Trotz dieser Übernahme der institutionellen und diskursiven Elemente nahm Fröbel den Kanton Zürich nicht als Ort der Verwirklichung seiner Vorstellungen wahr. Unter dem Eindruck des Züriputsches im Jahr 1839 und der damit einhergehenden Einbußen der regenerativen Schulreform durch das ‚konservative Interregnum‘ sowie die Rückschläge in seiner Privatschule durch die Auflagen des Erziehungsrates verstärkte sich nicht nur seine Kritik an einem ländlichen, den liberalen Reformbestrebungen entgegenstehenden und auf eine bloße Hinnahme von Inhalten bezogenen ‚Köhlerglauben‘, sondern auch seine Skepsis gegenüber den bildungspolitischen Bedingungen der Schweiz. Im Vergleich der Nachbarländer stellte er heraus, dass weder das politische System des Deutschen Bundes der 1830er Jahre noch der Schweiz Möglichkeiten der Realisierung seiner Konzeption biete. So seien im Kanton Zürich zwar die institutionellen Bedingungen realisiert,

---

42 Karl Fröbel, *Zeitgemäße Betrachtungen für das gebildete Europa über Zeitliches und Ueberzeitliches* veranlaßt durch die Würdigung der in der Schweiz herrschenden Lebensansichten von einem Deutschen (wie Anm. 16), S. 45.

die eine Umsetzung seiner bildungstheoretischen Ideen ermöglichen, jedoch die Kantonsbürger aufgrund ihrer religiösen und schulischen Traditionen zu ihrer Entsprechung nicht in der Lage. Fröbel formulierte in polemischer Zuspitzung:

Die Philosophie, welcher Deutschland seine hohe Stellung auf der Stufenleiter europäischer Bildung verdankt, welche in diesem Lande tief in alle Wissenschaften, in jeden Beruf, der wissenschaftliche Bildung erfordert, eingedrungen ist, welcher der Staatsmann, der Geistliche, die Regierung und der Unterthan seine Huldigung zollt, deren Macht, sei es durch ein Bewerben um ihre Bekanntschaft und Gunst, sei es durch kräftigen Kampf gegen sie, zu welchem sie selbst die Waffen gutwillig darleiht, fast von jedem gebildeten Deutschen anerkannt wird – für diese haben die Schweizer (die wenigen ausgenommen die an deutschen Hochschulen studirt haben) keine Achtung, ja kaum einen Sinn; sie ist ihnen so gleichgültig, wie dem Tauben ein Konzert, dem Blinden das schönste Gemälde.<sup>43</sup>

Beim Ausbau des Bildungssystems seien die Zürcher Schulreformer daher auf die Erfahrungen aus dem Deutschen Bund, umgekehrt sei die deutsche Opposition auf die politischen Erfahrungen im Kanton Zürich angewiesen. War Zürich für ihn ein politischer und pädagogischer Erfahrungsraum, so wurde die deutsche Bildung für ihn zum ‚Importgut‘.

Fröbels Idealstaatskonzeption ist nicht auf eine spezifische Nation oder ein regionales Gebiet bezogen, sondern fungiert als Telos, das dem Menschen entspricht. Für Fröbel liegt im Staat eine religiöse Dimension, da der humane Staat zum Entfaltungsraum der göttlichen Schöpfung wird. Das Reich Gottes wird an die Entfaltung der menschlichen Potentiale im Staat gebunden und darin zu einem weltimmanenten, auf Vollendung hin bezogenen Ziel, das er nicht an eine transzendente Erlösungswirklichkeit bindet, sondern als in der Zeit zu erreichende Identität versteht. Darin zeigt sich eine säkulare Übertragung des christlichen Geschichtsverständnisses in weltlich-immanente Vorgänge; Geschichte wird durch menschliches Handeln auf ihr finales Telos hin gestaltbar, zum verweltlichten Heilsgeschehen<sup>44</sup> und nicht durch Gottes Gnade erreicht, die sich der menschlichen Verfügbarkeit entzieht.

---

43 Ebd., S. 2.

44 Vgl. Karl Löwith [1949/1953]. Weltgeschichte und Heilsgeschehen. Zur Kritik der Geschichtsphilosophie. Sämtliche Schriften 2. Stuttgart: Metzler 1983.

Der gesellschaftlich-politische Wandel hin zum angestrebten Ziel, in dem die Mängel der Gegenwart aufgehoben sind, ist für Fröbel dabei nicht auf dem Weg institutioneller Reformen denkbar, sondern wird in den Verantwortungsbereich des Subjekts gelegt, das durch Bildung und Erziehung zum Träger des humanen Staates werden kann. In einer als entfremdet wahrgenommenen Umgebung bedarf es nach Fröbel einen „Bildungsadel“, der pädagogische Prozesse in Schule und Kirche lenkend initiiert und steuert. Ist das Ziel pädagogischer Prozesse an Vermenschlichung im Sinne der Ausprägung menschlicher Potentiale im Wahren, Guten und Schönen gebunden, so versteht Fröbel Bildung als Vorgang der Entfaltung und Verwirklichung der menschlichen Potentiale, der allerdings nicht von selbst geschieht, sondern auf institutionelle Räume der Kirche und Schule angewiesen ist.

Eine Spannung zeigt sich darin, dass der Bildungsweg in Fröbels Konzeption einerseits als individueller Entfaltungsvorgang beschrieben wird, Fröbel ihn andererseits jedoch in nicht unproblematischer Terminologie als Ständestaat apodiktisch bestimmt. Durch diese Vorgabe ist der Entfaltungsvorgang als Bildungsweg zum anvisierten Ziel, dem egalitären Ständestaat, hochgradig normiert und gebunden, er wird nicht durch seine Träger selbst bestimmt. Weg und Ziel sind absolut aufeinander bezogen und aufgrund ihrer anthropologischen Begründung auch nicht verhandelbar, da sie auf den Menschen in seiner Wesenhaftigkeit per se bezogen sind.

In den untersuchten Schriften Fröbels werden Politik, Religion und Pädagogik aufeinander bezogen, indem ihr Verhältnis in Orientierung an eine freiheitliche, dem Menschen entsprechende Staatsform neu angeordnet wird. In der Annahme Fröbels wird der Staat zu einer religiösen Schöpfungsdimension, und werden Erziehung und Bildung zu hinführenden Wegen. Darin zeigt sich der Versuch, gesellschaftlichen und politischen Herausforderungen pädagogisch zu begegnen, es handelt sich um eine ‚Pädagogisierung‘ des Politischen als eine Beschreibung eines politischen und sozialen Problems entlang der Grenze zwischen pädagogischen und nichtpädagogischen Erfahrungsdimensionen.

Karl und Johanna Fröbel emigrierten 1852 in das schottische Edinburgh, wo sie in der Erzieherinnenausbildung tätig wurden. Inwiefern die Erfahrungen im Deutschen Bund und dem Kanton Zürich hier prägend waren, wäre eine Frage, deren Untersuchung lohnenswert sein könnte.<sup>45</sup>

---

45 Johannes Ronge/Berta Ronge/Karl Fröbel [1884]. *Evolution of English nursery education*. London: Routledge 2001.



Carsten Müller (Emden)

## Sozialpädagogik, Staat und Gesellschaft

Karl Magers Position zum Junghegelianismus (am Beispiel der Rheinischen Zeitung) als Anlass zur weiteren Einschätzung der frühen Sozialpädagogik

Hätte statt der ... Anhänglichkeit an die Hegelsche Philosophie philosophischer Geist in der Redaktion der Rheinischen Zeitung gelebt, so hätte dieselbe sich durch das vage Wort *Freiheit* nicht äffen lassen, sondern dasselbe untersucht.

*Karl Mager, 1843*

Das Eingangszitat stammt aus einem Brief, den Karl Wilhelm Eduard Mager (1810-1858) am 6. März 1843 an den Geschäftsführer der *Rheinischen Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe*, Dagobert Oppenheim<sup>1</sup>, schreibt. Mit seinem Brief begründet Mager nachträglich, warum er die ihm 1841 angetragene Leitung der *Rheinischen Zeitung* derzeit ausgeschlagen hat<sup>2</sup>; jener Zeitung, die im deutschen Vormärz zu einem wichtigen Organ des Junghegelianismus aufsteigt. An ihr wirken beispielsweise Bruno Bauer,

---

1 Dagobert Oppenheim, damals Referendar am Kölner Landgericht, stammt aus einer bekannten Kölner Bankiers-Familie. Er ist Bevollmächtigter der Kommanditgesellschaft der *Rheinischen Zeitung* und wird bei deren Gründungsversammlung zum Mitgeraten gewählt.

2 Eßbach berichtet hingegen, dass Magers „Redaktionsmitarbeit 1841 am Widerstand der Junghegelianer gescheitert“ sei; Wolfgang Eßbach. *Die Junghegelianer. Soziologie einer Intellektuellengruppe*. Paderborn: Fink 1988, S. 266. Ob Mager wirklich für die Leitung der *Rheinischen Zeitung* vorgesehen war, kann an dieser Stelle nicht überprüft werden. Mager behauptet dies wiederholt; siehe Karl W. E. Mager. *Gesammelte Werke*. Baltmannsweiler: Pädagogischer Verlag Burgbücherei Schneider 1984-1991, hier Bd. VIII, S. 361-362 (Fußnote). Mager will dann seinerseits Gustav Höfken vorgeschlagen haben. Auch Höfken überwirft sich im Laufe seiner Tätigkeit mit den Junghegelianern; siehe Wilhelm Klutentretter. *Die Rheinische Zeitung von 1842/43 in der politischen und geistigen Bewegung des Vormärz*. Dortmund: Ruhfus 1966, S. 60.

Friedrich Engels, Moses Hess, Max Stirner und andere Mitglieder der Oppositionsbewegung mit. Ihr letzter verantwortlicher Redakteur bis zum Verbot 1843 durch die preußische Zensurbehörde ist Karl Marx. Im Zuge der Revolution von 1848 wird Marx mit der *Neuen Rheinischen Zeitung* einen bis heute beachteten Wiederbelebungsversuch starten.

Der Brief Magers könnte als eines unter anderen zeitgenössischen Urteilen über die *Rheinische Zeitung* beiseitegelegt werden, wäre da nicht Folgendes: Mager gilt als Begriffsbegründer der Sozialpädagogik.<sup>3</sup> Er prägt erstmalig 1844 den Begriff „Social-Pädagogik“. Vor diesem Hintergrund kommt der oben genannten Briefquelle Bedeutung zu, zumal diese in der bisherigen Forschung zur frühen Sozialpädagogik nicht ausgewertet ist. Die Quelle erlaubt – wie im Folgenden darzustellen – die politisch-pädagogische Position Magers und mithin den Gehalt der frühen Sozialpädagogik weiter einzuschätzen.<sup>4</sup>

### Der Begriff „Social-Pädagogik“

Die Textstelle, an der Mager den Begriff Sozialpädagogik einführt, stammt aus dem Text *Schule und Leben. Glossen zu Dr. Curtmanns Preisschrift*, welcher 1844 in der von Mager herausgegebenen Zeitschrift *Pädagogische Revue* erscheint. Sie lautet:

Es ist gewiss, dass die neuere Pädagogik seit Locke, Rousseau, den Philanthropinisten, Pestalozzi, Herbart, Benecke u. A. den Fehler hat, nur Individualpädagogik zu sein, und darum habe ich mehrmals darauf hingewiesen, dass jetzt die Wissenschaft weiter gefasst, dass sie durch die Staats- oder Kollektivpädagogik vervollständigt, *auch* der Gesichtspunkt des Platon und Aristoteles wieder genommen werden muss – freilich so, dass man sich in dieser Social-Pädagogik über die Ideen der Alten erhebt, nicht aber, wie unsre Radicale und Absolutisten sie nur wieder aufwärmt.<sup>5</sup>

3 Heinrich Kronen. *Sozialpädagogik. Geschichte und Bedeutung des Begriffs*. Frankfurt a. M.: Haag + Herchen 1980.

4 Ähnlich zuletzt Carsten Müller. „Tote Hunde, Wanzen und Knoblauch“. Rekonstruktion eines Streites zwischen Lehrern der Kantonsschule Aarau (CH) in den Jahren 1842-44 zur weiteren Klärung des Begriffes Sozialpädagogik bei Karl Mager. *Zeitschrift für Sozialpädagogik*, Heft 2/2014, S. 190-209.

5 Mager. *Gesammelte Werke*. A. a. O., Bd. VIII, S. 171 (Hervorhebung im Original).

Die Textstelle wird durch Heinrich Kronen gegen Ende der 1970er Jahre wiederentdeckt.<sup>6</sup> Bis dahin überliefert die Geschichtsschreibung fälschlicher Weise, dass das Wort Sozialpädagogik zuerst bei Adolf Diesterweg aufgetaucht wäre. Diesterweg verwendet den Terminus aber erst 1850 in der vierten Auflage seiner Schrift *Wegweiser zur Bildung für deutsche Lehrer*. Unter der Überschrift „Schriften über Sozial-Pädagogik“<sup>7</sup> stellt er Texte zusammen, die sich mit dem Pauperismus sowie Abhilfemaßnahmen dagegen befassen. Beispielsweise nennt er die Anklageschrift *Bemerkungen über die Hindernisse der Zivilisation und Emanzipation der unteren Klassen* des Fabrikanten und Sozialreformers Friedrich Harkort.<sup>8</sup> Neben materiellen Hilfen für die unteren Klassen, vor allem für das Proletariat, rückt Diesterweg dabei auch Erziehungs- und Bildungsmaßnahmen in den Blick. Ein vergleichbares Verständnis von Sozialer Arbeit als Engfügung der Stränge Sozialarbeit und Sozialpädagogik ist noch heute gängig:

Ein heutiger Sozialpädagoge würde wahrscheinlich seine Aufgabe ähnlich sehen; auch er würde in seinen Aktionen zentral *pädagogische* Maßnahmen durchführen; aber er würde gewiss seinen Klienten auch materielle und organisatorische Hilfeleistungen erweisen. Er steht auch tatsächlich in dem Dilemma, einerseits seinen Klienten sofort in einer bestehenden Notlage helfen zu müssen (quasi als Sozialarbeiter) und andererseits die Binnenstruktur der Betroffenen (als Sozialpädagoge) auf das Norm-Soziale hin verändern zu wollen.<sup>9</sup>

Ohne die Soziale Frage zu ignorieren, intendiert Mager jedoch etwas Anderes. Nach Mager ist die Sozialpädagogik kein Spezialgebiet der Pädagogik, sondern jedwede Pädagogik, insofern diese sozial, d. h. an der Gesellschaft

6 Kronen wusste bereits früher um Magers Begriffsbegründung. Ausführlicher zuerst in Heinrich Kronen. Sozialpädagogik. Zur Entstehung und Wandel des Begriffs. *Sociologia Internationalis*. Heft 1-2/1978, S. 219-234. Fast zeitgleich: Heinrich Tuggener. „Scholastik und Socialpädagogik“. Anmerkungen zum vermutlich ersten Gebrauch des Ausdrucks „Socialpädagogik“. *Schwerpunkt Schule*. Hg. Walter Herzog und Bruno Meile. Zürich: Rotapfel 1979, S. 95-116.

7 Zur Wortgenese bei Adolf Diesterweg siehe den tabellarischen Überblick in Kronen. *Sozialpädagogik. Geschichte und Bedeutung des Begriffs*. A. a. O., S. 14-16.

8 Friedrich Harkort. *Bemerkungen über die Hindernisse der Civilisation und Emanzipation der unteren Klassen*. *Schriften und Reden zu Volksschule und Volksbildung*. Hg. Karl-Ernst Jeismann. Paderborn: Schöningh 1969, S. 64-100.

9 Kronen. *Sozialpädagogik. Geschichte und Bedeutung des Begriffs*. A. a. O., S. 25-26 (Hervorhebung im Original).

ausgerichtet ist, ist Sozialpädagogik. Wie viele andere Wissenschaften wird auch die Pädagogik im 19. Jahrhundert gewissermaßen sozialisiert. Denn mittels Sozialpädagogik sollen alle Menschen zu Bürgern<sup>10</sup> erzogen werden, die an ihrer Gesellschaft teilhaben und teilnehmen. Sozialpädagogik in diesem Sinn ist Bürger- bzw. Gesellschaftserziehung<sup>11</sup> – oder, um einen von Kronen kreierten Terminus zu verwenden: Sie ist „Soziopädagogik“.<sup>12</sup>

### Mager als politischer Pädagoge im vormärzlichen Liberalismus<sup>13</sup>

Mit seiner sozialpädagogischen Idee bewegt sich Mager, der sich zu den „dünn gesäten wahren Liberalen“<sup>14</sup> zählt, auf der Höhe der damaligen Zeit. Denn an die Stelle der ständischen Gesellschaft tritt spätestens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die bürgerliche Gesellschaft. Befeuert durch Aufklärung, ökonomischen Wandel und neue soziale Mobilität schiebt sich die bürgerliche Gesellschaft als eigenständige Sphäre zwischen einerseits Familie und andererseits Staat.<sup>15</sup> In ihr können und sollen sich die Bürger

10 In der patriarchalen Vorstellung des 19. Jahrhunderts sind vor allem Männer Bürger.

11 Siehe Carsten Müller. *Sozialpädagogik als Erziehung zur Demokratie*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2005. Siehe zuletzt auch Carsten Müller. *Sozialpädagogik als Erziehung zur Demokratie*. Ein Beitrag zur Wiederentdeckung der politischen Dimension im Verhältnis Sozialer Arbeit und Pädagogik. *Politik Sozialer Arbeit*. Hg. Benjamin Benz et al. Weinheim und Basel: Beltz Juventa 2013, S. 182-194.

12 Vgl. Kronen. *Sozialpädagogik. Geschichte und Bedeutung des Begriffs*. A. a. O., S. 141ff.

13 Siehe dazu Michael Schabdach. Zur sozialpädagogischen Erziehung des Bürgers im vormärzlichen Liberalismus. *Zugänge zur Geschichte der Sozialpädagogik und Sozialarbeit*. Hg. Bernd Dollinger und Michael Schabdach. Siegen: Universi 2011, S.97-115; auch Heinrich Kronen. Karl Mager als politischer Pädagoge im Vormärz. *Bildung und Erziehung*. 42 Jg., Heft3/1989, S. 319-330.

14 Mager. *Gesammelte Werke*. A. a. O., Bd. VIII, S. 48. Die Differenzierung mittels des Adjektivs *wahr* bedarf noch der näheren Erforschung. Sie dient zur Abgrenzung in unterschiedlichen politischen Strömungen, z. B. auch hinsichtlich eines „wahren“ Sozialismus.

15 Zum von Hegel geprägten Begriff siehe Manfred Riedel. Der Begriff der „Bürgerlichen Gesellschaft“ und das Problem seines geschichtlichen Ursprungs. *Studien zu Hegels Rechtsphilosophie*. Hg. Manfred Riedel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1969, S. 135-166.

in Assoziationen, Genossenschaften, Vereinen, Clubs usw. zusammenschließen, um ihre Angelegenheiten eigenständig zu besorgen.

Die zahlenmäßig noch kleine Bürgerschicht – beispielsweise ist Preußen in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein immer noch stark agrarisch geprägtes Land – etabliert sich stetig. Es entstehen neue Netzwerke und Bindungen, wobei die oben genannten Sozialformen es ermöglichen, „gleichsam noch ‚mit einem Bein‘ im traditionellen Bereich zu stehen“ und sich zudem in neuen Freiheiten jenseits des ehemaligen Standeswesens auszuprobieren.<sup>16</sup> Damit verbindet sich dann das Ideal des aktiven Bürgers; eines Aktivbürgers, der Gemeinsinn gewissermaßen in Ersatz des alten Standesbewusstseins entwickelt. Zudem verbindet sich mit dieser Vorstellung die Idee einer allgemeinen Bürgergesellschaft, die schlussendlich angesichts der aufkommenden sozialen Frage, welche zunächst als Emanzipationskrise und erst später als Proletarierproblem wahrgenommen wird<sup>17</sup>, integrativ wirken soll:

Hier die Idee der ‚klassenlosen Bürgergesellschaft‘ der Zukunft, die sich mit der Verbreitung von Wissen und materiellem Wohlstand auf der Linie der alten, sich selbst regierenden Stadtbürgergesellschaft entwickelt werde mit dem Bürgertum als konstitutivem Kern, als Vorhut jeder Gesellschaft und Modell ihres ‚allgemeinen Standes‘.<sup>18</sup>

Spätestens seit den Preußischen Reformen, gewissermaßen als Antwort *von oben* auf die Herausforderungen durch die Französische Revolution, lautet ein Zauberwort auf dem Weg zur Bürgergesellschaft: Selbstverwaltung.<sup>19</sup> Mittels Selbstverwaltung sollen sich die Bürger in die Rolle der Aktivbürger, Vollbürger oder – auf französisch – der *Citoyens* einüben. Magers spezieller Beitrag dazu ist: Er überträgt das Prinzip der Selbstverwaltung auf die Organisation von Erziehung und Bildung.<sup>20</sup> Dies zeigt sich vor allem an

16 Thomas Nipperdey. *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*. München: C. H. Beck 1998, S. 255ff.

17 Vgl. Eckart Pankoke. *Sociale Bewegung – Sociale Frage – Sociale Politik*. Stuttgart: Klett 1970, S. 58ff.

18 Lothar Gall. *Von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft*. München: Oldenbourg, 2012. S. 27.

19 Vgl. Heinrich Heffter. *Die deutsche Selbstverwaltung im 19. Jahrhundert*. Stuttgart: K. F. Koehler 1950.

20 Vgl. Carsten Müller. Selbstverwaltung. Ein konstitutives Prinzip der Sozialpädagogik. *Der Staat und die Soziale Arbeit*. Hg. Eric Mührel. Essen: Die Blaue Eule 2010, S. 111-125.

dem von ihm zunehmend heftiger geführten Kampf gegen eine Schule in der Hand des Staates<sup>21</sup>; der Streit, an dem sich später auch weitere Pädagogen wie Friedrich Wilhelm Dörfeld beteiligen, ist in die Geschichte der Sozialpädagogik unter der Chiffre Schulverfassungsfrage eingegangen.<sup>22</sup>

Die Alternative nennt Mager Bürgerschule<sup>23</sup>; eine Bezeichnung, die er zur Reform des bestehenden Schulsystems im Vorgriff auf das neue Realschulwesen benutzt. Die Bürgerschule soll u. a. durch die Einführung von an der Realität ausgerichteter Bildungsinhalte und -methoden Bürger hervorbringen, die zentrale Positionen in der Gesellschaft einnehmen und ausfüllen.<sup>24</sup> Entsprechend dem Prinzip Selbstverwaltung gehört die Bürgerschule in die Hand der verfassten Bürgerschaft und ihrer kommunalen wie regionalen Körperschaften, etwa in Form von Schulgenossenschaften oder Schulsynoden.<sup>25</sup>

Die entscheidende Frage ist allerdings, inwieweit die Selbstverwaltung schließlich auch zur Selbstregierung und damit zur politischen Emanzipation der Bürger und Bürgerinnen führt. Auch wenn im Vormärz der Versuch unternommen wird, die oben genannten Sozialformen zu beschränken, so bildet sich in ihnen aus, was Thomas Nipperdey „politischen Glauben“<sup>26</sup> nennt. Die neuen Sozialformen sind zwar vorpolitisch und damit noch nicht völlig, aber immerhin schon politisch. In ihnen bündeln, formieren und verstärken sich die Interessen einer stetig selbstbewusster werdenden Bürgerschaft (und später über diese hinaus).

---

21 Heinrich Kronen. *Wem gehört die Schule? Karl Magers liberale Schultheorie*. Frankfurt a. M.: Haag + Herchen 1981.

22 Vgl. Jürgen Reyer. *Kleine Geschichte der Sozialpädagogik*. Baltmannsweiler: Schneider 2002, S. 129ff.

23 K. Eberhardt. *Dr. K. W. Magers Deutsche Bürgerschule*. Langensalza: Hermann Beyer & Söhne 1888. Siehe zu Bürgerschulen auch: Michael Schabdach. Die Bürgerschule: Sozialpädagogik in der Mitte des 19. Jahrhunderts. *Vertrauen als Baselement sozialer Ordnung*. Hg. Bernd Dollinger. Augsburg: Maro 2009, S. 111-132.

24 Schulreform ist das Hauptthema der Sozialpädagogik im vormärzlichen Liberalismus; siehe Schabdach. Zur sozialpädagogischen Erziehung des Bürgers im vormärzlichen Liberalismus. A. a. O., S. 110ff.

25 Wilhelm Wittenbruch. Karl Wilhelm Mager, ein Anwalt der „Bürgerbildung“. *Bildung Real*. 7-8/1973, S. 253ff. Dazu auch Heinrich Kronen. Karl Mager – ein Anwalt der Bürger-/Realschule. *Die Realschule*. 2/1986, S. 62-64.

26 Nipperdey. *Deutsche Geschichte*. A. a. O., S. 266.

Mager denkt in diesen Fragen – wie in seiner Pädagogik und Didaktik überhaupt<sup>27</sup> – genetisch bzw. generisch, d. h. vom Werden her. Seiner Einschätzung nach wird sich schrittweise aus dem Vorhandenen das Angestrebte entwickeln. Dementsprechend spricht gegen eine vorschnelle völlige politische Emanzipation, besonders gegen die umstandslose Einführung einer Republik, zumal in ihrer demokratischen Version, die Mager in seinem Vermächtnis *Bruchstücke aus einer deutschen Scholastik* zu den freiesten Staatsformen zählt<sup>28</sup>, dass die Bürger der deutschen Staaten durch jahrhundertelange Bevormundung, „die Gewohnheit, die Kraft, fast sogar den Trieb, und vor allem *das Recht* ... verloren haben, in freier Vereinigung irgendetwas Gutes zu Stande zu bringen“.<sup>29</sup> Mager nennt zudem als weiteren Hinderungsgrund die ökonomische Bedrängnis eines großen Teils der Bevölkerung, also eben die soziale Frage.<sup>30</sup>

Ein Menetekel für diese Sicht macht Mager in der Revolution von 1848 aus. Anfänglich begrüßt er die Revolution, um angesichts ihres Verlaufes ebenso schnell an ihr zu verzweifeln. Denn auch hier dominiert u. a. in der Lehrerschaft, an deren Versammlungen Mager teilnimmt, der Glaube an den Staat und das Staatsschulkonzept.<sup>31</sup>

## Mager als Hegelianer

Ein Streitpunkt in der Sekundärliteratur zu Mager ist der philosophische Hintergrund, auf dem Mager das oben skizzierte pädagogische Konzept entwirft. Zunächst orientiert sich Mager an der Philosophie von Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Dies belegt u. a. seine Schrift *Brief an eine Dame über die Hegelsche Philosophie* von 1837<sup>32</sup>, mit der er einerseits Hegels Philosophie

27 Heinrich Kronen. *Das Prinzip der Genese und der genetischen Methode*. Ratingen: A. Henn 1968.

28 Mager. *Gesammelte Werke*. A. a. O., Bd. VIII, S. 62.

29 Ebd., S. 171 (Hervorhebung im Original).

30 Edd., S. 62.

31 Siegfried Jenker. *Das Recht auf Bildung und die Freiheit der Erziehung in der deutschen Verfassungs- und Bildungsgeschichte bis zum Grundgesetz. 50 Jahre Grundgesetz und Schulverfassung*. Hg. Frank-Rüdiger Jach und Siegfried Jenker. Berlin: Duncker & Humblot 2000, S. 9ff.

32 Karl Mager. *Brief an eine Dame über die Hegelsche Philosophie*. Berlin: Morin 1837. Auch in Mager. *Gesammelte Werke*. A. a. O., Bd. 1, S. 187-270.

popularisieren will und dabei andererseits eine „mittlere Linie“<sup>33</sup> im nach Hegels Tod anhebenden Streit verschiedener Schulen sucht.

Indes versteht sich Mager nicht als strikter Anhänger Hegels, obwohl er durch Dritte durchaus als dessen Jünger diffamiert wird.<sup>34</sup> Dies belegt eine Stelle aus Magers Brief an Oppenheim, die bereits hier zitiert werden soll, markiert Mager darin doch selber seine Gedankenwende:

Ich selber habe mich, nachdem ich jahrelang mich mit der Hegelschen Philosophie beschäftigt, allmählich und nicht ohne schwere Arbeit aus derselben herausphilosophiert und denke jetzt auf eigene Faust; aber selbst dann, wenn ich noch Anhänger der Hegelschen Philosophie wäre, würde ich keiner Zeitung raten, es auch zu sein.<sup>35</sup>

In der Sekundärliteratur liegen ebenfalls unterschiedliche Einschätzungen vor, wie weit sich Mager im Verlauf seiner intellektuellen Entwicklung von Hegels Philosophie abwendet und sich der Pädagogik von Johann Friedrich Herbart zuwendet. Einerseits wird von einem schrittweise vollzogenen, schließlich „völligen Bruch“ mit Hegels System gesprochen<sup>36</sup>, andererseits eine Weiterentwicklung hegelscher Gedanken, etwa der Dialektik zur Genetik, nachgezeichnet.<sup>37</sup> Unumstritten ist allerdings, dass sich Mager von Hegels vermeintlichem Staatsabsolutismus abwendet, nicht nur auf dem Gebiet der Schulverfassung. So heißt es in der Rezension, in welcher der Begriff Sozialpädagogik erstmalig fällt:

---

33 Horst Althaus und Fred Hummerjohann. Brief an eine Dame über die Hegelsche Philosophie. In Mager. *Gesammelte Werke*. A. a. O., S. 183.

34 Siehe Johann Andreas Wendel. *Beurtheilung der Hegelschen Philosophie nach ihren neueren Erklärern, Mager und Chalyhäus*. Coburg und Leipzig: Riemann 1839.

35 Wenn aus Magers Brief an Oppenheim zitiert wird, wird auf Einzelbelege verzichtet. Die Wiedergabe folgt dabei dem Abdruck des Briefes durch Joseph Hansen. *Rheinische Briefe und Akten zur Geschichte der politischen Bewegung 1830-1850*. Essen: Baedeker 1919, S. 478-488. An wenigen Stellen werden in Abgleich mit dem Original Korrekturen vorgenommen.

36 Robert Weßler. *Karl Mager und seine Strukturtheorie des Bildungswesens*. Weinheim, Berlin, Basel: Beltz 1969, S. 40.

37 Kronen. *Das Prinzip der Genese und der genetischen Methode*. A. a. O., S. 64ff.

Der heutige Staat ist nicht, wie Hegel es von den antiken Republiken abstrahiert hat, ‚das sittliche Universum‘ und es ist nichts als eine Torheit, sich vom Staate irgendetwas für die Hebung der inneren Sittlichkeit zu versprechen.<sup>38</sup>

Nach Magers Einsicht können Staat und bürokratische Verwaltung keine Sittlichkeit hervorbringen. Im *Brief an eine Dame über hegel'sche Philosophie*, in dem Mager noch stärker die Hegel'sche Sicht vertritt, deutet sich diesbezüglich bereits an:

Es ist nur eine von den unzähligen modernen Albernheiten, einen guten Staat von bloßen Formen, Konstitutionen und dergleichen zu erwarten und zu wähen, die Rechtlichkeit und Moralität der Regierenden wie Regierten sei ein Gleichgültiges. Ohne alle Verfassungen für gleich gut zu erklären [...] darf man doch nicht übersehen, daß die beste Verfassung ihren Zweck verfehlt, wenn sie nicht unter dem Schutze der rechtlichen, moralischen und religiösen Gesinnung der Bürger steht.<sup>39</sup>

Sittlichkeit entsteht nach Mager's Auffassung nicht erst im Staat (vor allem kann der Staat diese nicht erzeugen), sondern vielmehr in der Sphäre der Gesellschaft (und zunächst in der Familie). Dem Staat umstandslos diese Aufgabe zu übertragen, hält Mager für eine gefährliche Fehlinterpretation, die schließlich zu Unterdrückung der Freiheit führen muss, welche Mager im *Brief an eine Dame* – auch darin Hegelianer – aus der Dialektik von Freiheit und Notwendigkeit hervorgehen sieht.<sup>40</sup>

Desgleichen spricht der Begriff Sozialpädagogik eine dialektische Sprache. Der Systematik nach ist – wie eingangs zitiert – Sozialpädagogik die Synthese aus einerseits Individual- und andererseits Staats- bzw. Kollektivpädagogik. So gesehen ist Sozialpädagogik gleichwohl Individual- und Staatspädagogik im jeweils besten Sinn; sie überwindet die Einseitigkeit beider Seiten, indem Bürger gebildet werden, die ihre Freiheit im und am Sozialen realisieren. Der entsprechende Ort hierfür ist eben im Unterschied zu Familie und Staat die Gesellschaft, denn dort kann sich das „republikanische Bedürfniss des Menschen“, wie es bei Mager heißt, befriedigen.<sup>41</sup>

---

38 Mager. *Gesammelte Werke*. A. a. O., Bd. VIII, S. 156.

39 Mager. *Brief an eine Dame*. A. a. O., S. 45.

40 Ebd., S. 38ff.

41 Mager. *Gesammelte Werke*. Bd. VIII, S. 156 (Hervorhebung im Original).

## Die *Rheinische Zeitung* als Medium der Konturierung

Vor dem bisher Ausgeführten lässt sich nun im Folgenden Magers Brief an Oppenheim – die Quelle ist im Anhang beschrieben – analysieren. Im Fokus steht dabei Magers Einschätzungen des Junghegelianismus am Beispiel der *Rheinischen Zeitung*. Daran lassen sich anschließend Rückschlüsse auf Magers politische Position sowie auf die frühe Sozialpädagogik ziehen. Entsprechend wird zudem die Historiografie der Sozialpädagogik ergänzt. Wo angezeigt, werden neue Erkenntnisse für die Mager-Forschung geliefert.

Die *Rheinische Zeitung* bietet sich als Medium der Konturierung an, da sich an der in ihr diskutierten sozialen Frage, die „Trennung zwischen radikaler und liberaler Bewegung“ im Rheinland abzeichnet.<sup>42</sup> Dabei darf jedoch nicht der Eindruck entstehen, dass es sich immer um klar abgrenzbare Positionen handeln würde. Beide Richtungen, Liberale wie Radikale, gehen zunächst zusammen, zumal ihre Vertreter oft aus derselben Schicht stammen. Auch sind führende Akteure des Liberalismus, wie beispielsweise der oben genannt Harkort, durchaus kritisch gegenüber einem gänzlich entfesselten Kapitalismus eingestellt.<sup>43</sup> Jedoch trägt die *Rheinische Zeitung* dazu bei, wie Wilhelm Klutentreter festhält, „eine Klärung der politischen Auffassungen herbeizuführen und die Grenzen zwischen beiden Gruppen schärfer hervorzuheben“.<sup>44</sup>

Hierfür ist ein zentraler Punkt der Staatsgedanke. Im Gegensatz zu Mager bleiben die Junghegelianer bis „zum Jahr 1842 [...] die überzeugten Verteidiger des ‚Staatsprinzips‘. Der Staat verkörperte für sie die ‚objektive Existenz der Sittlichkeit‘“<sup>45</sup>, obwohl sich die Junghegelianer, die ihrerseits keine geschlossene Gruppe bilden, schrittweise von der „historischen Mission Preußens“<sup>46</sup> abwenden. Auch daran lässt sich die Position Magers schärfen, bezeichnet er sich doch selbst im Brief an Oppenheim als „rheinischer Preuße“.

---

42 Klutentreter. *Rheinische Zeitung*. A. a. O., S. 27.

43 Schabdach. Zur sozialpädagogischen Erziehung des Bürgers im vormärzlichen Liberalismus. A. a. O., S. 97ff.

44 Klutentreter. *Rheinische Zeitung*. A. a. O., S. 29.

45 Ebd., S. 92.

46 Ebd., S. 93.

## Magers Position zum Junghegelianismus und zur *Rheinischen Zeitung* im Brief an Oppenheim

In Magers sonstigem Werk, insoweit dieses in der von Kronen herausgegebenen Gesamtausgabe aufgenommen ist, finden sich nur verstreut Aussagen zur *Rheinischen Zeitung* und zum Junghegelianismus. Magers grundsätzlich ablehnende Haltung bleibt dabei oft mehrdeutig. Ein Beispiel: 1842 schreibt er in einer Rezension zu Diesterwegs Schrift *Alaaf Preußen* hinsichtlich der *Jahrbücher* und Arnold Ruge, dem Gründer eben jener Jahrbücher:

Zu seinem Erstaunen fand er<sup>47</sup>, dass die Jahrbücher just da verboten werden, wo sie das *erste verständige Wort* über Politisches sagen. Freilich ist dem Verstande bedeutend viel Unverstand beigemischt, und man sieht wohl, dass Ruge bei all seinem Reden gegen den Liberalismus und die Theorie doch nur aus einer unpraktischen Theorie in die andere gefallen ist, dass ihm die Anschauung der Wirklichkeit fehlt, vielleicht auch das Organ für Auffassung dessen, was überhaupt in einem Staate realisierbar ist. [...] Wenn Ruge endlich ‚das gebildete und organisierte Volk sich selbst regieren und selbst Justiz handhaben lassen will im öffentlichen Leben und im öffentlichen Gericht‘, wenn er ‚den Liberalismus in Demokratismus auflösen will‘, so ist das höchst vernünftig und höchst unvernünftig, je nachdem man es versteht. Hat Ruge im Sinne, dass wir in Deutschland den Vormundschaftsstaat mit der republikanischen (polyarchischen) Demokratie vertauschen sollen, so wollen wir lieber es beim Alten und uns die Unbequemlichsten desselben noch eine Weile gefallen lassen; meint aber Ruge, die Monarchie (und zwar die wirkliche, in welcher der Fürst wahrhaft Fürst ist) sei einer Entwicklung fähig, dass das selfgovernment überall da eintritt, wo die Natur der Sache es gestattet, so muss man ihm beistimmen. Schade, dass man ihn nicht ausreden lässt.<sup>48</sup>

Insofern kann Magers Brief an Oppenheim zur weiteren Klärung beitragen. Denn der Brief bündelt wie in einem Brennglas seine politisch-pädagogische Einstellung gegen Junghegelianismus sowie *Rheinische Zeitung*. Die Argumente lassen sich, teils unter Verwendung Magers eigener Wortwahl, wie folgt zusammenfassen<sup>49</sup>:

47 Mager schreibt hier von sich selbst als Referenten in der dritten Person.

48 Mager. *Gesammelte Werke*. A. a. O., Bd. VII, S. 434 (Fußnote) (Hervorhebung im Original).

49 Dabei hilft, dass Mager seine Argumente im Brief nummeriert. Diese Systematik wird hier übernommen.

1. In Deutschland ist aufgrund jahrhundertelanger Staatsbevormundung, „nicht einmal eine halbwegs politische Theorie möglich“. Deshalb muss, „wer dem politischen Denken der Nation Hebammendienste leisten will“, „mehr als die Paragraphos irgendeiner Rechtsphilosophie im Kopfe haben“; gemeint sind wohl Paragraphen aus Hegels *Grundlinien der Philosophie des Rechts* von 1821.

2. Denn nach Mager braucht eine politisch stichhaltige Theorie nicht nur philosophische Ideen, sondern historische Kenntnisse, zudem aktuelle politisch-soziale Kenntnisse der existierenden (konstitutionellen) Staaten wie auch entsprechende vergleichende Kenntnisse, u. a. mit Blick auf die Verhältnisse in Frankreich, England und in der Schweiz. Besonders letztere kennt Mager aus eigener Anschauung.<sup>50</sup> Ohne die Rückbindungen an vorhandene Erfahrungen ist seiner Meinung nach mit einer formalen Einführung neuer Verfassungen wenig gewonnen.

Wichtig dabei ist, dass Selbstverwaltung einen entsprechenden Erfahrungsraum schafft bzw. schaffen kann:

Erst wenn z. B. in Preußen das Selfgovernment der Zivil-, Kirchen- und Schulgemeinden, der Kreise und [...] Provinzen ein *Faktum* ist, erst dann hat der Gesetzgeber ein brauchbares Material zu einer Reichskonstitution, die alsdann bloß ein Faktum zu legalisieren und das öffentliche Leben gegen Rückschritte zu garantieren und den Modus der legalen Reform zu bestimmen hat.<sup>51</sup>

3. Nach Mager haben die Junghegelianer – siehe auch das Eingangszitat zum vorliegenden Artikel – folglich keinen richtigen, da nur abstrakten Begriff von Freiheit. Der Radikalismus schimpfe zwar auf die Bürokratie, würde aber auf Hegels Staatsabsolutismus gestützt, letztlich den Einzelnen noch stärker als zuvor bevormunden. Es bestehe die Gefahr, dass eine falsch verstandene Freiheit in Unfreiheit umschlage.

Zuerst glaubt man das Volk nicht hoch genug stellen zu können, man gesteht ihm (d. h. dem Staate oder der Majorität) Rechte zu, welche das Individuum schlechterdings der Sozietät nicht einräumen soll, wie denn Konstitutionen, wohl verstanden, hauptsächlich den Sinn haben, die Minorität gegen die Majorität zu schützen; hat man das vollbracht, hat man die sog. Volkssouveränität

---

50 Zum Zeitpunkt des Briefes lehrt Mager als Französischlehrer an der Kantonschule in Aarau, um eine „empirische Grundlage“, wie er schreibt, für seine Didaktik zu finden.

51 Hervorhebung im Original.

festgestellt [...] so wird weiter festgestellt, daß dieser Souverän seine sämtlichen Rechte teils an die Vertreter [...] teils an die Regierung abtreten, sie resp. von diesen ausüben lassen muß, und nun ist das ganz schlechte System der bürokratischen Omnipotenz des halbabsolutistischen Staates im konstitutionellen Staate wieder im schönsten Gange, nur zehnmal drückender und zwanzigmal unverschämter.

4. Mager zweifelt zudem an der von den Junghegelianern gewählten Vorgehensweise. Er hält ihre Taktik für „unklug“. Anstatt den Fürsten anzugehen, will Mager diesen als *moderator rei publicae* „auf die Seite der Regierten“ herüberziehen. Der Fürst soll die Macht der Administration beschränken und zwischen Regierung und Regierten vermitteln. Dies impliziert – nebenher bemerkt – eine andere Form der Gewaltenteilung.

Zudem hält Mager direkte Angriffe auf die Administration für verfrüht. Diese würden König und Regierung nur stärker zusammenschließen. Um deren Phalanx zu brechen, müsse vorsichtiger vorgegangen werden. Schließlich seien weder Regierung noch Fürsten allein verantwortlich „für die Dummheiten, unter denen wir seufzen, sondern zunächst das Volk selbst“, genauer ein „unbändiger Privatgeist“; womit Mager das Gegenbild zum gemeinwohlorientierten Aktivbürger zeichnet. Der derzeitige Bürger ist weder bereit noch willig, sich an der „Zivil-, Schul-, Kirchen-, Armen-, Waisenverwaltung usw. aktiv zu beteiligen und einen Teil seiner Zeit dem gemeinen Wesen zu widmen“. Hier liegt die zentrale, auch pädagogische Herausforderung:

Es wird Jahre lange Arbeit kosten und zwar nicht bloß einer Zeitung, bevor man das gebildete Publikum mit den Forderungen, welche ein freieres Staatsleben an den Bürger stellt, vertraut macht und aussöhnt, und wenn es nach zehnjährigem Wirken in diesem Sinn dahin käme, daß das Selfgovernment zunächst in den Kommunen eingeführt würde, so würde der Gesetzgeben wenigstens für die ersten zehn Jahre noch allerlei pädagogische Künste (Ehren und Strafen) anwenden müssen, um es dahin zu bringen, daß auch alle Genossen sich aktiv in der Genossenschaft beteiligen und ihre Rechte nicht alsbald wieder, wie bisher dem Staate [...] überließe.

Und weiter:

Ich habe Glauben an die Urkraft des Volkes, nicht so, als möchte ich ein Kopfhahngregiment eingeführt wissen, wo die Dummen und die Besitzlosen den

Gescheiten und den Reichen das Gesetz machen, aber so, daß die Aktivbürger jeder Gemeinde, jedes Kreises, jeder Provinz Verstand genug haben, ihre Gemeinde-, Kreis-, Provinzverwaltung selbst zu besorgen. Und was sie jetzt nicht können, das lernen sie gelegentlich.

5. Was die Unterstützung dieses Lernprozesses angeht, denkt Mager, dass die *Rheinische Zeitung* nicht auf dem richtigen Weg ist. Die Junghegelianer befinden sich im Wolkenkuckucksheim – wie es im Brief heißt – einer spekulativen Philosophie. Sie treiben „Luxus mit Ideologie“ anstatt „praktische Schriftstellerei“<sup>52</sup>, welche den politischen und sozialen Fortschritt zu unterstützen hätte.

6. Das falsche Vorgehen der *Rheinischen Zeitung* stützt sich, so Mager, auf das „sinkende Hegeltum“ und den „Bauer-Feuerbachschen-Atheismus“. Mager hält indes das Hegelsche System im Brief an Oppenheim für „wiederlegt [...] überholt, überschritten“.<sup>53</sup> Im Kern ist – wie mehrfach geschrieben – Hegels an der Antike gewonnene Auffassung, dass der Staat das sittliche Universum sei, nicht auf den modernen Staat übertragbar. Auch der Atheismus geht in Magers Augen an der Realität, in der eine Mehrheit an Gott glaubt, vorbei. Zudem sind Christentum und Kirche für Mager Ausdruck öffentlicher Sittlichkeit.<sup>54</sup>

7. In der Nachschrift<sup>55</sup> zum Brief empfiehlt Mager der *Rheinischen Zeitung* „ein neues System“. Ihm zufolge soll dieses System „konservativ in Bezug auf Monarchie und Christentum, aber reformatorisch in Bezug auf alle Systeme der Staatsverwaltung und Regierung, evolutorisch in Bezug auf Volksleben, Verfassung und Gesetzgebung“ sein. So soll trotz Zensur die Zeitung durch „beharrliche und konsequente Opposition nützlich“ sein. Mager bietet gegen Ende des Briefes sogar an, selbst Beiträge zur *Rheinischen Zeitung* zu liefern, falls es gelingt, dieser „eine Zukunft zu sichern“.<sup>56</sup>

---

52 Hervorhebung im Original.

53 Nicht ganz so heftig trifft dieses Urteil auch Schelling und Herbart.

54 In diesem Kontext rechtfertigt Mager auch die Relegation Bruno Bauers von der Universität, weil dieser Philosophie statt Theologie treibe. Siehe auch Mager: *Gesammelte Werke*. A. a. O., Bd. V, S. 474 und Bd. VIII, S. 356-357.

55 Diese ist bei Hansen als Zusammenfassung in einer Fußnote abgedruckt.

56 Mager deutet in diesem Kontext auch an, dass er mit der *Augsburger Allgemeine Zeitung* nichts mehr zu schaffen haben will und sich nicht durchringen kann, für die *Leipziger Allgemeine Zeitung* mehr als sporadisch zu arbeiten.

## Rückschlüsse auf Magers politisch-pädagogische Position

Im Ganzen betrachtet denkt Mager im Brief an Oppenheim – wenn man so einteilen möchte – reformatorisch-evolutionär statt radikal-revolutionär. Besonders lehnt er – wie ebenfalls an anderen Stellen seines Werkes – einen omnipotenten Staat ab; egal ob in alter oder neuer Prägung.

Aus taktischen Gründen bevorzugt Mager, „wenn man nur zwischen Satan und Belzeub zu wählen hat, [...] das bisherige preußische Provisorium“. Dies schließt die Monarchie ein, allerdings weist Mager den Fürsten dabei eine neue Rolle zu: die des *moderator rei publicae* – eine Formulierung, die sich bei ihm wiederholt findet. Daraus allerdings die generelle Einschätzung abzuleiten, Mager sei überzeugter Monarchist gewesen, wie sich dies in Teilen der Sekundärliteratur findet, schießt über das Ziel hinaus. Umgekehrt scheint es jedoch auch schwierig, Magers doch recht eigenwillige Position umstandslos dem Republikanismus, zumal einem demokratischen Republikanismus zuzuordnen.<sup>57</sup>

Mager erwartet die politische Veränderung nicht durch eine Umbildung des Staates, sondern vielmehr auf evolutionärem Weg – gewissermaßen *von unten*. Hierbei spielt das Prinzip der Selbstverwaltung eine entscheidende Rolle, was beispielsweise die Schul-, Kirchen-, Armen-, Waisen- und Zivilverwaltung auf den Ebenen der Gemeinden, Kreise und Provinzen angeht. Mehr noch: Er setzt seine Hoffnung auf eine entsprechende Pädagogik, mit der die Bürgerschaft zur aktiven Teilhabe befähigt werden soll.

1844 bringt er diese Hoffnung auf den Begriff und nennt sie: Sozialpädagogik. Diese Sozialpädagogik darf allerdings nicht in altes, gewissermaßen antikes Staatsdenken zurückfallen. Im Brief an Oppenheim unterstellt Mager den Junghegelianern eben ein solches Denken. Deshalb sind die Junghegelianer ein weiteres Beispiel für die an der ersten Sozialpädagogik-Textstelle genannten „Radicale und Absolutisten“, von denen sich Mager immer wieder deutlich abgrenzt.<sup>58</sup>

---

57 Damit differenziert der Verfasser seine Einschätzung; siehe Müller. *Sozialpädagogik als Erziehung zur Demokratie*. A. a. O., S. 145ff.

58 An weiteren Textstellen wird deutlich, dass darunter auch Sozialisten und Kommunisten fallen. Mager denkt, dass diese aus den Prinzipien der junghegelianischen Radikalen „nur die äußersten Konsequenzen“ ziehen; Mager. *Gesammelte Werke*, Bd. VIII, S. 293 (Fußnote).

## Schlussfolgerungen für die Historiografie der Sozialpädagogik

Mit aller Vorsicht kann folglich auch die Historiografie der Sozialpädagogik erweitert werden. Wolfgang Schröer lässt die moderne Sozialpädagogikdebatte um 1900 mit einem „Kampf um Herbart“ beginnen.<sup>59</sup> Kern der Auseinandersetzung zwischen damaligen Sozialpädagogen und den Herbartianern<sup>60</sup> – welche Mager nachträglich für sich reklamieren – ist, ob der Staat, mithin das deutsche Kaiserreich, Reform- und Bildungsträger sein kann und soll. Dieser Auseinandersetzung geht, so Schröer weiter, ein Vorkampf um Dörpfeld<sup>61</sup> voraus, wobei dieser damals teils in die Nachfolge Magers gestellt wird. Auch hier wird u. a. im Kontext der Schulverfassungsfrage um das richtige Verhältnis von Pädagogik und Staat gestritten.

Nach obiger Analyse des Briefs Magers an Oppenheim sowie im Kontext seines weiteren Werkes lässt sich sagen, dass diesen sozialpädagogischen Entstehungsdiskursen ein Scharmützel um Hegel – wenn weiterhin militärische Metaphern benutzt werden sollen – vorausgegangen ist. In der Auseinandersetzung mit den Junghegelianern, die ihrerseits bildungspolitische Vorstellungen entwickeln<sup>62</sup>, streitet Mager um das richtige Verhältnis von Pädagogik zu Gesellschaft und Staat. In dieses Spannungsfeld positioniert er besonders die Schule. Auch seine Sozialpädagogik ist hier positioniert.

Angesichts der sich in Folge der Industrialisierung dramatisch zuspitzen den sozialen Frage setzten führende Sozialpädagogen um 1900, wie etwa der

---

59 Wolfgang Schröer. *Sozialpädagogik und die soziale Frage. Der Mensch im Zeitalter des Kapitalismus um 1900*. Weinheim und München: Juventa 1999, S. 18ff.

60 Zum Verhältnis zwischen Sozialpädagogik und Herbartianismus siehe Bernd Dollinger und Carsten Müller. Gibt es eine herbartianische Sozialpädagogik? *Johann Friedrich Herbart. 200 Jahre Allgemeine Pädagogik*. Hg. Rainer Bolle und Gabriele Weigand. Münster: Waxmann 2007, S. 73-96. Siehe auch Bernd Dollinger et al. *Sozialpädagogik und Herbartianismus*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2010.

61 Schröer. *Sozialpädagogik und die soziale Frage*. A.a.O., S. 35ff.

62 Siehe Katharina Schneider. „Wege in das gelobte Land“. *Politische Bildung und Erziehung im Vormärz, Regeneration und Deutscher Revolution 1848/49*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2016. Die Junghegelianer kommen, bis auf wenige Ausnahmen, in der Geschichtsschreibung der Sozialpädagogik nicht vor. Weniges z. B. bei Jürgen Reyer. *Kleine Geschichte der Sozialpädagogik. Individuum und Gemeinschaft in der Pädagogik der Moderne*. Baltmannsweiler: Schneider, 2002. S. 80ff.

Neukantianer Paul Natorp, bei aller Kritik dann doch stärker auf den Staat als Träger sozialer Reformen.<sup>63</sup> Deutlich tritt hervor, dass die soziale Frage nicht mehr ohne Staat gelöst werden kann.<sup>64</sup> Vor diesem Hintergrund konstruiert die sozialpädagogische Theoriebildung einen Gegensatz zwischen Individual- und Sozialpädagogik, wobei letztere entweder mit Erziehung zum nationalen Staat gleichgesetzt oder in Abgrenzung zu existierenden Sozialformen zur Gemeinschaftserziehung idealisiert wird. In beiden Fällen ist Sozialpädagogik anfällig für ideologische Vereinnahmungen.

## Und heute?

Auch heute ist das Verhältnis von Sozialer Arbeit zu Staat und Gesellschaft nicht abschließend geklärt. Klar ist, dass die Profession Soziale Arbeit fest in Sozial- und Rechtsstaat eingebunden ist.<sup>65</sup> Hingegen weniger deutlich ist ihr Verhältnis zur Gesellschaft.

In Bezug auf das oben Ausgeführte lassen sich indes Anschlüsse herstellen. Hegels in die bürgerliche Gesellschaft eingebettete Korporationslehre kann „auch heute noch als Quelle innovativen Denkens dienen“<sup>66</sup>, besonders angesichts neuer sozialer Verwerfungen im Neoliberalismus.<sup>67</sup> Potenzial liegt hier nicht erst im sozialpolitischen Handeln des Staates, sondern bereits in der Gesellschaft, freilich ohne beide gegeneinander auszuspielen: „Angesichts der Widrigkeiten, denen die Menschen als vereinzelte Akteure in einer marktbasierten Ökonomie begeben, fungiert die bürgerliche Gesellschaft

---

63 Vgl. Schröer. *Sozialpädagogik und die soziale Frage*. A. a. O., S. 171ff.

64 Ein Gedanke, der sich bereits in Hegels Rechtsphilosophie findet. Siehe dazu Carsten Müller. Der Pöbel. Dekonstruktion einer eigentümlichen Figur (nicht nur) in der Sozialpädagogik. *Zeitschrift für Sozialpädagogik*, Heft 3/2016, S. 263-273.

65 Werner Schöning. Soziale Arbeit als Intervention und Modus der Sozialpolitik. *Politik Sozialer Arbeit*. Hg. Benjamin Benz et al. Weinheim und Basel: Beltz Juventa 2013, S. 32ff.

66 Sven Ellmers/Steffen Herrmann. Die Korporation und ihre wirtschaftliche, soziale und politische Funktion nach Hegel. *Korporation und Sittlichkeit. Zur Aktualität von Hegels Theorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Hg. Sven Ellmers und Steffen Herrmann. Paderborn: Fink 2016, S. 7.

67 Ebd., S. 13ff.

als Schutz- und Fürsorgegemeinschaft“.<sup>68</sup> Darauf könnte ein an der frühen Sozialpädagogik geschulter Blick das Augenmerk richten.

In vergleichbarer Denkrichtung und ebenfalls im Anschluss an Hegel bringen Wolfgang Streeck und Philippe Schmitter das verbandliche Prinzip als soziales Ordnungsprinzip in die Debatte.<sup>69</sup> Seit den 1980er Jahren wird, so die Autoren, der Staat als kontrollierendes Ordnungsprinzip zurückgedrängt. An seine Stelle treten stärker die Ordnungsmächte Markt und Gemeinschaft.<sup>70</sup> Damit verbunden sind Konflikte zwischen den zugehörigen Ordnungsprinzipien Konkurrenz versus Solidarität. Demgegenüber lassen sich Vorteile des verbandlichen Modells angeben. Es „häufen sich [...] Hinweise darauf, daß es ein Spektrum vom Politikbereichen gibt, für die Institutionen gruppenförmig organisierter Selbstregulierung sozialverträglichere und normativ akzeptablere Ergebnisse erzielen können als gemeinschaftliche Selbsthilfe, freie Märkte oder direkte staatliche Regulierung.“<sup>71</sup> Auch hierauf könnte Sozialpädagogik ein Augenmerk lenken.

Und schließlich: In der Demokratietheorie wird der Zusammenhang zwischen Demokratie und Korporatismus wiederentdeckt.<sup>72</sup> Zwar muss deutliche Kritik am Korporatismus geübt werden, etwa wenn dieser der „Übernahme der Politiksteuerung durch ... Eliten“ dient und es mithin zu negativen Effekten für eine transparente, partizipative und pluralistische Demokratie kommt.<sup>73</sup> Trotzdem stellen Korporationen, besonders dort wo diese auch intern demokratisch verfasst sind, ein Korrektiv in und zur Postdemokratie dar. Gegenüber der Dominanz des Marktes setzt Colin Crouch auf erneuerte Kräfte der Zivilgesellschaft (Parteien, Kirchen, Bürgerinitiativen,

---

68 Johannes-Georg Schüle. Die Korporation als zweite Familie in Hegels Theorie der bürgerlichen Gesellschaft. *Korporation und Sittlichkeit*. Hg. Sven Ellmers und Steffen Herrmann. Paderborn: Fink 2016, S. 107.

69 Wolfgang Streeck und Philippe C. Schmitter. Gemeinschaft, Markt, Staat und Verbände? Der mögliche Beitrag von privaten Interessenregierungen zu sozialer Ordnung. *Korporatismus in Deutschland*. Hg. Wolfgang Streeck. Frankfurt a. M. und New York: Campus 1999, S. 199ff.

70 Ebd., S. 207.

71 Ebd., S. 222.

72 Im Überblick Mauricio Reichenbachs und Frank Nullmeier. Korporatismus und Demokratie. *Zeitgenössische Demokratietheorien. Band 2: Empirische Demokratietheorien*. Hg. Oliver W. Lembcke, Claudia Ritzi und Gary S. Schaal. Wiesbaden: Springer VS 2016, S. 79ff.

73 Ebd., S. 92.

Wohltätigkeitsorganisationen, Berufsverbände)<sup>74</sup>, welche eine „Schlacht [...] auf dem Feld der Moral“ gegen Großkonzerne auszutragen hätten.<sup>75</sup> Auch Korporationen spielen hier eine Rolle.<sup>76</sup> Insofern wächst heute mehr denn je einer an Zivilgesellschaft ausgerichteten Sozialpädagogik die Aufgabe zu, Demokratie nicht nur hervorzubringen, sondern zu bewahren und zu schützen.

## Quelle

Mager, Karl. *Korrespondenz mit Rheinischer Zeitung* (6.3.1843). Stadtarchiv Köln, Akten der Rheinischen Zeitung, Nr. 1085, 29. Mager. [als Digitalisat vorhanden]

Beschreibung: Bei der Quelle handelt es sich um zwei Briefe von Karl Mager an Dagobert Oppenheim. Ein vierseitiger Brief auf kleinem Papier vom 1. Januar 1842 und ein längerer Brief vom 6. März 1843. Dieser umfasst 15 handschriftlich eng beschriebene Bögen. Der zweite Brief teilt sich in einen Hauptbrief und eine dreiseitige Nachschrift (P.S.). Beide sind von Mager unterschrieben – die Nachschrift ist mit „Dr. Mager, Educationsrath und Professor“ versehen – und auf obiges Datum datiert. Die Briefe wurden in Aarau (Schweiz) verfasst.

Mit Auslassungen sind die Briefe abgedruckt in Joseph Hansen (Hg.). *Rheinische Briefe und Akten zur Geschichte der politischen Bewegung 1830-1850* (erster Bd.). Essen: Baedeker 1919, S. 311 (erster Brief unter Nr. 101.) und S. 478-488 (zweiter Brief unter Nr. 212.). Hansen gibt die Briefe aus Sicht relevanter Infos im Zusammenhang mit der *Rheinischen Zeitung* wieder. Dadurch entfällt wenig, was für die Mager-Forschung interessant ist. So übernimmt Hansen nicht die oben genannte Nachschrift, sondern integriert diese auszugsweise in eine Fußnote. Dadurch entgeht u. a. die spannende Information, dass Mager die *Pädagogische Revue* mit der *Rheinischen Zeitung* hinsichtlich ihrer politischen-strategischen Ausrichtung vergleicht. Er gibt an, die *Revue* nicht als revolutionäre Zeitung angelegt zu haben. Und er gibt an, dass er mit der *Revue* ca. 1200 Kr. jährlich verdient, was auf seine

---

74 Colin Crouch. *Das befremdliche Überleben des Neoliberalismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2011, S. 212ff.

75 Ebd., S. 215.

76 Ebd., S. 183.

finanzielle Unabhängigkeit schließen lässt. Auch lässt Hansen vor allem Beschreibungen der Situation Magers in Aarau sowie (meist französische) Bonmots entfallen. Hansen modernisiert den Text sprachlich und schreibt Abkürzungen aus.

Antwortbriefe von Oppenheim an Mager sind dem Verfasser derzeit nicht bekannt.

Christian Stöger (Berlin)

## Heinrich Deinhardts Ghostwriting

Umfeld, Entstehung und Zuschreibung einer (jung-)hegelianischen Pädagogik<sup>1</sup>

Zwischen 1845 und 1846 erschienen im Jenaer Mauke-Verlag drei Bücher, die den Zeitgenossen unmissverständlich anzeigten, dass der Junghegelianismus im Begriff war, im Feld pädagogischer Fachdiskussion Fuß zu fassen. Der als Verfasser der Schriften aufscheinende Emil Anhalt (1816-1896) war im bildungsbürgerlichen Milieu seiner Heimatstadt Weimar schnell als „himmelstürmende[r] Revolutionär“<sup>2</sup> verschrien. In den Augen erboster Rezensenten galt er als einer, der sich im „trüben Moste der junghegelischen Weisheit berauscht[e]“, sich „in dieser Stimmung zum Reformator des Unterrichtswesens berufen“<sup>3</sup> fühlte und daher glaubte, zu diesem Zweck „mit äußerster Raschheit“<sup>4</sup> drei Bücher vorlegen zu müssen: eine Universalgeschichte der Erziehung<sup>5</sup>, eine Geschichte der Universität<sup>6</sup> und eine Grundlegung der Volksschule und ihrer Pädagogik<sup>7</sup>. Der Kritiker qualifizierte

- 
- 1 Der Beitrag entstand im Rahmen des von der DFG finanzierten und aktuell an der Humboldt Universität zu Berlin durchgeführten Forschungsprojekts: Das pädagogische Experiment der Levana (1856-1865). Zu den historischen Kontexten und theoretischen Grundlagen ihrer Schul- und Heilpädagogik (DFG-Projektnummer: 392229516).
  - 2 Brief von Emil Anhalt an Heinrich Deinhardt vom 15. Dezember 1844. In: Christian Stöger. Die Idee der Demokratie von 1848. Studien zu Heinrich Deinhardts frühem Leben und Werk (1821-1851). Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2017. S. 506f.
  - 3 N.N. Zur Charakteristik einer Speculation über Schul- und Unterrichtswesen. In: Literarische Zeitung (Nr. 101) vom 19. Dezember 1846. Sp. 1625-1628, hier: Sp. 1626.
  - 4 Ebenda.
  - 5 Heinrich Deinhardt [Dr. Emil Anhalt]. Darstellung des Erziehungswesens, im Zusammenhange mit dem allgemeinen Culturgeschichte. Jena: Mauke 1845. (Auch ein Nachdruck von 1846 ist nachweisbar.)
  - 6 Heinrich Deinhardt [Dr. Emil Anhalt]. Die Universität. Ueberblick ihrer Geschichte und Darstellung ihrer gegenwärtigen Aufgabe. Jena: Mauke 1846.
  - 7 Heinrich Deinhardt [Dr. Emil Anhalt]. Die Volksschule und ihre Nebenanstalten. Jena: Mauke 1846.

die Schriften als kläglich gescheiterten Anlauf eines Hegel-Epigon zu pädagogischen Volksschriften, schloss dem Verdammungsurteil jedoch auch ernste Warnungen an, die allein aus dem vormärzlichen Streit um Hegel verständlich werden: Die Erziehungsgeschichte beruhe nämlich auf „unhaltbaren, wenn nicht gar verderblichen Principien“<sup>8</sup>, die Universitätsgeschichte imponiere nur jenen, „die die Grundlage und den Kern unserer bestehenden Verhältnisse beseitigt sehen möchten“<sup>9</sup> und auch die umfangreichere Schrift zur Grundlegung der Volksschulpädagogik sei lediglich die „Phantasmagorie einer Volksschule“, die der Autor „durch die Laterna magica seines Junghelthums“<sup>10</sup> an die Wand male. Es verwundere, dass nicht „*Feuerbach*, *B. Bauer* und *Ruge* als ‚Volksschul-Directoren‘ vorgeschlagen“<sup>11</sup> würden.

Die vom Kritiker zur Beurteilung der pädagogischen Qualität aufgeforderten Schulmänner registrierten die Schriften aufmerksam und wesentlich differenzierter als die in plumpem Abwehrreflex geschriebene Rezension eines königstreuen und kirchlich-orthodoxen Preußen.<sup>12</sup> Die Schulmänner anerkannten bei allem distanzierten Widerspruch zu Methode und Inhalt die Neuheit und Gründlichkeit der Arbeiten, die über die politisch bewegten Jahre des Vormärz und der Revolution von 1848/49 hinaus Bezugspunkt blieben. Noch 1877 gehörte es zum unverzichtbaren Pensum angehender Volksschullehrer zu wissen, wer „*die Volksschule und ihre Nebenanstalten*“ nach *Hegelschen Grundsätzen* wissenschaftlich bearbeitet“<sup>13</sup> hat. Und auch abseits der Volksschulwelt konnte sich der vermeintliche Autor Emil Anhalt

---

8 Vgl. N. N. Zur Charakteristik einer Speculation (wie Anm. 4). Sp. 1626.

9 Ebenda. Sp. 1628.

10 Ebenda. Sp. 1626.

11 Ebenda. Sp. 1627.

12 Vgl. als Beispiele der selbstbewussten und differenzierten Auseinandersetzung der Schulmänner: Friedrich Bartholomäi. Ueber die Volksschule und ihre Nebenanstalten – angeknüpft an: „die Volksschule von Dr. Emil Anhalt“. In: Allgemeine Schulzeitung 24 (1847) Nr. 157. Sp. 1281-1286; Nr. 158. Sp. 1289-1294; Nr. 159. Sp. 1297-1302; Nr. 160. Sp. 1305-1308. Sowie: August Wilhelm Grube. [Rezension von] Die Volksschule und ihre Nebenanstalten. Von Dr. Em. Anhalt. In: Pädagogische Monatsschrift 1 (1847), S. 675-690.

13 Hermann Hoffmeister. Examen-Katechismus. Heft 3. Pädagogik. Ein Repetitionsbuch für Abiturienten, Schul-Amtscandidaten und Aspiranten der Mittelschullehrer- und Rectoratsprüfung. Berlin: Bichteler 1877. S. 166. (Ich danke Frau Antje Simms (BBF-Berlin) vielmals für Ihre Hilfe bei der Beschaffung des Werks.)

bis an sein Lebensende 1896 – wahrscheinlich mit gemischten Gefühlen – in Übersichts- und Nachschlagewerken des gebildeten Bürgertums neben Johann Heinrich Deinhardt, Alexander Kapp, Ferdinand Gustav Thaulow und Karl Rosenkranz als fünfter wichtiger Vertreter der pädagogischen Hegelschule wiederfinden.<sup>14</sup> Während die Genannten gelegentliches Thema der pädagogischen Hegel-Historiographie blieben, geriet Emil Anhalt im 20. Jahrhundert aus dem Blickfeld, wofür vordergründig ausschlaggebend gewesen sein mag, dass er abgesehen von den Veröffentlichungen des Vormärz publizistisch so gut wie nicht in Erscheinung trat und biographisch lediglich für Studentenhistoriker fassbar war<sup>15</sup>, die ihn bis heute für den Autor der unter seinem Namen veröffentlichten Schriften halten.<sup>16</sup>

### Zu einer verschlungenen Rezeptionsgeschichte

Die Tilgung der Anhaltschen Schriften aus dem Kanon der pädagogischen Hegelschule erklärt sich jedoch nicht allein aus den biographischen Leerstellen eines Autors. Sie resultiert mehr noch aus dem sich wandelnden Hegelbild, das trotz aller Differenzierungen der geisteswissenschaftlichen Pädagogik zu stark den preußischen Staatsphilosophen zeigte und die weiteren Umrisse des pädagogischen Hegelianismus durch die Arbeitsschwerpunkte seiner in *staatsnahen Berufsfeldern* agierenden Schüler bestimmt sein ließ.<sup>17</sup>

- 
- 14 Vgl. Georg Weber. Allgemeine Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen für die gebildeten Stände bearbeitet. Fünfzehnter Band. Leipzig: Engelmann 1880. S. 513. Vgl. Karl Schmidt. Geschichte der Pädagogik in weltgeschichtlicher Entwicklung und im organischen Zusammenhang mit dem Culturleben der Völker. Viertes Band: Die Geschichte der Pädagogik von Pestalozzi bis zur Gegenwart. Köthen: Schettler 1862. S. 680-683.
- 15 Vgl. Georg Heer. Die Trennung der Jenaer Burschenschaft im Januar 1840. Erinnerungen eines alten Burschenschafters. In: Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung. Hg. Paul Wentzcke. Band 14. Berlin: Verlag der Deutschen Burschenschaft 1934. S. 213-228.
- 16 Vgl. Biographisches Lexikon der Deutschen Burschenschaft. Hg. Helge Dvorak. Band 2: Künstler. Heidelberg: Winter 2018. S. 17.
- 17 Vgl. Wilhelm Roessler. Der Einfluß Hegels auf das Schulwesen des 19. Jahrhunderts. In: Erkenntnis und Verantwortung. Festschrift für Theodor Litt. Hg. Josef

Das Gesamtspektrum der hegelianisch bearbeiteten Themen wurde derart auf Grundlegungsfragen der Pädagogik als Wissenschaft (Rosenkranz, Thaulow) und auf Gymnasialpädagogik (Johann Heinrich Deinhardt, A. Kapp) verengt.<sup>18</sup> Die (politischen) Biographien der so Zugeordneten, die einer solchen Vereinfachung zumindest partiell entgegenstehen, spielten dabei keine Rolle.<sup>19</sup> Der Hegelianismus wurde als Konstellation präsentiert, die lediglich als höhere Bildung für ein staatstragendes Bürgertum ihre pädagogische Wirksamkeit entfaltet hätte. Diese Perspektive grenzte den vormärzlichen Streit um die „staatsgefährlichen“ Konsequenzen der Hegelschen Philosophie, die Vielgestaltigkeit bzw. den Zerfall der Hegelschule, ihre Dissidenten und Grenzgänger, aus und verhinderte die Frage nach Resonanzen dieser Gemengelage im zeitgenössischen pädagogischen Fachdiskurs. Dieser reduktive Blick ging ebenso mit der Praxis einer Ideengeschichte einher, die – an Meisterdenkern orientiert – die textimmanente Untersuchung des geistigen Gehalts von Hauptwerken forcierte und politische, soziale und kommunikative Bedingungen, unter denen Ideen ins Dasein treten und fortgesponnen werden, weitgehend ausblendete.

Es überrascht somit nicht, dass die Ende der 1950er Jahre einsetzende Wiederbeachtung der unter Emil Anhalts Namen veröffentlichten Schriften auf die pädagogische Geschichtsschreibung der DDR zurückgeht, wobei allerdings nicht ihre philosophische, sondern politische Dimension faszinierte. Für kurze Zeit galt der revitalisierte und als „Junghegelianer“<sup>20</sup> klassifizierte Autor als „eine der bedeutendsten demokratischen Lehrerpersönlichkeiten“ des 19. Jahrhunderts, die ausdrücklich von zeitgenössischen

---

Derbolav/Friedhelm Nicolin. Düsseldorf: Schwann 1960. S. 434-450. Ders. Die pädagogische Interpretation der Philosophie Hegels um die Mitte des 19. Jahrhunderts. In: *Bildung und Erziehung* 16 (1963). S. 65-90.

18 Eckard Meinberg. Hegel in der Pädagogik des 19. Jahrhunderts. Studien zu seiner Wirkungsgeschichte. Bonn: Univ. Diss 1973.

19 Selbst der als Apologet des preußischen Gymnasiums geltende J.H. Deinhardt erlebte im Zeitraum der Revolution einen, auf sein politisches Engagement zurückgehenden Karriereknick. Vgl. Theodor Bach. Johann Heinrich Deinhardt. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Gymnasialwesens. In: *Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik* 43 (1873) 108. Band. S. 552f. Zu Thaulow vgl. *Programme zur bürgerlichen Nationalerziehung in der Revolution von 1848/49*. Hg. Helmut König. Berlin: Volk und Wissen 1971. S. 39-46.

20 *Gedanken zur Nationalerziehung aus dem Vormärz*. Hg. Helmut König. Berlin: Volk und Wissen 1959. S. 21.

„Randgestalten“<sup>21</sup> der Pädagogik unterschieden werden müsse. Der Autor schien insbesondere deshalb zur Traditionsbildung der DDR-Pädagogik vorgesehen, weil er am „Vorabend der bürgerlichen Revolution“ den Entwurf einer Volksschule vorgelegt hätte, „die das Mögliche in einer deutschen demokratischen Republik jener Zeit darstellte.“<sup>22</sup>

Zu dieser Aufwertung trugen aber ganz wesentlich weitere Entdeckungen der DDR-Forschung bei: Sie entnahm nämlich einer (aus Sicht selbstbezüglicher deutscher Bildungsforschung) entlegenen, nämlich 1881 in Österreich veröffentlichten Quelle den Hinweis, dass Emil Anhalt gar nicht der Autor der ihm zugeordneten Bücher war, sondern der 1880 in Wien als zwangspensionierter Professor der k. k. Lehrerbildungsanstalt verstorbene Heinrich Marianus Deinhardt (1821-1880), der Neffe des weiter oben erwähnten Gymnasialpädagogen.

Bei besagter Quelle handelt es sich um eine umfangreiche, kurze Zeit nach Deinhardts Tod gehaltene Gedenkrede des Wiener Literaturprofessors Carl Julius Schröer (1825-1900)<sup>23</sup>, die der DDR-Forschung hochwillkommene biographische Informationen lieferte, die sogleich übernommen wurden: Der Wiener Redner berichtete von Deinhardts politisch engagierter Studentenzeit in Jena und Halle in den Jahren des Vormärz, von seiner Beteiligung an der Revolution von 1848, von daraus resultierender Gefängnishaft, kurzzeitigem Exil in Genf und von nachmärzlicher Marginalisierung in Deinhardts Heimat Thüringen, die ihn mit seiner Familie schließlich nach Österreich auswandern ließ, wo er unter prekären Existenzbedingungen und in ständigem Konflikt mit Vorgesetzten bis zu seinem Tod in (heil-)pädagogischen Arbeitsfeldern tätig war.<sup>24</sup>

Was der DDR-Forschung aber schließlich zum Problem wurde, waren die weiteren in der Gedenkrede gegebenen Hinweise zu Deinhardts merkwürdig-unglücklicher Veröffentlichungspraxis und seinem derart in Schiefelage

---

21 Ebenda. S. 33.

22 Ebenda. S. 23.

23 Schröer war für kurze Zeit Studienkollege an der Universität Halle und verschaffte Deinhardt in den 1860er Jahren eine Stelle als Volksschullehrer an den von ihm geleiteten Evangelischen Schulen Wiens. Er ist als Goethe-Forscher, aber insbesondere als akademischer Lehrer Rudolf Steiners bedeutsam. Zur Deinhardt-Rezeption in der Anthroposophie vgl. die Hinweise in: Stöger. Idee der Demokratie (wie Anm. 2). S. 78-80.

24 Carl Julius Schröer. Rede zur Deinhardtfeier. In: Pädagogisches Jahrbuch 3 (1881). S. 1-21.

befindlichem publiziertem Lebenswerk: Denn es sei – beginnend mit den für Emil Anhalt verfassten Schriften des Vormärz – ein umfangreiches pädagogisches, politisches und literarhistorisches Werk entstanden, das ein scheinbar selbstloser Deinhardt zwar nicht immer, aber oft genug anonym, pseudonym sowie unter dem Namen von Weggefährten habe erscheinen lassen. Diese hätten ihn dabei nicht nur intellektuell, sondern auch materiell ausgebeutet.<sup>25</sup> Die Rede nennt – ungewöhnlich für diese literarische Gattung – die Namen der zu diesem Zeitpunkt noch lebenden „Nutznießer“. Neben Emil Anhalt wird insbesondere auf den Pädagogen, Anstaltsleiter und „unheilbare[n] Projektemacher“<sup>26</sup> Jan Daniel Georgens (1823-1886) verwiesen, für den Deinhardt in Österreich wichtige arbeits- und heilpädagogische Theorieschriften – allen voran das Grundlagenwerk *Die Heilpädagogik*<sup>27</sup> verfasste.<sup>28</sup> Deinhardts Autorschaft wurde zwar in Österreich anerkannt, nicht aber in Deutschland. Dort mühte sich die sonderpädagogische Geschichtsschreibung seit dem beginnenden 20. Jahrhundert in eklatanter Missachtung historiographischer Standards darum, Georgens, der für seine

---

25 Vgl. ebenda. S. 3f.:

26 Robert Reißmann. Dr. Georgens. In: Ders. Deutsche Pädagogen des 19. Jahrhunderts. Leipzig: Klinkhardt 1910. S. 166.

27 [Heinrich Deinhardt] Jan Daniel Georgens und Heinrich Marianus Deinhardt. Die Heilpädagogik unter besonderer Berücksichtigung der Idiotie und Idiotenanstalten. Erster Band: Zwölf Vorträge zur Begründung und Einleitung einer heilpädagogischen Gesamtwissenschaft. Leipzig: Fleischer 1861. Zweiter Band: Zwölf Vorträge über die Idiotie und die Idiotenerziehung in ihrem Verhältniss zu den anderen Zweigen der Heilpädagogik und zu der Gesundenerziehung. Leipzig: Fleischer 1863.

28 Vgl. Carl Julius Schröer. Rede zur Deinhardtfeier (wie Anm. 24). S. 5 zur Entstehung der aus einer Vortragsreihe hervorgegangenen und mehr als 1000 Druckseiten umfassenden *Heilpädagogik*: „Das besonders Merkwürdige an dieser Publication ist nun, dass einen Theil dieser Vorträge neben Deinhardt Georgens hielt, dass dessen Name neben dem Deinhardts auf dem Titel steht, obgleich nicht ein Federstrich von ihm herrührt, obwohl sich Georgens die merkwürdige Mühe nahm, die Vorträge, die er hielt – für sich abzuschreiben. Das Ganze, von der Vorrede bis zur letzten Seite, ist einzig und allein die Arbeit Deinhardts. Georgens Antheil beschränkte sich darauf, mit dem Verleger zu correspondieren und einen Theil des Honorars, sowie der Ehre als Autor sich anzueignen.“

Zeitgenossen ein „Confusionarius erster Ordnung“<sup>29</sup> war, zum „Nestor der deutschen Heilpädagogik“<sup>30</sup> zu stilisieren<sup>31</sup>, obwohl die hierzu angestellten biographischen Forschungen der 1970er Jahre Ergebnisse zu Tage fördern sollten, die dem hagiographischen Anliegen klar zuwiderliefen.<sup>32</sup> Die DDR-Forschung ließ sich jedoch bereits vor dem Vorliegen solcher ‚Befunde‘ zur strittigen Autorenfrage von der Georgens-Favorisierung der deutschen Sonderpädagogik irritieren und optierte in der Streitfrage schließlich selbst gegen Deinhardt: Nach dürftiger<sup>33</sup> und in den Ergebnissen widersprüchlicher<sup>34</sup> Befassung mit der Frage schrieb auch sie Deinhardts arbeitspädagogische Schriften Georgens zu, der allein als Herausgeber aufschien.<sup>35</sup> Das Interesse an Deinhardt erlahmte daraufhin wieder.

Die pädagogische Historiographie der DDR – so lässt sich zusammenfassend festhalten – akzeptierte weiterhin Deinhardts Autorschaft für das

- 
- 29 Wichard Lange. Anti-Georgens. Eine Antwort auf den Aufsatz „Langes Reden – kurzer Sinn“ in „Die Gegenwart der Volksschule“ von Dr. Georgens. Hamburg: Hoffmann und Campe 1857. S. 7.
- 30 Walter Bachmann. Der Nestor der deutschen Heilpädagogik – Stationen eines von Mißerfolgen geprägten Lebens. In: Zeitschrift für Heilpädagogik 26 (1987). S. 173-176.
- 31 Vgl. die Darstellung und Kritik der Forschungen zu Jan Daniel Georgens in: Stöger. Idee der Demokratie (wie Anm. 2). S. 47-76.
- 32 Z.B. die vom Volksschullehrer Georgens vorgetäuschten naturwissenschaftlichen und medizinischen Studien (einschließlich eines Doktorgrades). Vgl. hierzu die gedrängte Übersicht und Kritik in: Christian Stöger. „Die Heilpädagogik“ und ihr Autor. Zu den ungelösten Problemen der Levana-Historiographie. In: Zeitschrift für Heilpädagogik 62 (2011). S. 440-443.
- 33 Siehe das in eine Fußnote verbannte Bekenntnis, wonach Deinhardts selbstständig und unter Namensnennung veröffentlichte pädagogischen Schriften zur vergleichenden Klärung der Autorenfrage nie herangezogen wurden: Rudi Schulz: Späte bürgerlich-demokratische Forderungen zur Arbeitserziehung bei J. D. Georgens und H. Pösche. In: Zur Geschichte der Arbeitserziehung in Deutschland. Hg. Robert Alt/Werner Lemm. Teil 1. Von den Anfängen bis 1900. Frankfurt a. M. 1972. S. 200 (Fußnote 14).
- 34 Vgl. Stöger. Idee der Demokratie (wie Anm. 2). S. 71-74. Es wird gezeigt, wie der für Georgens argumentierende Historiker unbemerkt Deinhardt als Autor der in Frage stehenden Schriften erweist.
- 35 Vgl. Die Gegenwart der Volksschule. Hg. Jan Daniel Georgens. Wien: Zamarski 1857. Vgl. Stöger: Idee der Demokratie (wie Anm. 2). S. 15 (Fußnote 36) für weitere Präzisierungen.

junghegelianische pädagogische Frühwerk – allerdings ohne sich auf eine Diskussion mit der (bis heute) konträren Auffassung der Burschenschaftshistoriker einzulassen; und sie sprach ihm die Autorschaft für eine späte demokratische, sozial- und bildungstheoretisch reflektierte Schulpädagogik der 1850er Jahre ohne überzeugende Gründe ab: Die DDR-Forschung unterließ in beiden Fällen letztlich das, was sie als klares Desiderat erkannte: Quellenarbeit zu Deinhardts Leben und Werk.

So schloss sich ein kaum geöffnetes Zeitfenster wieder, um mit der Erschließung eines Werks von erstaunlichem Umfang zu beginnen<sup>36</sup>, das philosophische, pädagogische, politische, sozialökonomische, ästhetische, literaturgeschichtliche und kunsttheoretische Schriften – insbesondere zu Schiller<sup>37</sup> – umfasst und sich beispielsweise für den Zeitraum zwischen 1848 und 1851 als geschichtsphilosophisch, politisch, gesellschaftstheoretisch und pädagogisch begründete Demokratietheorie rekonstruieren lässt.<sup>38</sup> Deinhardt war in diesem Zeitraum einer der profilierten und sich exponierenden Vertreter der 48er-Demokratie, wie die anonymen<sup>39</sup>, für das Lexikonprojekt des Bibliographischen Instituts verfassten Abhandlungen zu Konstitutionalismus<sup>40</sup> sowie *Kommunismus und Socialismus*<sup>41</sup> genauso belegen<sup>42</sup>

---

36 Der nachgewiesene Publikationszeitraum für eine noch nicht abgeschlossene Deinhardt-Bibliographie umfasst einschließlich posthumer Publikationen gegenwärtig den Zeitraum von 1844-1884.

37 Heinrich Deinhardt. Beiträge zur Würdigung und zum Verständnis Schillers. Band 1. Stuttgart: Cotta 1861.

38 Vgl. Stöger: Idee der Demokratie (wie Anm. 2). Kapitel 6-10.

39 Für die Zuschreibung der Abhandlungen vgl. Stöger: Idee der Demokratie (wie Anm. 2). S. 91.

40 [Heinrich Deinhardt]. Konstitution, Konstitutionell, Konstitutionalismus. In: Das große Conversations-Lexicon für die gebildeten Stände. Band 18. Hildburghausen u. a.: Bibliographisches Institut 1851. S. 963-988.

41 [Heinrich Deinhardt]. Kommunismus und Socialismus. In: Das große Conversations-Lexicon für die gebildeten Stände. Band 18. Hildburghausen u. a.: Bibliographisches Institut 1851. S. 708-729.

42 Vgl. Varnhagen von Ense in einer Tagebucheintragung vom 20. Dezember 1850: „Zwei vortreffliche Aufsätze in Kolatschek's zweitem Novemberheft: [...] ‚Über die Demokratie‘ (Schluß) von einem Ungenannten, und: ‚Der Bundestag, die Union und die Partheien‘ von Heinrich Deinhardt. Die kräftigsten Wahrheiten, die gesundesten Ansichten werden hier ausgesprochen. Der Name Deinhardt war mir bisher unbekannt, ich begrüße ihn!“ Karl August Varnhagen von Ense.

wie seine mit Namensnennung veröffentlichten Beiträge in der von Adolph Kolatschek<sup>43</sup> herausgegebenen *Deutschen Monatsschrift*: Beispielsweise war es Deinhardt, der 1851 Humboldts aus dem Nachlass veröffentlichte ‚Ideen-schrift‘ aus demokratischer Sicht besprach und gegen ihre liberale Vereinnahmung argumentierte.<sup>44</sup>

Die von der DDR-Pädagogik unterlassene Forschung verwundert nicht nur wegen der in angrenzenden Feldern akribisch betriebenen Quellenarbeit, sondern auch deshalb, weil Material zum Deinhardt des Vormärz und der Revolution in ostdeutschen Archiven zahlreich – und keineswegs schwer auffindbar – vorhanden war. Der Bestand im Archiv der Universität Halle-Wittenberg<sup>45</sup> besitzt sowohl für die Rekonstruktion des geistigen Umfeldes und der Entstehungsbedingungen der in Frage stehenden Pädagogik als auch für deren klare Zuschreibung an Deinhardt besondere Bedeutung. Dazu im Folgenden einige Andeutungen.

### Deinhardts Studienjahre in Halle (1841-1845)

Es steht hier nicht der Raum zur Verfügung, den Bildungsweg des 1821 in Thüringen als Bauernsohn geborenen Deinhardt näher zu skizzieren: Erwähnt sei lediglich eine früh nachweisbare Nähe zum deutschen Nationa-

---

Tagebücher. Band 7. Zürich: Meyer und Zeller 1865. S. 462. Varnhagen von Ense besaß in seiner Autographensammlung auch Handschriften Deinhardts. Er war wahrscheinlich über Deinhardts Autorschaft für die unter Emil Anhalts Namen veröffentlichten Schriften unterrichtet. Vgl. Die Varnhagen von Ensesche Sammlung in der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Hg. Ludwig Stern. Berlin: Behrend 1911. S. 173.

- 43 *Deutsche Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben*. Hg. Adolph Kolatschek. Stuttgart: Hoffmann 1850. Bremen: Kühtmann 1851. 1851 Verbot der Zeitschrift. Flucht des Hg. Kolatschek, (österreich. Paulskirchenabgeordneter der Fraktion Donnersberg) in die Schweiz. Emigration nach New York. 1857 Begnadigung und Rückkehr nach Österreich. Dort erneute Begegnung und Zusammenarbeit mit Deinhardt.
- 44 Heinrich Deinhardt. [Rez.] Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen. Von Wilhelm von Humboldt. In: *Deutsche Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben* 2 (1851). S. 467-479.
- 45 Vgl. zur Bestandsübersicht: Stöger: *Idee der Demokratie* (wie Anm. 2) S. 487 und das u. a. auf diesem Quellenmaterial beruhende Kapitel zu Deinhardts Bildungsweg und Politisierung (S. 95-128).

lismus und der Einfluss des bereits erwähnten Onkels Johann Heinrich, der die Erziehung des Neffen für mehrere Jahre leitete.<sup>46</sup> Deshalb kann davon ausgegangen werden, dass Deinhardt bereits hegelianisch geprägt war, als er im Sommer 1841 an der Universität Halle inskribierte. Dorthin kam Deinhardt nicht ganz freiwillig, wurde er doch in Jena von seinem im Semester zuvor aufgenommenen Theologiestudium schon nach wenigen Wochen wegen burschenschaftlicher Aktivitäten befristet ausgeschlossen.<sup>47</sup> Neben pragmatischen Gründen, die einen Wechsel des Studienorts nahe legten, muss Halle für Deinhardt jedoch als publizistischer Brennpunkt der politischen Zeitdebatten und als ein Zentrum des Hegelianismus besondere Attraktivität besessen haben: Er verabschiedete sich dort von der Theologie und studierte u. a. Philosophie bei Julius Schaller (1810-1868), gehörte zum Schülerkreis des Historikers Max Duncker (1811-1886) und war im Wintersemester 1842/43 Hörer von Hermann Friedrich Wilhelm Hinrichs' (1797-1861) *Politischen Vorlesungen*, die deutschlandweit für Aufsehen sorgten, vom Verbot bedroht waren und für den Vortragenden letztlich scharfe Rügen aus Berlin zur Folge hatten.<sup>48</sup> Deinhardt beschränkte sich aber nicht allein auf die Vertreter der Hegelschule, sondern hörte auch bei deren deklarierten Gegnern: So belegte er bei Heinrich Leo (1799-1878) im Wintersemester 1844/45 ein Seminar zur Geschichte der Französischen Revolution.<sup>49</sup>

Wie stark die philosophischen und politischen Debatten Deinhardt und sein engstes persönliches Umfeld beschäftigten, lässt sich an der zirkulierenden Literatur erkennen. Es war nahezu die gesamte oppositionelle Literatur des Vormärz greifbar: Abonnements von Marx' *Rheinischer Zeitung* (1842/43) und Blums *Sächsischen Vaterlandsblättern* sind für die neu gegründete Burschenschaft nachweisbar, in der auch Ruges *Anekdoten zur neuesten deutschen Philosophie* und Bruno Bauers *Posaune des jüngsten Gerichts*

46 Vgl. hierzu Stöger: *Idee der Demokratie* (wie Anm. 2). S. 95-101.

47 Deinhardt wurde infolge eines Duells, das im Kontext burschenschaftlicher Streitigkeiten um eine Demokratisierung der Verbindungsverfassung gedeutet werden kann, mit einem consilium abeundi für sechs Monate bestraft. Vgl. Stöger: *Idee der Demokratie* (wie Anm. 2). S. 101-106.

48 Vgl. die Schilderung bei Bruno Bauer. Vollständige Geschichte der Partei-kämpfe in Deutschland während der Jahre 1842-1846. Band 2. Charlottenburg: Bauer 1847. S. 117-120, hier S. 117: „Auch die Philosophie ward zeitgemäß und politisch. Herr Hinrichs in Halle übernahm das Werk dieser ‚Vermittlung‘“

49 Vgl. Stöger: *Idee der Demokratie* (wie Anm. 2). S. 113.

weitergereicht wurden. Die Bestände eines in Halle bis 1845 heimlich bestehenden Lesezimmers umfassten Schriften von D. F. Strauß, Feuerbachs *Wesen des Christentums* dessen *Abälard und Heloise* und u. a. *Pierre Bayle*. Ebenso zählte Friedrich Feuerbachs *Religion der Zukunft* zu der 70 Titel umfassenden Sammlung, in der sich auch ausdrücklich verbotene Schriften befanden: u. a. Karl Grüns *Neue Anekdoten*, Vischers *Kritische Gänge*, Ludwig Buhls *Berliner Monatschrift*, Blums *Volkstaschenbuch Vorwärts!* (1845), Püttmanns *Deutsches Bürgerbuch*, Wigands *Vierteljahrsschrift*, Freiligraths *Glaubensbekenntnis*, Wilhelm Weitlings *Kerkerpoesien* und neben mehreren Publikationen Anastasius Grüns' auch Heinrich Heines *Deutschland. Ein Wintermärchen*.<sup>50</sup> Der Einblick in die Lektüremöglichkeiten der oppositionellen Studentenschaft ‚verdankt‘ sich der intensiven Überwachungstätigkeit der Universitätsbehörden, für die Deinhardt mit dem Tag seiner Immatrikulation verdächtig war.<sup>51</sup> Nicht zu Unrecht wurde in ihm einer der Initiatoren des in Halle neu erwachten studentischen Verbindungswesens vermutet, was Bespitzelung, Verhöre, Hausdurchsuchungen sowie mehrfache und mehrwöchige Untersuchungshaft nach sich ziehen sollte. Die hierdurch entstandenen Dokumente – es handelt sich um Spitzelberichte der Pedelle, Verhörprotokolle und beschlagnahmte Handschriften – zeigen, wie stark Deinhardt auf die Politisierung von Universität und Studentenschaft drängte. Dass er dabei von einem als Versöhnungsgeschehen begriffenen Gegenwartsverständnis getragen war<sup>52</sup>, belegen auch die erhaltenen handschriftlichen Entwürfe für die Konstitution der Hallischen Burschenschaft. Darin lieferte Deinhardt eine ausdrücklich auf gesellschaftliche Veränderung ausgerichtete Aufgabenbestimmung von Wissenschaft: Die zeitgemäße Wissenschaft, die „sich als Bewußtsein der Gegenwart erfäßt“, ist bei Deinhardt auch die, „welche sich das Recht zuspricht, das Leben und alle seine Formen

---

50 Vgl. für eine Liste der beschlagnahmten Schriften eines geplanten studentischen Lesezimmers UA Halle-Wittenberg. Rep. V, Nr. 182. Blätter 20-22. Für die Bestände eines weiteren Lesezimmers vgl. Rep. V, Nr. 183.

51 Die Immatrikulation wurde ihm wegen seiner burschenschaftlichen Vergangenheit in Jena nur mit „ernstlicher Verwarnung“ des Prorektors gewährt. Vgl. Stöger. Idee der Demokratie (wie Anm. 2). S. 106.

52 Vgl. hierzu die Transkription der 1843 bei Deinhardt beschlagnahmten Handschrift: *Aufgabe der Jetztzeit*. In: Stöger. Idee der Demokratie (wie Anm. 2). S. 500.

aus diesem Bewusstsein heraus zu gestalten.<sup>53</sup> Diesen Anspruch überträgt er auch auf das studentische Leben<sup>54</sup>, das sich nicht im „theoretischen Erkennen dessen, was die Gegenwart erstrebt“, erschöpfe, sondern ebenso „dem Geist der Zeit Wirklichkeit zu verschaffen“ habe durch die Hingabe „an die Verwirklichung der Idee“<sup>55</sup>. Wie weit sich das Praxispostulat erstreckt, bleibt im handschriftlichen Entwurf unklar. Eine weitere Textstelle hält aussagekräftig jedoch fest, dass der Gehorsam gegen die Gesetze des „jetzigen Staates“<sup>56</sup> von ihrer Vernünftigkeit abhängig zu machen sei. Diese zweifache Provokation – eine Wandelbarkeit des Staates anzunehmen und die Befolgung von Gesetzen an Bedingungen zu knüpfen – werden Deinhardt vor dem Hallischen Universitätsgericht ernste Schwierigkeiten eintragen.<sup>57</sup>

Die oben zitierten Handschriften sind das konfiszierte Ergebnis von Hausdurchsuchungen, die im März 1843 bei Deinhardt und sechs weiteren Studenten durchgeführt wurden: Sie lösten bei den Behörden nicht nur den Verdacht auf eine in Halle bestehende politische Studentenverbindung

---

53 Aus der rekonstruierten Fassung von Heinrich Deinhardt. Konstitution der Hallischen Burschenschaft. In: Stöger. *Idee der Demokratie* (wie Anm. 2). S. 500-502, hier: S. 501.

54 Vgl. ebenda Deinhardts Interpretation studentischer Wissenschaftlichkeit, Sittlichkeit und Ehrenhaftigkeit: „In der Wissenschaftlichkeit erkennen wir, was die Gegenwart bewegt und was sie erstrebt, in der Sittlichkeit sind wir bewegt und getragen von dem allgemeinen Geiste, an dessen Verwirklichung wir uns ganz und mit voller Seele hingeben; in der Ehrenhaftigkeit ist sich der einzelne bewußt, daß er in seiner Besonderheit und Persönlichkeit Darstellung des allgemeinen Geistes ist und verlangt demnach, daß seine Persönlichkeit geachtet und nicht verletzt werde.“

55 Ebenda. S. 502.

56 Ebenda. „Die Achtung für den Staat im Allgemeinen zeigen wir auch dadurch, daß wir den Gesetzen des jetzigen Staates, insofern wir sie als vernünftig erkennen Folge leisten.“

57 In einem Verhör vom 20. April 1843 erklärt sich Deinhardt zur Formulierung des „jetzigen Staates“ folgendermaßen: „Ich habe hierbei den Staat in steter Fortbildung gedacht, so daß ich den jetzigen Staat nicht anders als die bestimmte Entwicklungsstufe gedacht, im Gegensatz zu dem zukünftigen. Was von Befolgung der Gesetze des Staates gesagt ist, insofern wir sie als vernünftig anerkennen, ist nur von Gesetzen gemeint, die unmittelbar in die studentischen Verhältnisse eingreifen und die wir obgleich sie im Staat Gültigkeit haben noch besonders zu unsren Gesetzen machen.“ Vgl. Stöger. *Idee der Demokratie* (wie Anm. 2). S. 123.

aus, sondern auch die Vermutung, auf ein deutschlandweit organisiertes burschenschaftliches Netzwerk gestoßen zu sein. Aus den beschlagnahmten Briefen konnte ersehen werden, dass die Studenten nicht nur in persönlichem Verkehr zur oppositionellen Intelligenz standen, sondern sich etwa auch über die Initiierung von Ferienkursen austauschten, die bei Ludwig Feuerbach in Bruckberg stattfinden sollten. Neben der finanziellen Unterstützung abgesetzter Dozenten (Bruno Bauer) sollte durch dieses Zeichen die als Zumutung empfundene akademische Lehre der Universitäten einer „Radikalkur“<sup>58</sup> unterzogen werden.

Infolge dieser Entdeckungen kam es an mehreren deutschen Universitäten<sup>59</sup> zu Ermittlungen und zur Eröffnung von Gerichtsverfahren: Deinhardt versuchte sich im Sommer 1843 den Folgen einer erwarteten Verurteilung durch den Abbruch seines Studiums und die Übernahme einer Hauslehrerstelle in Mecklenburg zu entziehen. Doch konnten ihn die preußischen Behörden auch in Stavenhagen ausfindig machen, wo ihm gestattet wurde, die über ihn verhängte Haftstrafe im Stadtgericht zu verbüßen.<sup>60</sup> Nach einjähriger Unterbrechung unternahm Deinhardt den letztlich scheiternden Versuch, sein fast absolviertes Studium abzuschließen. Dieses Scheitern ist das Resultat erneuter studentenpolitischer Betätigung, zu der sich der im Sommer 1844 nach Halle zurückgekehrte Deinhardt entschloss: Er arbeitete eine an den Universitätsrat gerichtete Petition aus, in der – entgegen der exklusiven Gerichtsbarkeit der Burschenschaft – die Einrichtung allgemeiner Gremien zur autonomen Regelung studentischer Konflikte gefordert wurde. Es scheint dies Deinhardts endgültige Lösung von den Burschenschaften gewesen zu sein.

---

58 Hermann Kriege. Dokumentation einer Wandlung vom Burschschafter und Revolutionär zum Demokraten. Hg. Hermann Schlüter/Alfred Wesselmann. Band 1: Briefe. Osnabrück: Der andere Verlag 2002. S. 157.

59 Involviert sind die Universitäten Halle, Berlin, Bonn, Leipzig, München und Tübingen. Die Ermittlungsakten sind umfangreich dokumentiert in: Hermann Kriege. Dokumentation einer Wandlung vom Burschschafter und Revolutionär zum Demokraten. Hg. Hermann Schlüter/Alfred Wesselmann. Band 2: Kriminalakten und Presse. Osnabrück: Der andere Verlag 2002.

60 Dass gegen Deinhardt lediglich eine 10-tägige Haftstrafe verhängt wurde, ist darauf zurückzuführen, dass er vor ihrer Entdeckung aus der Burschenschaft ausgetreten ist bzw. ausgeschlossen wurde. Der Ausschluss fiel in die Zeit der Abschlussdebatten zur Konstitution und wurde in den Verhören mit Deinhardts unerlaubter Beziehung zu einer Frau begründet. Vgl. Stöger. Idee der Demokratie (wie Anm. 2). S. 118.

Die Universitätsbehörden waren sich über Deinhardts federführenden Anteil am selbstbewussten Auftreten der Studenten schnell im Klaren, woraufhin der preußische Universitätsbevollmächtigte unter Berufung auf das Berliner Ministerium „die schleunigste Entfernung des Studiosus Deinhardt“<sup>61</sup> verlangte, allerdings ohne sich hierzu aufwändiger Mittel zu bedienen. Dieses Ziel konnte auf dem Wege einer Hausdurchsuchung erreicht werden, bei der Material zu Tage gefördert wurde, mit dem sich Deinhardts Ausschluss vom Studium begründen ließ. Und mit der derart erfolgten Verhinderung des Studienabschlusses lässt sich die Verbindung zwischen Deinhardt und Emil Anhalt herstellen und lassen sich die Entstehungsumstände von Deinhardts pädagogischen Schriften aufhellen.

### Heinrich Deinhardt und Emil Anhalt

Der Weg, den die Universitätsbehörden zur Verhinderung von Deinhardts Studienabschluss eingeschlagen haben, ist in Karl Biedermanns oppositioneller Zeitschrift *Unsere Gegenwart und Zukunft* thematisiert worden: Demnach stützte sich das Universitätsgericht in seiner Begründung auf beschlagnahmte Papiere, aus denen hervorging, dass Deinhardt „*augenblicklich ohne hinlängliche Subsistenzmittel sei und sich nach litterarischen Erwerbsquellen umgesehen habe.*“<sup>62</sup> Bei diesen Papieren handelt es sich um sieben Briefe<sup>63</sup>, die Emil Anhalt zwischen 1844 und 1845 an Deinhardt geschrieben hat.<sup>64</sup> Sie belegen eindeutig, dass Deinhardt als pädagogischer und politischer Ghostwriter für Anhalt gearbeitet hat, der so zu einem geschätzten Mitarbeiter der oppositionellen Presse wurde. Über beider Verhältnis kursieren

---

61 Schreiben des preußischen Regierungsvollmächtigen Pernice an das Hallische Universitätsgericht vom 21. April 1845. Vgl. Stöger. *Idee der Demokratie* (wie Anm. 2), S. 128.

62 Vgl. die Schilderung des Hergangs in: Heinrich Roth [= Heinrich Pröhle]. *Die Reformbestrebungen und die Untersuchungen auf der Universität Halle unter dem Kuratorium des Herrn Dr. Pernice*. In: *Unsere Gegenwart und Zukunft* 2 (1846), S. 82-133, hier: S. 115. Hervorhebung im Original.

63 UA Halle-Wittenberg; Rep. V; Nr. 225, Bl. 7-13. Vgl. den chronologisch geordneten Abdruck der Briefe. In: Stöger. *Idee der Demokratie* (wie Anm. 2), S. 503-511.

64 Deinhardts Briefe sind nicht erhalten. Ihr Inhalt erschließt sich jedoch teilweise aus Anhalts Briefen.

in österreichischen Deinhardt-Nekrologen eine Reihe von Anekdoten, die auf die Behauptung hinauslaufen, ein selbstloser Deinhardt hätte seinem burschenschaftlichen Mentor aus Jenaer Tagen, in bedrängter Lage einen Freundschaftsdienst erwiesen.<sup>65</sup> Doch zeigen die Briefe anfänglich ein umgekehrtes Verhältnis: Es ist Deinhardt, der im Sommer 1844 – also gleich nach seiner Rückkehr nach Halle – Anhalt mit der Bitte kontaktiert, dessen publizistische Kontakte zum Absatz eigener Arbeiten nutzen zu können. Anhalt scheint Deinhardts Verzicht auf Namensnennung sofort zur Bedingung für Veröffentlichungen gemacht zu haben, hielt es anfangs aber – wie der erste erhaltene Brief vom 4. Juli 1844 zeigt – für sehr unwahrscheinlich, dass die an ihn gesandten Artikel überhaupt Abnehmer finden könnten:

Leider sind deine Abhandlungen, wie ich befürchtete, zu wissenschaftlich, zu gelehrt ausgefallen, so daß ich gar keinen Gebrauch davon machen kann, als etwa den, mich selbst daraus zu belehren. Wäre es dir denn durchaus unmöglich, die Gedanken auf eine verständliche, faßliche, auch für einen gewöhnlichen Verstand begreiflichen Weise auszusprechen und in Form zu bringen? Was du schreibst, scheint nur für solche berechnet, welche auf gleicher geistiger Höhe stehen, als du selbst: das ist der schlimme Umstand, der deine geistigen Erzeugnisse dieser Art für die Meisten ungenießlich läßt. Du dürftest keine feinen Seidengespinnste schaffen wollen, wenn du wirksam seyn willst, sondern aus größerem Stoff erzeugte Gewebe.<sup>66</sup>

Es ist die philosophische Schreibart, die Anhalt anfangs für unverkäuflich hält, weshalb er ein energisches „[E]nthegele dich“! als „große Bitte“ an Deinhardt richtet und nebenbei versichert, eigentlich keine von seinen „geistvollen Schriften lesen“<sup>67</sup> zu wollen: „Da ich ein beschränkter Kopf bin, so hasse ich Alles, was ich nicht verstehen kann.“<sup>68</sup>

Doch dann kommt es anders: Die Redaktion des *Allgemeinen Anzeigers*, bei dem mehrere Arbeiten eingereicht wurden, zeigt mehr Verständnis und

---

65 Vgl. z. B. Asmus Christian Jessen. Emil Anhalt (Zur Erinnerung an Heinrich Deinhardt). In: Ders. Geborgene Garben. Gedanken und Erinnerungen eines deutschen Lehrers. Leipzig: Wunderlich 1907. S. 302-305.

66 Brief von Emil Anhalt an Heinrich Deinhardt vom 4. Juli 1844. In: Stöger. Idee der Demokratie (wie Anm. 2). S. 503.

67 Ebenda. („enthegele“ handschriftlich in dickem Tintenstrich.)

68 Ebenda. S. 504.

veröffentlicht am 22. Juli 1844 Deinhardts ersten Artikel<sup>69</sup>, dem weitere folgen sollten<sup>70</sup>: Der Artikel ist eine Positionierung im Streit um die Realschule, die Deinhardt gegen den Vorwurf verteidigt, einem materialistischen Zeitgeist zu dienen.<sup>71</sup> Seine Argumentation bekämpft den simplen Geist-Natur-Dualismus der, meist von Philologen erhobenen Realschulkritik mit Hegelschen Mitteln: Deinhardt bestimmt die wissenschaftliche Hinwendung zur natürlichen Welt als eine Relation, die strikt hegelianisch als Befreiung des Geistes aus seiner Naturbefangenheit interpretiert wird:

Es ist die geschichtliche Aufgabe unserer Zeit, die Vernunft der objectiven Welt, der Natur und Geschichte, anzuerkennen und zu erkennen und aus dem Bewußtseyn heraus, das die Frucht dieser[,] Natur und Geschichte in ihrer Einheit und Nothwendigkeit erfassenden Arbeit des Geistes ist, die Wirklichkeit zu setzen und zu gestalten. Wenn je, so erlöst und befreit sich jetzt der Geist von der Natürlichkeit und dem unmittelbar Gegebenen, das ihm als solches als ein ihm Aeußerliches und darum als eine fremde Macht gegenübersteht, indem er es durchdringt und bewältigt. Dagegen bleibt jene einseitig geistige, ideale Richtung, die von Natur und Leben absieht, mit ihrem unüberwundenen Gegensatz behaftet und in Abhängigkeit vom Stoff befangen.<sup>72</sup>

Dass dieser offensive Hegelianismus als Hauptartikel in einer Zeitung erscheinen konnte, die sich selbst in der Tradition *praktischer* Volksaufklärung verstand, ist erstaunlich. Auch Emil Anhalt dürfte von der gelungenen Platzierung des Artikels verblüfft gewesen sein. Wenige Tage später war er sich aber schon im Klaren darüber, in Deinhardt eine potentiell lukrative

---

69 Heinrich Deinhardt [Dr. E. Anhalt]. Die Realschule. In: Allgemeiner Anzeiger und Nationalzeitung der Deutschen (Nr. 197) vom 22. Juli 1844. Sp. 2553-2557.

70 Noch im Jahr 1844 erscheinen: Heinrich Deinhardt [Dr. E. Anhalt]. Die Volks- oder Elementarschule. In: Allgemeiner Anzeiger und Nationalzeitung der Deutschen (Nr. 212) vom 6. August 1844. Sp. 2753-2758. Heinrich Deinhardt [Dr. E. Anhalt]. Die lateinische Schule. In: Allgemeiner Anzeiger und Nationalzeitung der Deutschen (Nr. 256) vom 19. September 1844. Sp. 3313-3319. Heinrich Deinhardt [Dr. E. Anhalt]. Schule und Wissenschaft. In: Allgemeiner Anzeiger und Nationalzeitung der Deutschen (Nr. 256) vom 19. September 1844. Sp. 3313-3319.

71 Vgl. Heinrich Deinhardt [Dr. E. Anhalt]. Die Realschule (wie Anm. 69). Sp. 2553.

72 Ebenda.

Arbeitskraft entdeckt zu haben und ermutigte ihn zur Realisierung einer bis dahin eher beiläufig erwogenen Idee:

Ich habe nun Deine Aufsätze genau u. wiederholt durchgelesen und ich muß gestehen mit dem größten Vergnügen. [...] Solltest Du noch [den] einen oder den andern Aufsatz über dgl. G[e] g[en]stände haben, so schicke mir ja Alles. Von dem Gebrauch gebe ich Rechenschaft, wenn wir persönlich wieder zusammenkommen, was, wie ich hoffe, bald geschehen wird. Wenn du doch die in meinem ersten Brief ausgesprochene Idee realisiren wolltest, über das Ganze des Erziehungswesens eine kleine Schrift zu schreiben!<sup>73</sup> Daß du es vermagst, daß du eines solchen Stoffes vollkommen Meister bist, habe ich aus der Lectüre der mir geschickten Bogen sattsam ersehen.<sup>74</sup>

So entstand im Lauf eines halben Jahres Deinhardts erstes Buch, seine *Darstellung des Erziehungswesens im Zusammenhange mit der allgemeinen Culturgeschichte*.<sup>75</sup> Es handelt sich um eine in Hegelschen Siebenmeilenstiefeln durchlaufene Universalgeschichte der Erziehung, die sich kein geringeres Ziel setzt als die „wissenschaftliche Pädagogik“ „zum vollen Bewußtsein ihrer gegenwärtigen Aufgabe“<sup>76</sup> zu bringen. Erreichbar ist dies für den Autor ausdrücklich und „allein“<sup>77</sup> auf dem Weg geschichtsphilosophischer Reflexion auf die Erziehungssysteme der Völker. Das Buch folgt in seinem Aufbau strikt Hegels Philosophie der Geschichte, überschreitet den dadurch gesteckten Rahmen aber in mehrfacher Hinsicht. Das wird bereits in der Vorrede deutlich, in der Deinhardt die „bestehenden Zustände“ des Restaurationsystems in ihrer „inneren Ausgelebtheit und Lügenhaftigkeit“ angreift und mit einer „gleißende[n] Puppenhülle“ vergleicht, die „durch das wachsende Leben der Zukunft von innen her gesprengt“<sup>78</sup> werde. Hier zeigt sich erstens, dass Deinhardts geschichtsphilosophische „Einkehr in die Vergangenheit Tendenz in die Zukunft“<sup>79</sup> sein will. Diese Zukunft sieht er zweitens demo-

---

73 Doppelstrich in der Handschrift.

74 Brief von Emil Anhalt an Heinrich Deinhardt vom 30. Juli 1844. In: Stöger. Idee der Demokratie (wie Anm. 2). S. 504f.

75 Heinrich Deinhardt [Dr. Emil Anhalt]. Darstellung des Erziehungswesens, im Zusammenhange mit dem allgemeinen Culturgeschichte. Jena: Mauke 1845.

76 Ebenda. S. IV.

77 Ebenda.

78 Ebenda. S. III.

79 Ebenda. S. IV.

kratisch durch ein neu erwachendes „Volksbewußtsein und Volksleben“<sup>80</sup> bestimmt, wofür drittens „der deutsche Geist“ zur Begründung aufgeboten wird, der – repräsentiert in Fichte und der sich entwickelnden Nationalbewegung – „die politische Freiheit als innere Entwicklung, als die *Selbstbestimmung des Volkes*“<sup>81</sup> begriffen habe.

Das Buch dürfte in zeitlicher Nähe zu Deinhardts Ausschluss vom Universitätsstudium erschienen sein. Den derart unfreiwillig zum Literaten Gemachten versuchte Emil Anhalt allerdings schon während der Endredaktion des Buches energisch von einer Lehrerlaufbahn abzuhalten, zu groß war der Erfolg von Deinhardts nebenher für Emil Anhalt verfassten journalistischen Arbeiten, die sich nahezu allen Problemfeldern der politisch-sozialen Krise des Vormärz widmeten. Ermahnend schreibt Anhalt im Feber 1845 an Deinhardt:

[Ü]bernimm durchaus nichts mehr, als was Geld einbringt, warum bist du deinem Vorsatze nicht treu geblieben über Pauperismus zu schreiben?, wenn Du jetzt das religiöse Zeitthema in etwa 6-8 Schreibbogen nur behandelst, so würde das ebenfalls Geld einbringen. – Du hast die Louis d'or im Kopfe, schreib und sie rollen dir auf dein Schreibpult. – Jetzt steht nämlich die Sache auf einem ganz anderen Fleck und ich wünschte nichts sehnlicher als ein Manuscript von Dir in den Händen zu haben; es sollte bald genug zu Geld gemacht seyn.<sup>82</sup>

Insbesondere Robert Blum war ein Abnehmer der politischen Artikel<sup>83</sup>, die sich in vehementer Zensurkritik dem vormärzlichen Kampf um Herstellung von Öffentlichkeit, aber auch den religiösen Oppositionsbewegungen widmeten, die von Deinhardt bereits als Vorboten einer politischen Revolution und eines national geeinten demokratischen Deutschland gedeutet wurden.<sup>84</sup> Doch auch das Echo auf Deinhardts Erziehungsgeschichte war groß genug, um ihm die Möglichkeit zu geben – immer noch für Emil

---

80 Ebenda.

81 Ebenda. S. 139. Hervorhebung im Original.

82 Vgl. den Brief Anhalts an Deinhardt vom [ca. 13.] Februar 1845. In: Stöger. *Idee der Demokratie* (wie Anm. 2). S. 510.

83 Vgl. die Bibliographie in: Stöger. *Idee der Demokratie* (wie Anm. 2). S. 479f.

84 Vgl. Heinrich Deinhardt [Dr. Emil Anhalt]. *Die deutsche Einheit und die religiösen Bewegungen der Gegenwart*. In: *Vorwärts! Volks-Taschenbuch für das Jahr 1846*. Hg. Robert Blum. Leipzig: Friese 1846. S. 99-108.

Anhalt – zwei weitere pädagogische Bücher zu verfassen. Die nachfolgende Schrift *Die Universität*<sup>85</sup> folgt dem bekannten Weg, Geschichtsphilosophie zur Formulierung von Zeitaufgaben zu nutzen. Das Werk wurde von Hegelianern wie Eduard Zeller freudig begrüßt und kritisch besprochen.<sup>86</sup> Wie Zeller hob auch Karl Mager den Quellenwert der Ausführungen zur Geschichte der jüngsten Studentenbewegung hervor, konnte aber mit deren Autonomieforderungen und wohl auch dem politischen Gestaltungswillen des Werks insgesamt wenig anfangen<sup>87</sup>: Deinhardt will Autonomie und Lehrfreiheit als die notwendigen Momente der Idee der Universität ableiten und insistiert darauf, dass die Universität ihrer Idee „nur *innerhalb eines freien Volkslebens*“<sup>88</sup> gerecht werden könne. Im „Kampfe um ein solches“<sup>89</sup> habe die Universität nicht nur zu unterstützen, sondern voranzugehen.

Es war jedoch Deinhardts Buch *Die Volksschule und ihre Nebenanstalten*<sup>90</sup>, das die größte öffentliche Resonanz und längste Wirkung hervorrufen sollte. Aus den vielen Themen des Werks, die von den Zeitgenossen diskutiert wurden, ragen zwei, als Novität und Herausforderung empfundene Komplexe heraus: Deinhardts Konzeption der Volksschule als Einheitsschule und seine hierfür entworfene Skizze des zu praktizierenden Religionsunterrichts. Deinhardt verlangt die Volksschule als „schlechthin allgemeine Bildungsanstalt für alle Classen der Gesellschaft, alle Stände und Berufsarten“; denn sie hat es mit den „Kindern des Volkes zu thun, die als solche gleichen Anspruch auf Erziehung haben.“<sup>91</sup> Sie ist Begegnungsort für „Kinder verschiedener

---

85 Heinrich Deinhardt [Dr. Emil Anhalt]. *Die Universität. Ueberblick ihrer Geschichte und Darstellung ihrer gegenwärtigen Aufgabe.* Jena: Mauke 1846.

86 Eduard Zeller. *Gedanken über deutsche Universitäten.* In: *Jahrbücher der Gegenwart* 3 (1845). S. 1073-1085. 4 (1846). S. 75-94; S. 215-260; S. 433-450; hier: S. 449f.

87 Vgl. Karl Mager: [Rez.] *Die Universität. Ueberblick ihrer Geschichte und Darstellung ihrer gegenwärtigen Aufgabe.* Von Dr. Emil Anhalt. In: *Pädagogische Revue* 17 (1847) Abteilung 3, Heft 1. S. 14f.

88 Heinrich Deinhardt [Dr. Emil Anhalt]. *Die Universität. Ueberblick ihrer Geschichte und Darstellung ihrer gegenwärtigen Aufgabe.* Jena: Mauke 1846. S. 92.

89 Ebenda.

90 Heinrich Deinhardt [Dr. Emil Anhalt]. *Die Volksschule und ihre Nebenanstalten.* Jena: Mauke 1846.

91 Ebenda. S. 4.

Stände<sup>92</sup> und durch diese Verschiedenheit der Privaterziehung gegenüber pädagogisch überlegen. Die bejahte Individualität der Kinder entfaltet sich für Deinhardt hegelianisch aber nicht durch die pädagogische Berücksichtigung ihrer Eigentümlichkeit, sondern durch die Konfrontation mit dem Allgemeinen, dem Volksbewusstsein, dessen Gegenstand als reelle und ideelle Objektivität, d. h. als Welt- und Gottesbewusstsein, gefasst wird.<sup>93</sup> Neben der Kritik an einer sozial nivellierenden Wirkung von Deinhardts Volksschule ist es vor allem der so bestimmte Gottesbegriff, der auf Widerstand stößt und in seiner Unvereinbarkeit mit dem Christentum gesehen wird.<sup>94</sup> Deinhardt fasst die ideelle Objektivität, also Gott, zwar als „*Princip* und die Macht der Objectivität“ schlechthin, sie ist aber nicht mehr als die „*Tendenz*“<sup>95</sup> des Volksgeistes selbst. Das Christentum spiegelt in Deinhardts Religionspädagogik daher nur eine der Stufen in der Entwicklungsgeschichte des religiösen Bewusstseins wider, die vom Kind – didaktisch modelliert – durchlaufen und nachvollzogen werden sollen. Die Bibellektüre wird daher vom Religionsunterricht abgetrennt.<sup>96</sup>

Deinhardt hat 1847, soweit bislang nachweisbar, zum letzten Mal für Emil Anhalt publiziert und begonnen unter eigenem Namen, oft aber auch anonym zu veröffentlichen, wobei allerdings keine seiner nachfolgenden Publikationen mehr jenes lebhaftes Echo der Vormärzschriften hervorrufen konnte. Er versuchte seit den späten 1850er Jahren wiederholt auf seine Autorschaft aufmerksam zu machen und bediente sich dazu eines höchst kontraproduktiven Sprachrohrs. Er veröffentlichte unter dem Namen des Jan Daniel Georgens, des weiter oben erwähnten zweiten „Benutzers“ von Deinhardts literarischer Produktivität, einen Artikel, in dem er auf seine Autorschaft für die Anhalt'schen Schriften hinwies<sup>97</sup>: Derselbe Georgens wiederum sollte sich

---

92 Ebenda. S. 11.

93 Vgl. ebenda S. 11f. und 14f.

94 Vgl. Christian Palmer. Pädagogik. In: Litterarischer Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt. 17 (1847) Nr. 48. Sp. 379-382; Nr. 49, Sp. 385-392; Nr. 50, Sp. 393-400; Nr. 51, Sp. 403-406, hier: Sp. 393-396.

95 Vgl. Heinrich Deinhardt. Die Volksschule und ihre Nebenanstalten. Jena: Mauke. S. 11f.

96 Vgl. ebenda. S. 110-128.

97 Vgl. Heinrich Deinhardt [Jan Daniel Georgens]. Dr. Emil Anhalts (Heinrich Deinhardt) Schriften im Verlage von Mauke in Jena. In: Der Arbeiter auf dem praktischen Erziehelfelde der Gegenwart 3 (1858). S. 284.

dann in den 1870er Jahren in den pädagogischen Kreisen Berlins selbst als Emil Anhalt ausgegeben, wovon Deinhardt kurze Zeit vor seinem Tod in Wien erfuhr.<sup>98</sup> Diese Geschichte kann hier aber nicht weiter ausgebreitet werden, verdeutlicht aber ein letztes Mal die vertrackte Quellenlage, die sich einem Hegelianer verdankt, der zu spät bemerkte, dass ihn seine ‚Hingabe an das Allgemeine‘ als Autor ‚erfolgreich‘ zum Verschwinden gebracht hat.

---

98 Vgl. Asmus Christian Jessen. Emil Anhalt (wie Anm. 65). S. 305.



Ursula Reitemeyer (Münster)

## Reformation oder Revolution

### Der Vormärz zwischen Protestantismus und Kommunismus

Ungeachtet der Marx'schen Konstruktion des Kommunismus als eine vom Proletariat getragene politische Bewegung zur Abschaffung der bürgerlichen Klassengesellschaft liegen seine Wurzeln im Humanitätsanspruch eines weltzugewandten Protestantismus. Als Fortsetzung des „realen Humanismus“<sup>1</sup> muss die kommunistische Bewegung aber zunächst zur weltgeschichtlichen Existenz gebracht werden, um das Versprechen der unbedingten Mitmenschlichkeit des auf halber Strecke stehengebliebenen Protestantismus praktisch einzulösen. Aufgewachsen im protestantischen Milieu des Bildungsbürgertums und der humanistischen Gymnasien stehen die Hauptprotagonisten des radikalen Vormärz in dem Bewusstsein, die letzten Erben der Reformation zu sein, von der Marx sagt, dass sie zwar als revolutionäre Bewegung in Gestalt der Bauernkriege, der „radikalsten Tatsache der deutschen Geschichte“<sup>2</sup>, an der Theologie gescheitert sei, aber immerhin die richtigen Fragen gestellt habe. So brachte es der Protestantismus zur „wahren Stellung der Aufgabe“<sup>3</sup>, aber eben nicht zu praktischen Lösungen. Inwiefern die im neunzehnten Jahrhundert angestrebte kommunistische Neuordnung von Staat und Gesellschaft nicht nur als Resultat ökonomischer Umwälzungen, sondern – in der Tradition des (neu-)humanistischen Selbstverständnisses des Protestantismus stehend – auch als Aufgabe einer breit angelegten Bildungsinitiative verstanden wurde, soll in diesem Beitrag untersucht und diskutiert werden.

Schon Kant stellte im Vorfeld der *Französischen Revolution* in seinem berühmten Aufklärungsaufsatz die Frage, wie die Verbesserung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse praktisch umzusetzen sei, und erwägt zwei Möglichkeiten: entweder den Volksaufstand bzw. revolutionären Umsturz, also eine Kampfgenossenschaft von unten, insofern auch ihre bürgerlichen oder adligen Anführer in einer Monarchie nur als Untertanen

---

1 Karl Marx. Die heilige Familie oder die Kritik der kritischen Kritik (1844).

In: Marx Engels Werke (MEW) Bd. 2. Hg. Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED. Berlin: Dietz 1972. S.7.

2 Karl Marx. Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie: Einleitung. MEW, Bd. 1. Berlin: Dietz 1976. S. 386.

3 Ebd.

agieren können, oder ein von der Regierung, also von oben, angeordnetes Reformprojekt zwecks Unterstützung des bürgerlichen Emanzipationsprozesses. Kant entscheidet sich bekanntlich für den Reformprozess unter der Leitung eines von der Regierung freigegebenen öffentlichen Willens in Gestalt des frei rasonierenden bürgerlichen Publikums, da ein revolutionärer Umsturz zwar die Machtverhältnisse neu ordne, aber weder „eine wahre Reform der Denkungsart“<sup>4</sup> gewährleisten könne, noch, dass die neuen Machthaber ihre Sache besser machen. Erfolgversprechender sei daher der Weg der allmählichen Aufklärung des bürgerlichen Publikums durch Bildung und Wissenschaft und die damit einhergehende Erweiterung des öffentlichen Raums. Nach oben, in Richtung Regierung, können so verstärkte Reformen eingefordert, nach unten, in Richtung Volk, können aus der Mitte des Bürgertums Bildung und Wissen weitergereicht werden, damit sich in der real existierenden Ständegesellschaft nicht nur die bürgerliche (Klassen-) Gesellschaft durchsetze, in der das Recht des Stärkeren nicht wirklich einschränkt ist, sondern vor allem der bürgerliche Rechtsstaat, in dem ein jedes Mitglied unabhängig von Stand (Klasse), Religion, Talenten, Alter, Geschlecht, Einkommen<sup>5</sup> und äußeren Merkmalen wie Haut – oder Haar-

---

4 Immanuel Kant. Zur Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung (1784). In: Werkausgabe Bd. XI., Hg. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977. S. 55.

5 Wie wir wissen, verweigert Kant sowohl den Frauen als auch den abhängigen Tagelöhnern das politische Mitsprachrecht – vgl. Zur Beantwortung (wie Anm. 4). S. 53; Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis (1793) (wie Anm. 4). S. 151 – jedenfalls so lange, wie sie noch im Stand der Unmündigkeit gehalten werden, sei es durch verwehrte geistige Bildung oder durch verwehrte berufliche Selbständigkeit, sprich: Ausbeutung. Von der Idee her verstehe ich Kant aber so, dass sich Wissenschaft und Moral im Zuge des freien Denkens in die gesamte Gesellschaft ausbreiten werden (vgl. Zur Beantwortung (wie Anm. 4). S. 54), so dass in einem durchaus absehbaren Zeitraum auch jene in den parlamentarischen Diskurs mit aktivem und passivem Wahlrecht eintreten können, die bisher, wenn auch unverschuldet, mangels Mündigkeit ausgeschlossen waren. Es sind nicht die Frauen und Tagelöhner, die ihre Unmündigkeit selbst verschulden, sondern diejenigen, die aus ständischen oder ökonomischen Interessen heraus die Unmündigen in ihrer Unmündigkeit trotz besseren Wissens festhalten, also das gebildete Bürgertum, das um seinen Emanzipationsauftrag nach oben wie nach unten einen großen Bogen schlägt. Dass Kant als Zeitgenosse des von Friedrich II. ausgerufenen Zeitalters des ‚aufgeklärten

farbe ein mit gleichen Rechten ausgestatteter partizipierender Staatsbürger (Citoyen) sein kann.

Auch wenn Kant das Reformationspotential im Bürgertum ansiedelt, also gewissermaßen in der Mitte zwischen Volk (ohne Privateigentum) und adeligen Grundherren, die als verlängerter Arm einer absolutistischen Monarchie, in der das Volk als veräußerliche ‚Habe‘ des Herrschers gilt<sup>6</sup>, kein Interesse an dem Aufbau eines ihre Privilegien beschneidenden bürgerlichen Rechtsstaats haben dürften, versteht er den Reformprozess als einen ‚von oben‘, wenn nicht initiierten, so doch wohlwollend begleiteten Handlungszusammenhang, in dem sich das bürgerliche Publikum als Vermittlungsinstanz ‚nach unten‘ in Form einer Bildungsinstanz anbietet. Das Bürgertum würde anstelle der Kirche die Schulmeister und Gymnasiallehrer stellen, während die Regierung die notwendigen Schulen bauen und die Lehrer ordentlich bezahlen würde. So ließen sich Reformen einleiten, die den analog zu den ökonomischen Entwicklungen (Industrialisierung, Kolonialisierung, Börsenhandel) wohl nicht aufzuhaltenden politischen Umbau abfedern und jenes von Rousseau vorausgesagte „Zeitalter der Revolutionen“<sup>7</sup> für Kontinentaleuropa verhindern könnten.

Der Vorteil eines fortschreitenden Reformprozesses, auch wenn er ‚von oben‘ durchgeführt wird, liegt vom moralphilosophischen und weltbürgerlichen Standpunkt auf der Hand: Bürgerkriege, also massive Gewalt und Blutvergießen, würden nicht stattfinden. Zudem würde ‚das Volk‘ Schritt für Schritt auf seine neuen Aufgaben der politischen Mitbestimmung vorbereitet und nicht, wie bei einem blutigen Umsturz, nur als Waffe gebraucht, derer man sich nach Gebrauch wieder entledigen kann, sodass sich für ‚das Volk‘ am Ende nichts zum Guten wendet. Eine Revolution, so ließe sich sagen, ist schnell ausgerufen oder sogar in Aktion gesetzt, die Verbesserung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse, die von Kant geforderte „Reform der Denkungsart“, ist jedoch ein Langzeitprojekt, da sie an Bildungsprozesse gebunden ist, die ihre Zeit brauchen. Deshalb setzt Kant seine Hoffnung auf

---

Absolutismus‘ der Regierung eine gewisse Reformoffenheit zuschreibt, deute ich nicht als grundsätzliche Befürwortung des preußischen Absolutismus, sondern als einen personengebundenen Appell, die Gunst der Stunde nicht verstreichen zu lassen (ebd. S. 59).

6 Vgl. Immanuel Kant. Zum ewigen Frieden (1795) (wie Anm. 4). S. 197.

7 Jean-Jacques Rousseau. Émile oder über die Erziehung (1762). Hg. Tim Zumhof. 2. Aufl. Stuttgart: Reclam 2019. S. 313f.

Reformen, die vom bürgerlichen Publikum wohl formuliert, aber nur durch Regierungshandeln, also durch Entscheidungen ‚von oben‘, realisiert werden können.<sup>8</sup>

Nach der vernichtenden Niederlage Preußens gegen Napoleon, die im preußischen Hoheitsgebiet nur zu einem zögerlichen Reform- oder Modernisierungsprozess in Verwaltung, Bildung und Recht führte<sup>9</sup>, der auch alsbald von den restaurativen Kräften blockiert wurde, stellte sich in den 1840er Jahren unter der Regentschaft Friedrich Wilhelm IV. die Situation für die von Kant so hoch gehandelte „Gelehrtenrepublik“ ganz anders dar. Diese zu gleichen Teilen von Hegels spekulativer Philosophie beeinflusste wie über sie hinausgehende Gemeinschaft demokratischer Intellektueller<sup>10</sup>, die vorwiegend einem liberal protestantischen Milieu entstammten, war nicht so sehr von der preußischen Regierung enttäuscht, die ganz im Sinne einer machtbewussten, absolutistischen Rationalität agierte, als vielmehr von dem bürgerlichen Unterbau, der die Monarchie als Schutzmacht ihrer eigenen Privilegien und ökonomischen Vormachtstellung *gegenüber* dem Volk inzwischen entdeckt hatte. Die bürgerlichen Kräfte standen nicht mehr in der Mitte zwischen fürstlichem Regierungshandeln und mehr oder weniger leibeigenem Volk – in der Mitte des Volks standen sie ja nie – sondern im Verein mit den Fürsten gegen das Volk. Kants Hoffnung, dass das Bürgertum als Mittler und Träger der Aufklärung die politische Modernisierung vorantreiben würde, hatte sich nicht erfüllt. Im Gegenteil: Es spaltete sich – hegelianisch

- 
- 8 Wir wissen, dass Kant die Republik als Staatsform befürwortet, die er aber von einer Demokratie scharf unterscheidet. Wie sich eine Republik aus Fürstenstaaten mit einem allenfalls ständischen Wahlrecht zusammensetzen soll, d. h. unter Umgehung demokratischer Verfahren, ist mir bei allem Wohlwollen für den Republikaner Kant nicht ganz schlüssig. Vgl. *Zum ewigen Frieden* (wie Anm. 6). S. 206.
- 9 Die von Friedrich Wilhelm III. 1815 in der *Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volkes* zugesagte Verfassung, die zu einer Umformung der absoluten Monarchie in eine konstitutionelle geführt hätte, wurde bekanntlich nie umgesetzt.
- 10 Die im revolutionären Vormärz angesiedelte Gemeinschaft demokratischer Intellektueller erscheint als die Fortsetzung von Kants Gelehrtenrepublik, die sich nun aber nicht mehr als ständische Vereinigung in eines noch zu schaffenden bürgerlichen Rechtsstaats (Republik) begreift, sondern als eine standesunabhängige Vereinigung aller intellektuellen Kräfte zwecks Aufbau eines *demokratisch* geordneten Rechtsstaats.

ausgedrückt – von seinem eigenen Geist ab, verbannte seine politisch fortschrittlichen, sozial engagierten und in religiösen Fragen liberalen Intellektuellen in eine der Zensur und Überwachung geschuldete Subkultur.

So reichhaltig und in historischem Sinne bedeutungsvoll das Schrifttum der gut vernetzten posthegelianischen Gelehrtenrepublik auch war, so gering war ihre Stellung und Anerkennung in der „vermachteten“ bürgerlichen Öffentlichkeit.<sup>11</sup> Streng betrachtet trennten sich nicht die sogenannten Junghegelianer<sup>12</sup> vom bürgerlichen Lager, vielmehr trennte sich die bürger-

- 
- 11 Habermas spricht von einer „vermachteten Öffentlichkeit“ (Jürgen Habermas. Faktizität und Geltung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992. S. 649), sofern der Zugang zur Öffentlichkeit für bestimmte Gruppen eingeschränkt ist, oder sie vom öffentlichen Diskurs „*eo ipso*“ ausgeschlossen sind. In diesem Fall handle es sich nicht um eine „unvollständige“, sondern um gar keine Öffentlichkeit. Vgl. Jürgen Habermas. Strukturwandel der Öffentlichkeit (1962). 10. Aufl. Neuwied: Luchterhand 1979. S. 107.
- 12 Bis heute gibt es aus meiner Sicht keine wirklich überzeugende saubere Einteilung bzw. Differenzierung von Jung-, Links-, Rechts- und Althegeleianern. Daher unterscheide ich bloß Hegelianer von Junghegelianern, da nur letztere mit Hegel auch gegen Hegel argumentieren und aus diesem Verfahren einen über Hegels Staatsphilosophie hinausgehenden Praxisanspruch formulieren, durch den sie bei aller Unterschiedlichkeit bis etwa 1846/47 (bis zum Erscheinen von Engels *Grundsätzen des Kommunismus*) vereint sind (Engels 1888: „wir waren alle momentan Feuerbachianer“; MEW Bd. 21. Berlin: Dietz 1975, S. 272). Dass sich weder Feuerbach noch Marx den Junghegelianern zurechneten, sondern beide darauf bestanden, gar keiner (Hegel-) Schule anzugehören, zeigt erstens, dass die Apostrophierung als Junghegelianer einer Beschimpfung entsprach und deshalb abgelehnt wurde und zweitens, dass ihre gesellschaftlich praktischen Überlegungen – radikale Dekodierung des geistigen bzw. protestantischen Überbaus (Feuerbach), radikale Umgestaltung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse (Marx) – aus ihrer Sicht den Hegelianismus weit hinter sich gelassen hatten. Hier wird die Bezeichnung ‚Junghegelianer‘ für jene Gruppe von Vormärzphilosophen (u.a. die Feuerbachbrüder Ludwig und Friedrich, Arnold Ruge, Moses Hess und Karl Marx) gebraucht, die über einen fest verankerten Humanitätsanspruch eine Zukunftsperspektive für Philosophie, Wissenschaft, Politik und Gesellschaft entwickelten, die in ihren ‚real-humanistischen‘ Grundzügen bis heute nicht überholt erscheint. Von einer ‚atheistischen Sekte‘ (Wolfgang Eßbach. Die Junghegelianer. Soziologie einer Intellektuellengruppe. München: Wolfgang Fink 1988. S. 294ff) würde ich als Erkennungsmerkmal des Junghegelianismus jedoch nicht sprechen, da sich weder Feuerbach noch

liche Klasse von ihren gelehrtesten und scharfsinnigsten Denkern, die sie mit Berufs- und Publikationsverboten in Flucht und Armut trieb. Setzte Marx 1844, wohl auch mit Blick auf Feuerbachs zuvor erschienenen *Grundsätze der Philosophie der Zukunft*<sup>13</sup>, noch ein gewisses Vertrauen in die fortschrittlichen bürgerlichen Kräfte, ohne die keine parlamentarische Vertretung für die Arbeiter zu gewinnen sei<sup>14</sup>, so scheint das Vertrauen in den bürgerlichen Umgestaltungswillen zwei Jahre später gänzlich verschwunden zu sein. Die Bürgerlichen, so das Resümee, hätten nach der Niederlage Preußens gegen Napoleon aus egoistischen Motiven heraus mehrfach die Chance vertan, sich (mit ihrem Kapital und ihrer protestantischen Ethik) für politische und damit einhergehend ökonomische Reformen einzusetzen, die dem mehrheitlich armen Volk zu Gute gekommen wären.<sup>15</sup> In seinem Stirnerbuch von 1846<sup>16</sup> ist konsequenterweise nicht mehr die von Thron und Altar noch mühsam beschworene, aber längst zerfallene ständische Ordnung des Absolutismus der Gegner, sondern die an ihre Stelle getretene Klassenstruktur zwischen bürgerlichen Privateigentümern und besitzlosen Lohnarbeitern, der Stirner mit seiner Ethik der absoluten Selbstsorge den ideologischen Rahmen

---

Marx zum Atheismus oder dem sogenannten Freidenkertum bekannten, sondern sich im Gegenteil von diesen Strömungen *expressis verbis* absetzten. Vgl. Ludwig Feuerbach. Thesen zur Reformation der Philosophie (1843). In: Gesammelte Werke, Bd. 9. Hg. Werner Schuffenhauer. Berlin: Akademie-Verlag 1970. S. 244, S. 260. Auch zielte die junghegelianische Religionskritik nicht darauf ab, den Atheismus zu predigen (Stirner zählt nach meinem Verständnis nicht zu den Junghegelianern), sondern den theologischen Überbau der absolutistischen deutschen Fürstenstaaten zu dekodieren. Dies sei Feuerbach gelungen, so Marx 1844 in seiner Einleitung zur *Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie*, weshalb die Religionskritik, also die Theoriephase, in Deutschland als abgeschlossen zu betrachten sei. Vgl. MEW Bd. 1 (wie Anm. 2). S. 378.

13 Vgl. Ludwig Feuerbach. *Grundsätze der Philosophie der Zukunft* (1843). *Gesammelte Werke* Bd. 9 (wie Anm. 11).

14 Vgl. Karl Marx. *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie* (1844) (wie Anm. 2). S. 388.

15 Die Halbherzigkeit der sogenannten Preußischen Reformen – die Leibeigenschaft in den ostelbischen Gebieten wurde etwa beibehalten – wird in Kosellecks Studie von 1967 *Preußen zwischen Reform und Revolution* umfassend dokumentiert (Vgl. Reinhart Koselleck. *Preußen zwischen Reform und Revolution*. Stuttgart: Klett Cotta 1967).

16 Vgl. Karl Marx. *Das Leipziger Konzil* (1845/46). MEW Bd. 3, S. 101-436.

stiftete. Stirners auf Egoismus und Konkurrenz entworfene Anthropologie, die im Unterschied zu Feuerbachs Bestimmung des Menschen als Kommunisten bzw. „Gemeinmensch“<sup>17</sup> den amoralischen „Unmensch“<sup>18</sup> zur Urzelle des Menschentums erklärt, eignete sich als Referenz für die neuen bürgerlichen Herren der Gesellschaft, die durch ihren außerordentlichen Einfluss auf Finanz- und Volkswirtschaft ihre politische Mitbestimmung hinter der offiziellen Bühne längst durchgesetzt hatten. Die Bürgerlichen hatten sämtlichen Willen für Reformen aufgegeben und übten sich wie Stirner allenfalls noch in Zynismus gegenüber ihren letzten ‚Christen‘ im Gewand des Kommunismus bzw. einer im weitesten Sinne kommunitaristischen Ethik.

Feuerbachs *Thesen zur Reformation der Philosophie* von 1843<sup>19</sup> sind aus der Sicht Marxens vielleicht ein letztes Dokument bürgerlichen Reformwillens. Zwar geht es nur um die Kritik einer selbstbezüglichen spekulativen Philosophie, dem Widerschein einer theologisch äußerst widersprüchlichen Trinitätsdogmatik und einer im Protestantismus sich zuspitzenden leibfeindlichen Ethik, aber mit dieser Kritik wird der theologische Käfig, in dem die spekulative Philosophie gefangen ist, als solcher identifiziert und als Ursache des politischen Stillstands ausgemacht. So wie die Hegelsche Philosophie „die zur Vernunft und Gegenwart gebrachte, zur Logik gemachte Theologie“<sup>20</sup> ist und deren letztes Refugium darstellt<sup>21</sup>, so stellt sie auch den letzten Rückzugsort des unzeitgemäßen Absolutismus dar<sup>22</sup> und bewahrt das Alte in Neuerungen, in sogenannten Reformen, die ebensowenig etwas Neues bringen wie die fortlaufenden Ausdifferenzierungen des Hegelianismus.

---

17 Ludwig Feuerbach. Über „Das Wesen des Christentums“ in Beziehung auf den „Einzigen und sein Eigentum“ (Replik von 1845) (wie Anm. 11). S.432, S. 441.

18 Max Stirner. Der Einzige und sein Eigentum (1844/45). In: Der Einzige und sein Eigentum und andere Schriften. 3. Aufl. Hg. Hans Günter Helms. München: Hanser 1970. S. 121. Zur unterschiedlichen Rezeption Stirners durch Engels auf der einen und Feuerbach und Marx auf der anderen Seite vgl. Ursula Reitemeyer. Praktische Anthropologie oder die Wissenschaft vom Menschen zwischen Metaphysik, Ethik und Pädagogik. Wendepunkte. Münster: Waxmann 2019. S. 63-70.

19 Vgl. Ludwig Feuerbach. *Thesen zur Reformation der Philosophie* (1843) (wie Anm. 11).

20 Ebd. S. 245.

21 Vgl. ebd. S. 258.

22 Vgl. Ludwig Feuerbach. *Grundsätze der Philosophie der Zukunft* (wie Anm. 11) S. 334, S. 339.

Nicht zufällig verweist Feuerbach mit den *Thesen zur Reformation zur Philosophie* in doppelter Weise auf die Gründungsakte des deutsch-preussischen Protestantismus. Es waren Thesen gegen katholische Ablasswirtschaft und kirchlich legitimierte Lehnsherrschaft, die, auch wenn Luther in erster Linie wohl an die zu rettende innere, geistige Freiheit dachte<sup>23</sup>, zunächst die Bauern gegen ihre Lehnsherren in den bewaffneten Kampf und hernach zur Loslösung bedeutender Fürstentümer des *Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation* von Rom führten, womit die Thesen mehr als nur eine ‚Reformation‘ in Glaubensdingen auslösten. Mit seinem Verweis auf Luthers Thesen und die dadurch eingeleitete schnelle Epoche der Reformation, die Marx 1844 als die einzige Revolution auf deutschem Boden bezeichnete<sup>24</sup>, stellte Feuerbach sich erstens in die Nachfolge des Reformators Luther und zweitens in die Tradition eines aus der Reformation hervorgegangenen (humanistischen) Protestantismus, der in Rückgriff auf christliche Grundprinzipien wie Nächsten- und Gottesliebe vielleicht zum ersten Mal verbindliche Menschen- oder Grundrechte formuliert hatte.<sup>25</sup>

Mit Marx argumentiert, spielten Reformation und Bauernkriege für die politische Entwicklung des *Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation* eine ähnliche Rolle wie die *Französische Revolution* für die politische Entwicklung Frankreichs. Einerseits stehen beide Ereignisse unter dem Eindruck massiver Menschenrechtsverletzungen in Gestalt von Ausbeutung und Unterdrückung des arbeitenden, aber darbenenden Volks, weshalb beide Bewegungen durchaus als Volksaufstand gewertet werden können. Andererseits sind deutsche Reformation und Französische Revolution aber auch dadurch miteinander verbunden, dass ihre richtige Stoßrichtung vom falschen, d. h. bürgerlichen, ‚Geist‘ okkupiert wurde.<sup>26</sup> Im Fall der Reformation war es das städtische Bürgertum, das den Gewinn der Bauernkriege einstrich, indem es

---

23 Vgl. Martin Luther. Von der Freiheit eines Christenmenschen (1520). In: Von der Freiheit eines Christenmenschen. Fünf Schriften aus den Anfängen der Reformation. 3. Aufl. Hamburg: Siebenstern Taschenbuch Verlag 1974. S. 162ff.

24 Vgl. Karl Marx. Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie (wie Anm. 2). S. 385.

25 Vgl. Christoph Schappeler/Sebastian Lotzer. Die 12 „Hauptartikel aller Bauernschaft“ (1524), insbesondere Art.3. In: Detlef Plöse/Günter Vogler. Buch der Reformation. Eine Auswahl zeitgenössischer Zeugnisse (1476-1555). Berlin: BVU 1989. S. 358ff.

26 Vgl. Karl Marx. Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie (wie Anm. 2). S. 386.

an die Stelle der eingessenen Lehensherren trat und nun die Bauern besteuerte, d. h. abgabepflichtig machte. Die neue Unabhängigkeit der Städte wurde durch die Gründung einer bürgerlichen Kirche, die sich von Rom und vom Adel unabhängig wusste, festgeschrieben, weshalb Marx resümiert, dass die Revolution der Bauern an der Theologie scheiterte. Aus Sicht des ausgebeuteten Volks hatte sich nach Reformation und Bauernkriegen nicht viel geändert, auch wenn es als veräußerliche Habe des obersten Lehnsherrn einmal dieser, einmal jener Konfession angehörte.

Im Fall der *Französischen Revolution* war es auch die Bourgeoisie, die den Sieg auf dem Rücken des Volks davontrug, das nur zum Schein in den Bürgerstand erhoben worden war, d. h. nur so lange als applaudierendes Publikum an Entscheidungsprozessen beteiligt wurde, bis auch der letzte adlige oder kirchliche Grundherr von seinem Grundbesitz enteignet war. So erscheint die mit der *Französischen Revolution* einhergehende Umwandlung der ökonomischen Vormachtstellung des Bürgertums in politische (und militärische) Entscheidungsautorität auch als ihre eigentliche Zielperspektive, weshalb sie wie die Reformation zum Scheitern verurteilt war. Sobald nämlich die Bourgeoisie ihre Hände im Spiel habe, ist nach Auskunft des Historischen Materialismus jeder Volksaufstand, jede Revolution vergebens. ‚Das Volk‘ muss sich deshalb selbst vertreten und nicht vertreten lassen, auch und gerade nicht von den Bürgerlichen, die es immer verraten hatten, wenn es an der Zeit war, für seine Rechte einzustehen.

Dennoch verweist Marx' Wertschätzung der durch die Reformation eingeleiteten revolutionären Bewegungen auf mehr als nur auf die Wertschätzung eines vom dritten Stand ausgestoßenen Volks, aus dem mit einigen Modifikationen das Proletariat der bürgerlichen Klassengesellschaft hervorgehen würde. Es zeigt, dass der Geist des revolutionären Vormärz, der dem bürgerlichen Denken keine revolutionäre Kraft *qua* natürlicher Bestimmung zutraut, erstens selbst ein bürgerlicher, wenn auch ein selbstkritisch bürgerlicher Geist ist, und zweitens aus dem Protestantismus kommt, dessen Verschränkung mit dem (preußischen) Absolutismus seit Feuerbachs Kritik in den *Grundsätzen zur Philosophie der Zukunft* und *Thesen zur Reformation der Philosophie* als eine der Ursachen politischer Rückständigkeit in den deutschen Staaten definiert worden war. Aus dem vom Ursprung aus gedachten, gegen Willkürherrschaft, Misswirtschaft und Inhumanität gerichteten Protestantismus wurde eine die sinnlichen und geistigen Bedürfnisse und Nöte des wirklichen Menschen negierende Staatsreligion ohne allen Bezug zu dem um seine leibliche Existenz kämpfenden ‚Volk‘. In dieser Funktion

kontrollierte er die ‚Gelehrtenrepublik‘, die als kontrollierte nicht mehr gelehrt und auch nicht mehr republikanisch war, schrieb er die Schulbücher jenseits jeglicher Wissenschaftsorientierung und bildete neben den Seelsorgern die Lehrer und die Beamenschaft aus. Nicht umsonst galt das Theologiestudium als ein ‚Brotstudium‘ im Vormärz.

Mit Blick auf die zentrale Stellung des Protestantismus im absolutistischen System Preußens setzt es nicht in Erstaunen, dass es Feuerbachs *Wesen des Christentums* war, das 1841 die revolutionäre Phase des Vormärz, die Phase der Verlagsgründungen, der Programmschriften (die Horkheimer in einem Brief an Adorno „Pamphlete“ nennt), der geheimen Versammlungen und verschiedenartiger Aufmärsche einleitete. Es waren theologische bzw. religionsphilosophische Schriften aus der Mitte des Protestantismus, die den revolutionären Vormärz vorbereiteten<sup>27</sup> und auf seinen Höhepunkt trieben (Feuerbach), und es waren Ex-Protestanten, die den revolutionären ethischen Grundgedanken des Protestantismus in ihm selbst nicht mehr aufgehoben sahen und an seine Stelle den Kommunismus als die neue revolutionäre Kraft oder weltgeschichtliche Bewegung setzten, in der „die gesamte streitbare Arbeiterschaft Europas und Amerikas zu einem großen Heereskörper“ verschmelzen würde, wie Friedrich Engels sich in einer Nachbetrachtung von 1890 ausdrückt.<sup>28</sup>

Nicht auszuschließen ist, dass die vormärzliche Hoffnung der kommunistischen Ex-Protestanten wie Engels, Marx und Ruge auf einen revolutionären Umbruch der deutschen Verhältnisse noch auf einem Restvertrauen in den Protestantismus als öffentlicher, wenn auch defizitärer, Bildungsinstitution beruht. Mit dem Katechismus lesen zu lernen, war immer noch besser, als die zehn Gebote nur auswendig aufsagen zu können, und das Selbststudium der Bibel übertraf bei allen nur möglichen Fehlschlüssen doch jede Interpretation von der Kanzel, die man ohne eigenes Zutun empfängt. Der Protestantismus erschien als eine Kultur des Selberdenkens durchaus als notwendige Zwischenstation zur kommunistischen Gesellschaft, auch wenn er als religiöses (Feuerbach) und bürgerliches Ideengerüst (Marx) überwunden bzw. negiert werden musste.

---

27 Vgl. David Friedrich Strauß. *Das Leben Jesu* (1835/36). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2012.

28 Friedrich Engels. Vorwort zur vierten deutschen Ausgabe (1890) des „Manifests der kommunistischen Partei“. MEW Bd. 22. Berlin: Dietz 1972, S. 57.

Dass es vorwiegend (Ex-)Protestanten waren, die den Absolutismus der deutschen Fürstenstaaten in Frage stellten, setzte vor allem den preußischen König unter Druck, der sich ja nicht nur als der bedeutendste Souverän Mitteleuropas verstand, sondern auch als Oberherr der evangelischen Kirche (*summus episcopus*) – ein Recht, das während der Reformation ausgehandelt worden war und die Grundlage der preußischen Staatskirche bildete. Darum war eine Kritik des Protestantismus grundsätzlich Staatsangelegenheit und für den Staat umso gefährlicher, wenn sie aus dem Protestantismus selbst kam, wenn also der protestantische Staat auf protestantische Grundprinzipien wie die Menschwerdung Gottes (Jesu) in Gestalt der Nächstenliebe verpflichtet wurde. Wenn Feuerbach im *Wesen des Christentums* z. B. im Kontext der Marienverehrung das alte, gemeint ist das katholische, Christentum als ehrlicher im Vergleich zum neuen Christentum (Protestantismus) beschreibt<sup>29</sup>, dann stellt er damit das Hegel'sche Selbstverständnis des Protestantismus als überlegene (Staats-) Religion in Frage, welche die vorausgegangenen Stufen des Judentums und katholischen Christentums in sich aufgehoben habe. Die Kritik des Wesens des ‚neuen Christentums‘, d. h. des Protestantismus, war damit zugleich eine Kritik des staatstragenden Hegelianismus. Mit Luther gegen den preußischen Episkopat zu argumentieren, hieß für die Hegel'sche Linke auch, mit Hegel gegen Hegel bzw. den absoluten Geist des Hegelianismus ins Feld zu ziehen.

So geriet Hegel, gewissermaßen als verspäteter Brandstifter, selbst in die Schusslinie des Obrigkeitsstaats, als die Ära des Staatshegelianismus Mitte der 1840er Jahre ein jähes Ende fand, um das preußische Episkopat, d. h. die Einheit von Thron und Altar, und damit vor allem den Thron, vor republikanischen oder gar demokratischen Usurpatoren, zu retten. Wer immer sich als jemand zu erkennen gab, der sich durch Hegels Logik hindurchgearbeitet und die daraus folgenden praktischen Schlussfolgerungen bürgerlicher Rationalität gezogen hatte, hatte sich als einer der „Hegelinge“, wie die Junghegelianer aus der Sicht ihrer Gegner spöttisch genannt wurden, diskreditiert und ins wissenschaftliche, sogar bürgerliche, Abseits manövriert. Denn der Zugang zum bürgerlichen Publikum, auf das Kant seine große Hoffnung gesetzt hatte, war durch Zensur und Lehrverbot stark eingeschränkt, sodass viele Schriften – und dies bereits seit den 1830er Jahren – anonym

---

29 Vgl. Ludwig Feuerbach. *Das Wesen des Christentums* (1841) (wie Anm. 16). S. 142ff.

veröffentlicht wurden und je nach Standort nur sehr eingeschränkt zur Verfügung standen.

Hegel, allerdings der überwundene, war zu einem Problem geworden. Der Protestantismus sollte aus Sicht der preußischen Regierung nicht auch noch als überwundener zu einem Problem werden, weil damit zugleich die auf dem Episkopat beruhende Einheit von Thron und Altar, aus welcher der protestantische Absolutismus seine Legitimität als Königtum von Gottes Gnaden bezog, gefährdet worden wäre. Darum reagierte die preußische Zensur schon seit der Nachfolge Friedrich II. insbesondere auf religionsphilosophische oder -wissenschaftliche Schriften, die außerhalb des internen protestantisch theologischen Diskurses Wirkung zeigten, besonders scharf. Im Jahr 1840/41 einen Verleger für *Das Wesen des Christentums* zu finden, wird Ludwig Feuerbach nicht leichtgefallen sein und konnte in Berlin, der Herzkammer Preußens und des protestantischen Absolutismus, wohl kaum ausfindig gemacht werden. In dem nach Leipzig übergesiedelten Verleger Otto Wigand aus protestantischem Hause, der sich der Hegel'schen bzw. der protestantischen Linken annahm, fanden Feuerbach und andere Kritiker des christlichen Staats – wie etwa Stirner seitens eines radikalen Liberalismus<sup>30</sup> und Engels seitens eines historisch materialistischen Kommunismus<sup>31</sup> – einen Verleger abseits der Macht, aber inmitten der politischen Diskurse, die akademisch auf dem Schlachtfeld der Theologie geführt wurden. Der politische Widerstand, der sich innerhalb des Vormärz in Gestalt von Geheimbünden, verbotenen Publikationsorganen und revolutionären Programmschriften gegen den Obrigkeitsstaat formierte und infolge zunehmender Verfolgung durch staatliche Behörden auch zunehmend radikalisierte, hatte seine Wurzel in theologischen Diskursen, die vom Ende aus betrachtet auf die Auflösung des Widerspruchs von christlichen (protestantischen) Glaubensgrundsätzen und christlichem (protestantischem) Staat zielten in der Gewissheit, dass dieser Widerspruch weder durch eine gesellschaftliche Revitalisierung des Protestantismus durch Verbürgerlichung der Regierungsgeschäfte noch überhaupt innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft und ihres protestantischen Überbaus überwunden werden konnte. Denn der Protestantismus stellte nicht nur den Verwaltungsapparat des absolutistischen Staats – selbst in den katholischen Provinzen Preußens wurden leitende Beamtenstellen

---

30 Vgl. Max Stirner. Der Einzige und sein Eigentum (wie Anm. 17).

31 Vgl. Friedrich Engels. Die Lage der arbeitenden Klasse in England (1845). MEW Bd. 2. (wie Anm. 1).

im Allgemeinen mit Protestanten besetzt –, sondern auch die Ideologie der bürgerlichen Klassengesellschaft, deren Kernstück die Trennung von Kapital und Arbeit und des daraus resultierenden Widerspruchs ist, dass der Arbeiter umso ärmer wird, je mehr er arbeitet und Mehrwert erzeugt. Zwar widersprach die Entwirklichung des Arbeiters „bis auf den Hungertod“<sup>32</sup> wohl einer jeglichen, aber insbesondere der christlich protestantischen Ethik, insofern die Entstehung des städtischen Bürgertums, des spekulativen Kapitals und der Lohnarbeit jedoch fest mit der Reformation und der Aneignung katholischen Grundbesitzes zusammenhängt, haftet dem Protestantismus seine kapitalistische Logik als ideologischer Makel an. Hatten die Bauern 1525 Luthers Botschaft noch so verstanden, dass sie niemandem untertan seien außer Gott, so wurde ihnen nur wenig später beschieden, dass sie ein ungehobelter, womöglich von Natur aus amoralischer Pöbel seien, der immer einen weltlichen Herrn brauche, um in die gottgewollten Schranken seiner Abhängigkeit durch Arbeit verwiesen zu werden.

Es waren Theologen, welche die Reformation in die Wege leiteten, aber es waren auch Theologen, die den Rückzug von ihren eigenen Thesen im Angesicht der bäuerlichen Haufen hinter den Schutzwällen der Städte vollzogen, die ihrerseits – in der Regel von landesherrschaftlichen Söldnerheeren unterstützt – mit den Bauern noch kürzeren Prozess machten als mit den zuvor enteigneten Klosterherren. Nutznießer der Reformation waren vor allem die Städte, also die bürgerlichen Stände, die ihre neugewonnene ökonomische (und militärische) Selbständigkeit mit dem Bekenntnis zur ‚neuen‘, bürgerlichen Religion krönten, in der zwar die Privilegien von Klerus und Adel keine Legitimation mehr fanden, wohl aber eine durch Profitlogik hierarchisierte Arbeitsteilung innerhalb des dritten Stands, aus der kommunistisch gelesen die Klassenstruktur der bürgerlichen Gesellschaft entstand. Aus historisch materialistischer Perspektive hatte sich der Protestantismus als Resultat einer vor allem von stadtbürgerlichem Kapital gestützten Reformationsbewegung an der Verschärfung der aus der Ständegesellschaft herausgewachsenen Klassegegensätze der bürgerlichen Gesellschaft schuldig gemacht. Nicht allein, dass er sein Versprechen auf Befreiung und Heilung der Geknechteten ins Jenseits verlegte und die Rechtlosen, sofern sie ihre Arbeit pflichtgemäß versahen, auf einen milden Richter beim Jüngsten Gericht vertröstete. Darüber

---

32 Karl Marx. Ökonomisch-Philosophische Manuskripte (1844). In: Werke, Bd. 1: Frühe Schriften. Hg. Hans-Joachim Lieber. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1981. S. 561.

hinaus verweist sein bürgerlicher Ursprung, von dem die ‚Bauernopfer‘ bis hin zum *Westfälischen Frieden* 1648 zeugen, auf die Unbarmherzigkeit des Kapitals (und der von ihm bestellten Märkte), dem der Protestantismus praktisch-ethisch nicht viel entgegensetzen hatte.

Der Protestantismus hatte sich aus Sicht des Junghegelianismus darum in doppelter Weise schuldig gemacht: Erstens als bürgerliche Religion, d. h. im Sinne von Feuerbachs Logik (die fälschlicherweise oft als Projektionstheorie apostrophiert wird) als ein Kompendium von Wunschbildern einer idealisierten bürgerlichen Welt, die ihre Ideale wie Selbstbehauptung, Konkurrenzstreben, Triebverzicht, Rechtsgehorsam usw. in einem anderen Licht erscheinen lässt, als es Hegels Verständnis des Protestantismus als eine die Gegensätze der alten Religionen aufhebende und im Staat gelebte Geisteshaltung nahelegt. Zweitens hatte sich der Protestantismus als Staatskirche schuldig gemacht und wenigstens ebenso effektive Kontrollmechanismen und Sanktionssysteme entwickelt wie die katholischen Fürstenstaaten<sup>33</sup>, die aus machtstrategischen Gründen nicht weniger an der reibungslosen Zusammenarbeit von Thron und Altar interessiert waren als ihre protestantischen Bundesgenossen.

Der philosophische und ethische Vorsprung des Protestantismus gegenüber der Kirche Roms und den katholischen Fürstenstaaten schmolz angesichts der sozialen Verwerfungen in Stadt und Land, angesichts von Massenarmut, Massensterben<sup>34</sup> und anhebender industrieller Massenproduktion, die dem bürgerlichen Kapital eine bis dahin noch nie gesehene Akkumulation und Gewinnausschüttung bescherte, dahin. Die Volkswirtschaft wuchs und wuchs im Zuge der Gründung neuer Industriestandorte

---

33 Vgl. Jürgen Kocka. *Weder Stand noch Klasse. Unterschichten um 1800*. Bonn: Dietz 1990. S. 50.

34 Von Massensterben kann man im Industriekapitalismus des 19. Jahrhunderts insofern sprechen, als die Lebenserwartung des Lohnarbeiters etwa um die Hälfte kürzer war im Vergleich zur Lebenserwartung von Personen in sogenannten bürgerlichen Berufszweigen (Beamte, Kaufleute, Ärzte usw.). Vgl. Karl Marx. *Das Kapital* (1867), hier vierte Auflage (Hg. Friedrich Engels 1890). MEW Bd. 23. Berlin: Dietz 1962, S. 671ff. Bis in die Gegenwart gilt Armut als vorrangiges Gesundheitsrisiko, nicht nur wegen eines stark eingeschränkten Zugangs zu Bildungsgütern, zumal der Arme durchaus weiß und jeden Tag fühlt, was seiner Gesundheit schadet, sondern vor allem wegen seiner oft lebenslangen existentiellen Not, die an Vorsorge (gesunde Ernährung, ausreichender Schlaf, Sport usw.) überhaupt nicht denken lässt.

in ehemals landwirtschaftlich geprägten Regionen, der gesellschaftliche und steuerpflichtige Reichtum (in gegenwärtiger Terminologie das Bruttoinlandsprodukt) erreichte ungeahnte Ausmaße, während das Volk, das diesen gesellschaftlichen Reichtum erarbeitete, auch nicht irgendwie – etwa durch Arbeitsschutz, Alters- und Krankenversorgung, unentgeltliche Bildung und menschenwürdige Behausung – an diesen Zugewinnen beteiligt wurde. Seine Fürsprecher aus dem liberalen (protestantischen) Bürgertum und Hegelianismus wurden im Zuge der Restauration nach und nach aus dem Verkehr gezogen<sup>35</sup>, wodurch sich sowohl ihre Radikalisierung als auch die doppelte Stoßrichtung ihres Angriffs, nämlich gegen die kapitalistische Wirtschaftsform der bürgerlichen Gesellschaft und gegen den vom Protestantismus zusammengehaltenen absolutistischen Staat, erklärt. Aus Sicht der Kapitalismuskritik spielte die konkrete Regierungsform, die sich die bürgerliche Gesellschaft gab, nur eine untergeordnete Rolle. Ob sich die bürgerliche Gesellschaft eine monarchische oder republikanisch parlamentarische Ordnung gab, war solange unerheblich, solange die Politik (und die Rechtsprechung) nur als verlängerter Arm des bürgerlichen Kapitals, der Bourgeoisie<sup>36</sup>, agierte. Der Umsturz der bürgerlichen Gesellschaft, d. h. die

---

35 Vgl. in diesem Zusammenhang Norbert Waszek. Hegel'sche Schule, Links- und Rechtshegelianer, Jung- und Althegehaner. In: Vormärz-Handbuch. Hg. Norbert Otto Eke. Bielefeld: Aisthesis 2020 (im Druck).

36 Zur Bourgeoisie, die zwar aus dem handelstreibenden Stadtbürgertum hervorgegangen ist, zählt nach Marx aber nicht nur die Klasse der bürgerlichen Privateigentümer, sondern ebenso der adelige Grundbesitzer, auf dessen Grund und Boden Fabriken, Bergwerke, Schienennetze usw. errichtet wurden. So war es das vom Bürgertum entwickelte kapitalistische Wirtschaftssystem, das die Ständegesellschaft noch innerhalb der ständischen Ordnung des Absolutismus in eine Zweiklassengesellschaft überführte, in der sich nun unabhängig von ihrer vormaligen Standeszugehörigkeit die Eigentümer der Produktionsmittel zur Klasse der Bourgeoisie und die abhängigen Lohnarbeiter, Tagelöhner, Pächter und obdachlos Umherziehenden zur Klasse des Proletariats formierten. Während der Aufstieg des Bürgertums zur Klasse der Bourgeoisie nicht zuletzt durch den bewussten Zusammenschluss von bürgerlichem Kapital und adligem Grundbesitz gelang – als Gegenleistung verzichteten die bürgerlichen Privateigentümer auf notwendige, den Absolutismus abschaffende politische Reformen –, entstand die Klasse des Proletariats beinahe naturwüchsig aus den unterständischen Schichten (vgl. Robert von Friedeburg. *Lebenswelt und Kultur der unteren Schichten in der Frühen Neuzeit*. München: Oldenbourg 2002), weshalb es

Vergesellschaftung der Produktionsmittel und der in der ‚Großen Industrie‘ erarbeiteten Gewinne waren für den Aufbau eines modernen Rechts- und Sozialstaats unter Maßgabe der Grund- und Freiheitsrechte (klassenlose Gesellschaft) deshalb unvermeidlich. Mit politischen Reformen innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft konnte aus kapitalismuskritischer Sicht das Übel, das in der ökonomischen Klassenstruktur der bürgerlichen Klassengesellschaft selbst bestand, nicht an der Wurzel gepackt werden. Darum bedurfte es einer Revolution, aber einer vom Proletarier *selbst* getragenen und von bürgerlicher Vormundschaft befreiten Revolution, um nicht so wie alle vorausgegangenen Revolutionen der neueren Zeit zu seinen Lasten zu enden.

Mit Blick auf die notwendige Emanzipation der Proletarier zwecks Konstituierung und Institutionalisierung einer revolutionären Arbeiterklasse bestand der erste Schritt der Revolution in einem großangelegten Volksbildungsprojekt<sup>37</sup> und nicht in der Anstachelung einer noch gar nicht organisierten oder sich als Klasse definierenden Arbeiterschaft zum schlecht bewaffneten Kampf gegen Fabrikbesitzer, Junker, Steuer- und Abgabeneintreiber. Dass die Revolution zunächst eine Bildungsoffensive sein musste, war nicht nur dem auf allen Ebenen ungleichen Kräfteverhältnis zugunsten der Bourgeoisie geschuldet, sondern vor allem dem Gedanken, dass

---

im Vormärz, und dies im Unterschied zur Bourgeoisie, ohne rechtes Klassenbewusstsein, d. h. ohne politische Identität war und sich deshalb streng genommen noch gar nicht im Stand einer Klasse befand. Vgl. Jürgen Kocka. Weder Stand noch Klasse (wie Anm. 33) S. 33. Nicht umsonst erklärt Marx noch 1866 in einer Resolution gegen Kinderarbeit und mit Blick auf die im Vergleich zu Preußen weit fortgeschrittene englische Arbeiterschaft die Entwicklung des Klassenbewusstseins als eine der dringlichsten Bildungsaufgaben der Arbeiterassoziationen, durch die sich die Klasse der Proletarier über die Klasse der Bourgeoisie erheben würde (MEW Bd. 16. Berlin: Dietz 1975, S. 195).

37 Friedrich Feuerbach spricht in Übereinstimmung mit Arnold Ruge von der „Kirche der Zukunft“ als eine „Volksbildungsanstalt in großartigstem Style“. Vgl. Friedrich Feuerbach. Die Religion der Zukunft (1845). Zürich/Winterthur: Verlag des literarischen Comptoirs 1843. S. 38. Vgl. auch Friedhelm Brüggem. Hegelianismus und Hegelkritik. Theoriegewinne und Theoriedefizite im Vormärz und Stephan Schlüter. Der Vormärz zwischen Restauration und Revolution. Friedrich Feuerbachs Grundsätze einer Pädagogik der Zukunft. Beide Beiträge in: Philosophie und Pädagogik der Zukunft. Ludwig und Friedrich Feuerbach im Dialog. Hg. Thassilo Polcik/Stephan Schlüter/Jan Thumann. Münster: Waxmann 2018.

die Revolution der Sache nach ein Prozess und kein Ereignis ist, also nur dann mehr als den bloßen Austausch einer Machtelite bewirkt, wenn sie von einem sich nach und nach herausbildenden politischen Willen, den Rechtsstaat unter ökonomisch und rechtlich Gleichgestellten zu realisieren, getragen wird. Nur in einer kommunistischen Gesellschaft konnte sowohl das Ziel, nämlich die ökonomische und rechtliche Gleichstellung der Stände bzw. Klassen (klassenlose Gesellschaft), als auch der Weg dorthin, nämlich die Bildung des proletarischen Klassenbewusstseins als Voraussetzung für den revolutionären Kampf, formuliert und realisiert werden. Der Protestantismus hatte entgegen seines ursprünglichen Versprechens seinen allgemeinen Bildungsauftrag nur unzureichend, nur mit Blick auf die bürgerlichen Stände, wahrgenommen und war in Sachen Volksbildung über eine eher lückenhafte Alphabetisierung *via* Bibel und Gehorsams- bzw. Untertanenschulung *via* Katechismus nicht hinausgekommen. Er hatte als Bildungsinstitution durch seine Verbrüderung mit den bürgerlichen und ständischen Kapitalfraktionen nicht weniger versagt als zuvor das dem römischen Missionsauftrag unterstehende römisch-katholische System der Klosterschulen. Seine in den Bauernkriegen aufflammende revolutionäre Kraft war mit dem Verrat der inzwischen protestantischen Bürger an ihren armen Standesgenossen verloschen, bevor sie sich hätte entfalten können.

So trägt der Protestantismus sowohl das Erbe des Verrats des städtischen Bürgertums an seinen ländlichen Standesgenossen als auch des christlichen Versprechens der Menschwerdung des Menschen (Humanisierung, Moralisierung). Da er sein Versprechen als bürgerliche Ideologie genauso wenig halten konnte wie der Katholizismus als ständische, musste eine nicht-religiöse Lösung für die Volksbildung, wenn sie im Horizont von Wissenschaft und politischer Mitbestimmung (Demokratie) stehen sollte, gefunden werden. Genau dafür bot sich der Kommunismus an, nicht als eine weitere bürgerliche oder ständische Ideologie, die nur dem Namen nach das Christentum im Wappen führte, sondern als eine die Gesetzmäßigkeiten historisch gesellschaftlicher Prozesse berücksichtigende Theorie einer gerechten Gesellschaftsordnung im Diesseits.

Der Kommunismus war, obgleich sein Versprechen auf ein besseres und erfüllteres Leben der christlichen Heilserwartung vom Reich Gottes nicht unähnlich war, aufs Diesseits gerichtet. Er war ein politisches Konzept ohne religiöse Rückversicherung, das sich unter dem, was wir heute Öffentlichkeits- oder Bildungsarbeit nennen, besser verorten lässt als unter den von ihm unterstützten Arbeiteraufständen. Der Kommunismus wollte Politik

machen, d.h. eine konkurrenzfähige Alternative zum Protestantismus und Katholizismus wenigstens im kaum alphabetisierten Proletariat sein, damit es zu einer vereinigten kraftvollen Stimme, zu einer Klasse, zusammenwache, sodass aus vereinzelt Arbeiteraufständen überregional organisierte, vielleicht sogar international agierende Streikbewegungen werden. Er sollte eine proletarische Bewegung von weltgeschichtlicher Bedeutung werden<sup>38</sup> und damit politisch nicht weniger erreichen als die großen kulturumspannenden Religionen. Dies ist dem Kommunismus gelungen – wenn auch anders als vorgedacht, nämlich unter Ausschluss demokratischer Verfahren, die Engels in den *Grundsätzen des Kommunismus* in Beantwortung der achtzehnten Frage, welchen Entwicklungsgang die Revolution nehmen werde, festgeschrieben hatte.<sup>39</sup>

Eine Zukunft als gesellschaftlich bedeutsame Kraft in postindustriellen, postdemokratischen und postkonfessionellen Gesellschaften sehe ich für den Kommunismus deshalb nicht, weil er eine bürgerlich angeleitete Bewegung der um Mitbestimmung ringenden Arbeiter im ‚christlichen Staat‘ war. Der Kommunismus war eine Widerstandsbewegung des neunzehnten Jahrhunderts gegen die staatlich tolerierte und von kirchlichen Instanzen legitimierte industrielle Ausbeutung des Arbeiters ‚bis auf seinen Hungertod‘. Der postindustriellen Gesellschaft hingegen gehen aber nicht nur die organisierten Arbeiter und bürgerlichen Fabrikbesitzer aus – davon sprechen Werkschließungen auf der einen und Zusammenschlüsse von Konzernen auf der anderen Seite – sondern auch bekennende Christen und Kommunisten wie überhaupt die großen weltanschaulichen Gegensätze. Was trotz stetig wachsender Produktivkraft und Kapitalerträge unvermindert geblieben ist, ist der sich stetig vergrößernde Abstand zwischen Arm und Reich, wodurch die von Hegel entlehnte kommunistische Ausgangsthese, dass die auf Konkurrenz und Privateigentum fußende bürgerliche Gesellschaft nie reich genug sein werde, um Armut abzuschaffen<sup>40</sup>, ihre Bestätigung findet. Darum entbehrt sie vom real humanistischen (Marx)<sup>41</sup> bzw. praktisch anthropologischen

38 Vgl. Karl Marx. Das Leipziger Konzil (1845/46) (wie Anmerkung 15), S. 36.

39 Friedrich Engels. Grundsätze des Kommunismus (1847). In: MEW Bd. 4. Berlin: Dietz Verlag 1974, S. 371f.

40 Vgl. Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Grundlinien der Philosophie des Rechts (1829). Werke, Bd. 7. Hg. Eva Moldenhauer/Karl Markus Michel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1975. § 245.

41 Vgl. Karl Marx. Die heilige Familie (wie Anm. 1).

(Feuerbach) Standpunkt aus betrachtet einer Legitimationsgrundlage, die der Rechtsstaat nur im Zuge der Auflösung der bürgerlichen Gesellschaft erzeugen kann. Logisch zu Ende gedacht würde sich der bürgerliche Rechtsstaat, also die unbedingte Rechtsgleichheit auf allen gesellschaftlichen Ebenen, nur in der die bürgerlichen Klassengegensätze überwindenden klassenlosen Gesellschaft realisieren können. Mit der (utopischen) Zielvorgabe der klassenlosen Gesellschaft erweist sich das kommunistische Bildungsprojekt als ein ebenso langfristig angelegtes Unternehmen wie das aufs Reich Gottes vorbereitende christliche Missionsprogramm, auch wenn es verbesserte Lebensverhältnisse im Hier und Jetzt einfordert, die das Christentum als Heilsversprechen ins Jenseits auslagert.

So ließe sich abschließend vielleicht sagen: Wer den Kommunismus als ‚weltgeschichtliche Bewegung‘ und als revolutionäres Programm einer humanistisch gebildeten jungen Generation während der Restauration begreifen will, muss durch den Protestantismus und den ihn im dreifachen Sinne (Bewahren, Negieren, Emporheben) aufhebenden ‚realen Humanismus‘ hindurch, kurz: die theologisch philosophischen Diskurse des Vormärz rekonstruieren und perspektivieren. Dabei geht es nicht um die Reduktion des Kommunismus auf christliche Sozialethik oder überhaupt auf religiöse und metaphysische Motive. Denn die kommunistischen Programme sind in theoretischer und praktischer Hinsicht schon etwas ganz Anderes als die im politisch Unbestimmten, im Abstrakten der Nächstenliebe, verbleibenden christlichen Soziallehren. Vielmehr geht es um die Frage, ob das über den Entwurf einer klassenlosen Gesellschaft mitgelieferte langfristige Bildungsprojekt in Zeiten des von der Pädagogik abgesegneten ‚Teloschwunds‘ noch eine Sinnperspektive für pädagogische Praxis bietet. Solange, und dies sei zuletzt angemerkt, die soziale und ökonomische Benachteiligung der unteren Schichten vor allem durch milieutypisch vererbte Bildungsferne verursacht und verstärkt wird, sind pädagogische Handlungsorientierungen unter Maßgabe von sozialer Gerechtigkeit und politischer Gleichberechtigung nicht überflüssig oder unzeitgemäß. – Hieran wollte vorliegender Text erinnern.



Stephan Schlüter (Münster)

## Der geschundene Leib und die soziale Not der Kinder im Vormärz

Marx' Kategorie der entfremdeten Arbeit und Friedrich Feuerbachs  
Antwort einer emanzipatorischen Pädagogik des realen Humanismus

Abstract

Aufbauend auf Ludwig Feuerbachs Leibanthropologie entwickelte Marx in den Ökonomisch-Philosophischen Manuskripten von 1844 eine Theorie der entfremdeten Arbeit bzw. eine kommunitaristische Ethik, die den ganzen Menschen, seinen Geist, seine Seele und seinen Leib in den Blick nimmt, um den arbeitenden Menschen in der modernen Industriegesellschaft vor Ausbeutung, Verstümmelung und Verdinglichung zu schützen.

Um eben jene Entfremdung des Menschen positiv aufzuheben, genügt es laut Marx nicht, die schädlichen Verhältnisse des Privateigentums einfach abzuschaffen oder umzustrukturieren: Vielmehr müsse die Beziehung des Menschen zu sich selbst, zu seinen Mitmenschen und zu seiner Umwelt auf eine sinnliche – und damit menschliche – Weise neu konzipiert werden. Vor dem Hintergrund der Industrialisierung in Deutschland und England und der damit einhergehenden extensiven kapitalistischen Ausbeutung kindlicher Arbeitskraft im fabrikmäßig organisierten Minen- und Bergbau, dessen 15-stündige Arbeitstage samt ihrer verheerenden Auswirkungen auf die physische und psychische Gesundheit der Minderjährigen in zahlreichen Niederschriften hinreichend belegt sind, macht Marx bei der Beschreibung von Alternativen äußerst vage Vorschläge. Mit Ausnahme der ab 1866 erschienenen bildungspraktisch fundierten Abhandlungen zur polytechnischen Erziehung, entwickelt er lediglich universale Begriffsbestimmungen für seine Programmatik: Sinnlichkeit, Solidarität und Humanismus.

Im Unterschied zu Marx, aber auch zur komplexen, gelehrten Philosophie seines Bruders Ludwig, entwickelt der jüngere Bruder Friedrich Feuerbach eine praxisphilosophisch ausgerichtete Pädagogik. Diese soll ganz im Stil der fortschrittlichen Aufklärungspädagogik (Rousseau, Kant) das vernunftbegabte Wesen, den ganzen Menschen, einschließlich seines Glücksstrebens zur Entfaltung bringen und damit das *menschliche Prinzip* wieder in ihr Recht setzen, um ihn gegen jene Entfremdungstendenzen in Zeiten gesellschaftlicher Restauration – wie die der Hypertrophierung einer supranaturalistischen Wesenheit – zu wappnen. So *sehr* der bürgerlich-demokratische Rechtsstaat sich nur von unten nach oben, also

prozessual, entwickeln kann, so *wenig* ist er ohne ein Konzept allgemeiner öffentlicher Volkserziehung zu denken. Die allgemeine Volksbildung soll nämlich nicht nur niedrige Stände bilden, sondern die säkulare Volksbildung könnte auch für die bürgerliche Bildung normgebend sein. Bildung müsse v. a. dem „Heil der Menschheit“ zuträglich sein, was mit einer Humanisierung der Arbeits- und Lebensverhältnisse insgesamt korreliert. Für die pädagogische Praxis sei deshalb die Entwicklung von Methoden gewaltfrei angepassten Unterrichts vonnöten sowie die Einbindung einer nicht affirmativen Bildungstheorie, sprich einer Erziehung innerhalb der Grenzen der menschlichen Natur. Auf das Ausmaß und das soziale Elend der Kinderarbeit in Zeiten zwischen Restauration, Revolution und christlichem Gehorsam findet der noch relativ wenig erforschte Vormärzpädagoge Friedrich Feuerbach seine ganz eigene Antwort i. S. einer Pädagogik der Zukunft, die im Mittelpunkt des zweiten Teils des Beitrags steht.

Es zeugt von der Wertschätzung Marx' gegenüber Feuerbach, wenn er seine *Philosophie der Zukunft* dahingehend würdigt, dass diese das reale Lebensprinzip der Menschen, ihr wirkliches, konkret-sinnliches Sein erfasst habe. Denn Feuerbach habe es verstanden, so Marx, dass die Selbstbewussterdung des Menschen gerade nicht durch Vergeistigung eines subjektiv-objektiven Verhältnisses zustande kommt, in dem sich der absolute Geist, also Gott selbst, reflektiert, der Mensch dadurch letztlich nur als Platzhalter eines im Werden begriffenen Geists fungiert. 1844 formuliert Marx in einem Brief an Feuerbach, dass seine Philosophie „dem Sozialismus eine philosophische Grundlage gegeben“<sup>1</sup> habe. Feuerbach zugutezuhalten ist, dass er die „Einheit der Menschen mit den Menschen, die auf dem realen Unterschied der Menschen begründet ist“, als anthropologisch-humanistisches Grundprinzip ausformuliert habe, weil von ihm „der Begriff der Menschengattung aus dem Himmel der Abstraktion auf die wirkliche Erde herabgezogen“<sup>2</sup> worden sei.

Zur Befreiung menschlicher Praxis stellt, wie Marx zu Beginn seiner *Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie* anführt, deshalb die Religionskritik „die Voraussetzung aller Kritik“<sup>3</sup> dar, weil mit ihr nicht nur politische Machtverhältnisse, die Potentaten von Thron und Altar, einfach gestürzt werden sollten, sondern generell der Anspruch der Emanzipation menschlicher

---

1 Karl Marx. *Marx an Ludwig Feuerbach in Bruckberg* [1844]. In: *Marx-Engels-Werke*. Berlin: Dietz 2010. Bd. 27. S. 425.

2 Ebd.

3 Karl Marx. *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie* [1843]. *Marx-Engels-Werke* (wie Anm. 1). 172017. Bd. 1. S. 378.

Wesenskräfte von und mit der Natur verbunden wurde. Die „völlige Wiedergewinnung des Menschen“<sup>4</sup> erfolgt nämlich weder durch absolutes Wissen noch durch eine Selbstaffirmation des Geistmenschen, sondern durch historische Selbstgestaltung i. S. der realen Verlagerung auf seine gegenständlich geschaffene Wirklichkeit, in der er als arbeitendes und produzierendes Wesen eingebunden ist – und zwar im offenen Bezug zur Welt mit all seinen Sinnen.<sup>5</sup>

Nun manifestiert sich hingegen die widersprüchlich-dynamische Totalität der Bourgeoisie in den Bewegkräften der bürgerlich-kapitalistischen Lebens- und Arbeitsbedingungen, d. h. in der politischen Ökonomie selbst und weniger in einer, wie noch bei Hegel, überspannten und idealisierten Allgemeinheit des Staats als an und für sich realisierte Idee der Sittlichkeit.<sup>6</sup> Ja mehr noch: Es ist die bis zur Totalität gesteigerte Entfremdung selbst, quasi die Unvernunft des Bestehenden, die keine versöhnliche Erlösungshoffnung – wie bei Hegel – zum Ausdruck bringt, sondern mit der in Technik und Warenproduktion sedimentierten, toten bzw. identifikationslosen Arbeit des Proletariats ein Moment des Nicht-Versöhntseins abbildet. Marx' Entfremddiagnose bedarf v. a. im Hinblick auf die „extensive Ausbeutung kindlicher Arbeitskraft in fabrikmäßig organisierter Form“ besonderer Beachtung, auch weil in der Kinderarbeit „das unvorstellbare Elend ihres oft 15-stündigen Arbeitstags mit seinen grausamen Auswirkungen auf die physische und psychische Gesundheit“<sup>7</sup> zum Ausdruck kommt.

Entfremdung ist nicht – in Hegel'scher Diktion – mit der „Bildungsarbeit des Selbstbewusstseins“ gleichzusetzen, sondern sie stellt einen Entwesungsprozess des Menschen dar, der sich in der warenproduzierenden Gesellschaft immer stärker von seinem ursprünglichen, natürlichen Menschsein entfernt. M. a. W.: Entfremdung verläuft nicht mehr dergestalt, dass der Mensch für sich selbsttätig ist, dass also seine Arbeit seinen Geist aufwertet und auf eine nächsthöhere Stufe überführt wird, sondern Marx fokussiert

---

4 Ebd. S. 390 (Hervorhebung im Original).

5 Vgl. Karl Marx. Ökonomisch-philosophische Manuskripte [1844]. *Marx-Engels-Werke* (wie Anm. 1). <sup>3</sup>2012. Bd. 40. S. 539f.

6 Vgl. Karl Marx. *Zur Kritik der Politischen Ökonomie* [1859]. *Marx-Engels-Werke* (wie Anm. 1). 1961. Bd. 13. S. 8.

7 Hans-Georg Herrlitz/Wulf Hopf/Hartmut Titze/Ernst Cloer. *Deutsche Schulgeschichte von 1800 bis zur Gegenwart. Eine Einführung*. Weinheim und München: Juventa <sup>4</sup>2005. S. 52.

den menschlichen Existenzakt unter frühkapitalistischen Vorzeichen der industriellen Moderne, in dessen Verlauf das arbeitende Proletariat nunmehr losgelöst ist von der eigenen Selbstwahrnehmung, des Selbstaneignens seines Produkts, des Selbstverstehens seiner Situation. So steht die erbarmungslose Profilierung des Menschen im Arbeitsprozess des kapitalistischen Systems von Privateigentum und Warenverkehr an erster Stelle. In ihm erfährt sich der arbeitende Mensch gerade deswegen als fremdbestimmt und unglücklich, weil der Anlass seiner Tätigkeit keine Selbstverwirklichung, kein praktisches Erzeugen wesentlicher Gegenstände „seines *Bedürfnisses*, zur Betätigung und Bestätigung seiner Wesenskräfte“<sup>8</sup> bzw. für seinen Eigenbedarf ist. Vielmehr geht es unter den z. T. existenzvernichtenden Umständen der Fabrikarbeit um pures Überleben: „Die Verwirklichung der Arbeit erscheint so sehr als Entwirklichung, daß der Arbeiter bis zum Hungertod entwirklicht wird.“<sup>9</sup> In den Ökonomisch-philosophischen Manuskripten stellt Marx bereits das Elend der Kinderarbeit in einen direkten Zusammenhang mit den kapitalistischen Ausbeutungsmechanismen:

Die Vereinfachung der Maschine, der Arbeit wird dazu benutzt, um den erst werdenden Menschen, den ganz unausgebildeten Menschen – das *Kind* – zum Arbeiter zu machen, wie der Arbeiter ein verwaorlostes Kind geworden ist. Die Maschine bequemt sich der *Schwäche* des Menschen, um den *schwachen* Menschen zur Maschine zu machen.<sup>10</sup>

Der Mensch, das Kind, wird unter diesen Bedingungen nicht mehr entlang seiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten und Bedürfnisse in den Blick genommen, sondern verkommt zum bloßen Mittel der Reichtumsproduktion, deren kapitalistische Bewegungsgesetze die Aneignung der eigenen Individualität verhindern. Die Entfremdung ist als Selbstverlust zu charakterisieren, da von der geknechteten Produktivkraft verlangt wird, ihre ganze Energie für die Steigerung der Mehrwertrate aufzuwenden. Dies manifestiert sich im Verhältnis des Kapitalisten zur lebendigen Menschenproduktionskraft des kindlichen Lohnarbeiters, der nun der kapitalistischen Gestaltform totalitär einverleibt worden ist:

---

8 Marx. Ökonomisch-philosophische Manuskripte (wie Anm. 5). S. 578 (Hervorhebung im Original).

9 Ebd. S. 512.

10 Ebd. S. 548 (Hervorhebung im Original).

1. [I]ndem er [der Kapitalist bzw. Nationalökonom] das Bedürfnis des Arbeiters auf den notwendigsten und jämmerlichsten Unterhalt des physischen Lebens und seine Tätigkeit auf die abstrakteste mechanische Bewegung reduziert, [...] sagt er: Der Mensch hat kein andres Bedürfnis weder der Tätigkeit noch des Genusses; denn *auch* dies Leben erklärt er [als] *menschliches* Leben und Dasein; indem 2. er das möglichst *dürftige* Leben (Existenz) als Maßstab, und zwar als allgemeinen Maßstab *ausrechnet*: allgemein, weil für die Masse der Menschen geltend; er macht den Arbeiter zu einem unsinnlichen und bedürfnislosen Wesen, wie er seine Tätigkeit zu einer reinen Abstraktion von aller Tätigkeit macht [...].<sup>11</sup>

- 
- 11 Ebd. S. 548f. (Hervorhebung im Original). In diesem Kontext erscheinen ebenso die Darstellungen Marx' zur Ausbeutung durch Kinderarbeit in England, dem Mutterland der industriellen Revolution, aufschlussreich. Hier finden sich z. T. sehr detailreiche Beschreibungen über die verheerenden Zustände der kindlichen Minenarbeiter, deren Grausamkeiten in den Berichten des parlamentarischen Untersuchungsausschusses des englischen Unterhauses zur Sprache kommen. Ferner dokumentieren ärztliche Gutachten, Zeugenvernehmungen von Kindern im Rahmen des *Public Health Reports* sowie andere Inspektionsbeschreibungen die körperliche und moralische Verkümmern durch die industrielle Fabrikarbeit, für die die Minderjährigen nur noch als von der Wirtschaft eingesetztes Humankapital, als „selbstbewusste[s] Zubehör einer Teilmaschine“ (Karl Marx. *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie* [1855]. *Marx-Engels-Werke* (wie Anm. 1). 1962. Bd. 23. S. 539f.) in Betracht kommen: „[E]in großer Teil der in den modernen Fabriken und Manufakturen beschäftigten Kinder, vom zartesten Alter festgeschmiedet an die einfachsten Manipulationen, [wird] jahrelang exploitiert [...], ohne Erlernung irgendeiner Arbeit, die sie später auch nur in derselben Manufaktur oder Fabrik brauchbar machte“ (ebd. S. 508f.; vgl. ebd. S. 258, 274, 278, 419, 445-450, 504ff., 520ff.). Auch das 1833 in England erlassene Gesetz zur Stärkung der Rechte der Kinder, das Kinderarbeit unter neun Jahren verbot und die Arbeitszeit für Neun- bis Dreizehnjährige auf acht Stunden pro Tag einzudämmen versuchte (vgl. ebd. S. 295f.), scheiterte an der Profitgier des „Fabrikantenmob[s]“ (ebd. S. 297) sowie an der „Unmöglichkeit jeder Kontrolle unter dem neu ausgeheckten Relaisystem [von 1833]“ (ebd.) durch die „Fabrikinspektoren“ (ebd.). Auch vereinten sich zwei Interessen gegen den Wandel: Angesichts Kapitalmangels benötigten Fabrikanten günstige Arbeitskräfte, während das niedrige Lohnniveau Kinder aus Arbeiterfamilien zwang, sich am Einkommen zu beteiligen. Dagegen vermochte auch die preußische Verwaltung mit der allgemeinen Schulpflicht jahrzehntelang nichts auszurichten (vgl. Herrlitz/Hopf/Titze/Cloer. *Deutsche Schulgeschichte* (wie Anm. 7). S. 52).

Im Rahmen bürgerlicher Ökonomie käme der inhumane Vollzug des eigenen Lebens in der Arbeit deswegen zum Ausdruck, weil der Mensch nicht mehr als zum Selbstzweck existierender Mensch in der Gesellschaft in Betracht käme, innerhalb derer jeder Einzelne „die Bewährung [...] als eines bewußten Gattungswesens, d.h. eines Wesens, da sich zu der Gattung als seinem eignen Wesen oder zu sich als Gattungswesen verhält“<sup>12</sup>, zu erfüllen hätte. Eher verhält es sich so, dass der Mensch seine Bedürfnisse nicht um seiner selbst willen befriedigt, sondern er wird zugunsten der Warenakkumulation und zur Steigerung von Kapital entwertet, um nur „Bedürfnisse außer ihr [der Arbeit] zu befriedigen“<sup>13</sup>:

Was das Produkt seiner Arbeit ist, ist er [der Mensch] nicht. [...] Die *Entäußerung* des Arbeiters in seinem Produkt hat die Bedeutung, nicht nur, daß seine Arbeit zu einem Gegenstand, zu einer äußern Existenz wird, sondern daß sie *außer ihm*, unabhängig, fremd von ihm existiert und eine selbständige Macht ihm gegenüber wird, daß das Leben, was er dem Gegenstand verliehen hat, ihm feindlich und fremd gegenübertritt.<sup>14</sup>

Letztlich sieht sich nämlich der Einzelne durch die Fremdbestimmung des Produktionsprozesses durch den Konsumenten genötigt, seine Arbeitskraft bzw. sich selbst als Ware zu verkaufen, wenn das von ihm erzeugte, mit seiner Wesens- und Schaffenskraft vergegenständlichte Produkt zum Privateigentum eines anderen hinabsinkt, dem es als bloßes Tauschmittel um die eigene Bereicherung und Übervorteilung gegenüber anderen, d.h. nicht am Privateigentum gleichermaßen Teilhabenden, bestellt ist. In einem von Konkurrenz geprägten freien Markt verkehrt sich der eigentliche natürliche Altruismus in sein Gegenteil: Er selbst wird entfremdet, weil der Produzent für die habsüchtigen Zwecke des Konsumenten missbraucht wird. Solange also die fortlaufende Aufwertung der Sachenwelt die Verkümmern und Verelendung gesellschaftlicher Praxis weiter vorantreibt<sup>15</sup>, solange ist die

---

12 Marx. Ökonomisch-philosophische Manuskripte (wie Anm. 5). S. 516f.

13 Ebd. S. 514.

14 Ebd. S. 512 (Hervorhebung im Original).

15 Vgl. ebd. S. 511. Wenn der Arbeitsprozess unter dem Diktat des Verwertungsprozesses der Arbeit steht, dem es insbesondere um die Steigerung der Mehrwertproduktion bestellt ist, so bedeutet dies, dass der Exploitationsprozess der Arbeitskraft eine Extensivierung der Arbeit erfährt, und zwar über die Zeitdauer der Arbeit hinaus, innerhalb derer er nur durch seine Tätigkeit „den Wert seiner

Gefahr nicht gebannt, dass auch zukünftig eine Vielzahl von Menschen unter (globalen) Bedingungen kapitalistischen Wirtschaftens daran gehindert wird, selbsttätig auf den Zug ihrer Bildungsgeschichte aufzusteigen – beschneidet doch der Mensch durch diesen von Marx konstatierten „Verlust seiner selbst“<sup>16</sup> die Beziehungen zu anderen Mitmenschen und damit die

---

Arbeitskraft“ (Karl Marx. *Lohn, Preis und Profit* [1865]. *Marx-Engels-Werke* (wie Anm. 1). 1962. Bd. 16. S. 134) wiederherstellt bzw. seinen Lohn substituiert (vgl. ebd.). Die Ausbeutungslust der Kapitalisten und mit ihr der Wunsch nach Mehrarbeit impliziert, das Quantum der Arbeitszeit für die notwendige Arbeit zu rationalisieren, um *zugleich* den Anteil zur Mehrwertproduktion zu steigern. Der relative Mehrwert wird also weniger abgeschöpft aus einer simplen Verlängerung der Mehrarbeit, sondern dadurch, dass fortan die Mehrwert schaffende Mehrarbeit der Arbeitskraftware, d. h. die eigene Wertquelle, einer sukzessiven *Entwertung* bzw. *Wertminderung* unterliegt (vgl. Marx. *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie* (wie Anm. 11). S. 332f.): „Die vollständige Subsumtion aller existierenden Verhältnisse unter das Nützlichkeitsprinzip, die unbedingte Erhebung dieses Nützlichkeitsverhältnisses zum einzigen Inhalt aller übrigen“ (Karl Marx/Friedrich Engels. *Die deutsche Ideologie* [1845/46]. *Marx-Engels-Werke* (wie Anm. 1). 1990. Bd. 3. S. 397f.), stellen insofern die Weichen für einen schier grenzenlosen Produktivitätssteigerungszwang, der einen möglichst hohen Wertzuwachs bei gleichbleibender Arbeitszeit verfolgt und dabei von den Rationalisierungsprozessen der Arbeitsmittel und organisation sowie von den technischen Neuerungen der Produktion profitieren kann. Stellt sich auch bei dieser neuen Produktionsweise die Frage, „wie die Individuen und Verhältnisse zu benutzen, zu exploitieren seien“ (ebd. S. 398), so antwortet Marx im Hinblick auf die Auswirkungen der Verdinglichungseffekte der maschinenbetriebenen Arbeitsprozesse auf die Minderjährigen und Schutzbedürftigen wie folgt: „Den Ausgangspunkt der großen Industrie bildet [...] die Revolution des Arbeitsmittels, und das umgewälzte Arbeitsmittel erhält seine meist entwickelte Gestalt im gegliederten Maschinensystem der Fabrik. [...] Sofern die Maschinerie Muskelkraft entbehrlich macht, wird sie zum Mittel, Arbeiter ohne Muskelkraft oder von unreifer Körperentwicklung, aber größerer Geschmeidigkeit der Glieder anzuwenden. Weiber- und Kinderarbeit war daher das erste Wort der kapitalistischen Anwendung der Maschinerie! Dies gewaltige Ersatzmittel von Arbeit und Arbeitern verwandelte sich damit sofort in ein Mittel, die Zahl der Lohnarbeiter zu vermehren durch Einreihung aller Mitglieder der Arbeiterfamilie, ohne Unterschied von Geschlecht und Alter, unter die unmittelbare Botmäßigkeit des Kapitals“ (Marx. *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie* (wie Anm. 11). S. 416).

16 Marx. Ökonomisch-philosophische Manuskripte (wie Anm. 5). S. 514.

bildende, weltverändernde Einwirkung auf das universale, gattungsgemäße Miteinander. Wenn Individuen fortan vom globalen Warenverkehr unauflöslich durchdrungen sind, von „einer Macht“, wie Marx es bereits in der *Deutschen Ideologie* antizipierte, „die immer massenhafter geworden ist und sich in letzter Instanz als *Weltmarkt* ausweist“, dann wäre menschliche Praxis lediglich von einer „*allseitige[n]* Abhängigkeit, [...] [einer] naturwüchsigen Form des *weltgeschichtlichen* Zusammenwirkens der Individuen“<sup>17</sup> bestimmt. Menschen könnten nicht mehr „mit der Produktion (auch mit der geistigen) der ganzen Welt [...] die Genußfähigkeit für diese allseitige Produktion der ganzen Erde (Schöpfungen der Menschen) [...] erwerben“, denn eingeschlossen in konkurrierende anstelle kooperierender, transnationaler Verkehrsformen könnten die Menschen sich nicht mehr „*einander* machen, physisch und geistig“<sup>18</sup>.

Marx ist hoffnungsvoll, dass die proletarische Arbeiterklasse selbst, gerade weil sie „einen universellen Charakter durch ihre universellen Leiden besitzt und kein *besondres Recht* in Anspruch nimmt, weil kein *besondres Unrecht*, sondern das *Unrecht schlechthin* an ihr verübt wird“<sup>19</sup>, die Überwindung von Unfreiheit erstreben, die widersprüchliche Verkehrung durch Selbstaufhebung, durch eine Negation der Negation vorantreiben kann bzw. muss<sup>20</sup>, damit letztlich unter diesem praktischen Bewährungspostulat aus einer Geschichte der Entfremdung eine „Entstehungsgeschichte der Menschheit“ erwächst, in deren Fortgang der Grundwiderspruch von Kapital und Arbeit bzw. der Klassengegensätze revolutionär umgestaltet bzw. aufgelöst worden ist.<sup>21</sup> Entsprechend skizziert er im dritten Unterkapitel der Ökonomisch-philosophischen Manuskripte den „wahren“ Kommunismus als vollendeten Naturalismus und Humanismus, da nur dieser dem Widerstreit zwischen Menschen und Natur – sprich dem wesenswidrigen Vollzug der

---

17 Marx/Engels. *Die deutsche Ideologie* (wie Anm. 15). S. 37 (Hervorhebung im Original).

18 Ebd. (Hervorhebung im Original).

19 Marx. *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie* (wie Anm. 3). S. 390 (Hervorhebung im Original).

20 Vgl. Marx. *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie* (wie Anm. 11). S. 791.

21 Vgl. Karl Marx. *Marx an P. W. Annenkow* [1846]. *Marx-Engels-Werke* (wie Anm. 1). 1977. Bd. 4. S. 548. Vgl. Friedrich Engels. *Dialektik der Natur* [1873/1886]. *Marx-Engels-Werke* (wie Anm. 1). 1975. Bd. 20. S. 323.

fortlaufenden „*Verwertung* der Sachenwelt“<sup>22</sup>, die mit einer „*Entwertung* der Menschenwelt“<sup>23</sup>, also mit einer einseitigen Verkümmern der Arbeiter korreliere – Einhalt gebieten könne. Auf diesen Entwesungsprozess des Menschen müsse mit einem Bruch der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse geantwortet werden: „Die positive Aufhebung des *Privateigentums*, als die Aneignung des *menschlichen* Lebens, ist daher die positive Aufhebung aller Entfremdung, also die Rückkehr des Menschen aus Religion, Familie, Staat etc. in sein *menschliches*, d. h. *gesellschaftliches* Dasein“<sup>24</sup>. So sei der Mensch erst in seiner gesellschaftlichen Existenz natürlich, wobei die menschliche Wirklichkeit immer durch ein Band von gesellschaftlichen Menschen untereinander geprägt sein müsse: „Also [ist] die *Gesellschaft* [...] die vollendete Wesenseinheit des Menschen mit der Natur, die wahre Resurrektion der Natur, der durchgeführte Naturalismus des Menschen und der durchgeführte Humanismus der Natur“<sup>25</sup>. Hierbei wird ersichtlich, dass Marx im von ihm vorgestellten „wahren“ Humanismus nicht die Gesellschaft an sich ablehnt, sondern im Gegenteil den Menschen erst in einer natürlichen Gesellschaft als *frei* versteht. Diese Vorstellung erfordert jedoch zunächst, dass sich der Mensch in einer positiven Aufhebung aus den bestehenden, entfremdeten Formen der Gesellschaft entfernt, um daraufhin freie und natürliche Institutionen zur Verwirklichung seiner menschlichen Natur schaffen zu können.

Um die Entfremdung *positiv* aufzuheben, genügt es laut Marx also nicht, die schädlichen Verhältnisse des Privateigentums einfach abzuschaffen oder umzustrukturieren. Vielmehr müsse i. S. einer kommunitaristischen Ethik die Beziehung des Menschen zu sich selbst, zu seinen Mitmenschen und seiner Umwelt auf eine sinnliche und somit menschliche Weise von Grund auf in den Blick genommen bzw. neu gedacht werden, um den ganzen Menschen, seine Seele und seinen Leib unter den beschriebenen Auswüchsen der Industriegesellschaft vor Ausbeutung, Verstümmelung und Verdinglichung zu schützen. Erst dann werden Kategorien wie Besitz, Konkurrenz und Neid obsolet, d. h., der Mensch kann ohne Entfremdung ein freies, natürliches Leben führen. Insofern sei in einer befreiten Gesellschaft nach der positiven

---

22 Marx. Ökonomisch-philosophische Manuskripte (wie Anm. 5). S. 561 (Hervorhebung im Original).

23 Ebd. (Hervorhebung im Original).

24 Ebd. S. 537 (Hervorhebung im Original).

25 Ebd. S. 538 (Hervorhebung im Original).

Aufhebung des Privateigentums ein jeder Genuss unmittelbar menschlich, da er über die bloße Bedürfnisbefriedigung hinausreiche. Weil der Mensch selbst als ein gegenständliches Wesen aufzufassen ist, ist das Gegenständliche selbst in seiner Wesensnatur aufgehoben, woraus sich ableiten ließe, dass der Mensch „wirkliche, sinnliche Gegenstände zum Gegenstand seines Wesens, seiner Lebensäußerung hat oder daß er nur an wirklichen, sinnlichen Gegenständen sein Leben äußern kann“<sup>26</sup>. Die Dinge selbst müssen im Verlauf gesellschaftlicher Produktionsarbeit ihre sinnliche Wirkmacht zur Entfaltung bringen, denn: „Sinnlich sein, d. h. wirklich sein, ist Gegenstand des Sinns sein, sinnlicher Gegenstand sein, also sinnliche Gegenstände außer sich haben, Gegenstände seiner Sinnlichkeit haben. Sinnlich sein ist *leidend* sein“.<sup>27</sup> Wird der Mensch nicht künstlich, so Marx' Argumentation, durch das Privateigentum mit einem Mangel konfrontiert – wenn er nicht besitzen muss, um zu genießen –, könne er auch all seine menschlichen Sinne und Bedürfnisse frei in der Gesellschaft entfalten. Und das hieße i. S. Wirklichkeit konstituierender menschlicher Sinnlichkeit, sich auf eine schöpferisch-gestaltende, sinnlich-erfahrbare Gegenstandsproduktion einzulassen. Demnach trete nach der positiven Aufhebung des Privateigentums an die Stelle des nationalökonomischen Reichtums und Profits eine Sehnsucht des Menschen nach seinen wahren Bedürfnissen, nämlich nach den anderen Menschen selbst. Menschlichkeit impliziert nach Marx deshalb den größten Reichtum:

Wie das *Privateigentum* nur der sinnliche Ausdruck davon ist, daß der Mensch zugleich *gegenständlich* für sich wird und zugleich vielmehr sich als ein fremder und unmenschlicher Gegenstand wird, daß seine Lebensäußerung seine Lebensentäußerung ist, seine Verwirklichung seine Entwirklichung, eine *fremde* Wirklichkeit ist, so ist die positive Aufhebung des Privateigentums, d. h. die *sinnliche* Aneignung des menschlichen Wesens und Lebens [...] nicht nur im Sinne des *unmittelbaren*, einseitigen *Genusses* zu fassen, nicht nur im Sinne des *Besitzens*, im Sinne des *Habens*. [...] Die Aufhebung des Privateigentums ist daher die vollständige *Emanzipation* aller menschlichen Sinne und Eigenschaften; aber sie ist diese Emanzipation gerade dadurch, daß sie diese Sinne und Eigenschaften *menschlich*, sowohl subjektiv als objektiv, geworden sind.<sup>28</sup>

---

26 Ebd. S. 578 (Hervorhebung im Original).

27 Ebd. S. 579 (Hervorhebung im Original).

28 Ebd. S. 539f. (Hervorhebung im Original).

Zwar mag man Marx darin beipflichten, dass die Wirklichkeit, die Lebensäußerung der Individuen nur gesellschaftlich *und* geschichtlich zu begreifen sei, dass in der Geschichte „auf jeder Stufe ein materielles Resultat, [...] ein historisch geschaffnes Verhältnis zur Natur und der Individuen zueinander sich vorfindet, die jeder Generation von ihrer Vorgängerin überliefert wird“<sup>29</sup>. Nichtsdestotrotz handelt es sich um ein monistisch verkürztes Verständnis von Geschichte: Einmal den entfremdeten, kapitalismusinternen Formen der Arbeitsorganisation und ihrer Infrastruktur entwunden, sind andere, divergierende Bewusstseinsinhalte, die der kommunistischen Gütergemeinschaft – jener im Wesentlichen konfliktfreien, klassenlosen Gesellschaft – kritisch gegenüberstehen, von vornherein ausgeschlossen. Reicht es für einen tragfähigen, komplexen Rationalisierungsbegriff von Gesellschaft aus, dass dieser – wie bei Marx – seinen Ausgangspunkt zwar weniger in der kapitalistischen Privateigentümergeinschaft, sondern vielmehr in einer – allerdings ebenfalls nur einseitig – unmittelbar sinnlich zu erschließenden Gegenstandsproduktion hat? Gilt es nicht, entgegen dieser verengten Optik – die gesellschaftliche Befreiung nur innerhalb der produktionsorientierten, „ins Anonyme verkehrten und fetischisierten Klassenverhältnisse“<sup>30</sup> identifiziert – andere Möglichkeitsfelder gesellschaftlicher Emanzipation ausfindig zu machen? Mit Marx’ rein politökonomisch zurechtgestutzter Analyse geht einher, dass er, so die weitere Kritik Habermas’, „nicht über den Begriff einer Rationalisierung [verfügt], der die Lebenswelt in dem Maße unterliegt, wie sich ihre symbolischen Strukturen ausdifferenzieren“<sup>31</sup>. M. a. W.: Marx verkenne etwa eine am Eigenwert der Subjekte orientierte kommunikative Rationalität, die sich gerade nicht „der Subsumtion der Lebenswelt unter [verdinglichende] Systemimperative“<sup>32</sup> beugt, sondern die vielmehr selbst diskursive bzw. sozialnormative „Dispositive“ (Foucault) besetzt, um selbstbewusst nach selbstbestimmten Regeln an der Befreiung aus verzerrten Verkehrsformen mitzuwirken:

Die Werttheorie [i. S. Marx’] bietet [deshalb] keine Grundlage für ein Konzept der Verdinglichung, das gestatten würde, Syndrome der Entfremdung relativ zum jeweils erreichten Grad der Rationalisierung einer Lebenswelt zu

---

29 Marx/Engels. *Die deutsche Ideologie* (wie Anm. 15). S. 38.

30 Jürgen Habermas. *Theorie des kommunikativen Handelns. Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft*. Bd. 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp <sup>2</sup>1982. S. 499.

31 Ebd. S. 502.

32 Ebd. S. 503.

identifizieren. [...] Verdinglichung darf sich in einer weitgehend rationalisierten Lebenswelt nur noch an Bedingungen kommunikativer Vergesellschaftung überhaupt, nicht an einer nostalgisch beschworenen, oft romantisierten Vergangenheit vormoderner Lebensformen bemessen.<sup>33</sup>

Bei aller Kritik Marx' an der intellektuellen Verkümmern und körperlichen Verödung der Kinder darf nicht unerwähnt bleiben, dass er im Zuge frühkapitalistischer Modernisierungsprozesse in der Kinderarbeit dennoch ein notwendiges – indes janusköpfiges – Moment gesellschaftlichen Fortschritts erblickt, vorausgesetzt dass diese Arbeit in ein produktives und lebendiges Ganzes überführt, d. h. nicht weiterhin von existenzvernichtenden und ausbeuterischen Produktionsverhältnissen bestimmt sein wird:

Wir betrachten die Tendenz der modernen Industrie, Kinder und Jugendliche beiderlei Geschlechts zur Mitwirkung an dem großen Werk der gesellschaftlichen Produktion heranzuziehen, als eine fortschrittliche, gesunde und berechtigte Tendenz, obgleich die Art und Weise, auf welche diese Tendenz unter der Kapitalherrschaft verwirklicht wird, eine abscheuliche ist.<sup>34</sup>

Entsprechend erblickt er in jener Form der Arbeit, sofern sie „mit Erziehung verbunden“<sup>35</sup> wird, einen Eigenwert, dessen pädagogisches Potenzial die vernunftlose Entwicklungsgeschichte in „eine[n] rationellen Zustand der Gesellschaft“<sup>36</sup> überführt: In ihr „sollte *jedes Kind* vom 9. Jahre an ein produktiver Arbeiter werden, ebenso wie kein arbeitsfähiger Erwachsener von dem allgemeinen Naturgesetz ausgenommen sein sollte, nämlich zu arbeiten, um essen zu können, und zu arbeiten nicht bloß mit dem Hirn, sondern auch mit den Händen“<sup>37</sup>. Entspringt „der Keim der Erziehung der Zukunft, welche für alle Kinder über einem gewissen Alter produktive Arbeit mit Unterricht und Gymnastik verbinden wird [...] als die einzige Methode zur Produktion vollseitig entwickelter Menschen“<sup>38</sup>, so sind

---

33 Ebd. S. 502f.

34 Karl Marx. *Instruktionen für die Delegierten des Provisorischen Zentralrats zu den einzelnen Fragen* [1866]. *Marx-Engels-Werke* (wie Anm. 1). 1962. Bd. 16. S. 193.

35 Ebd. S. 194.

36 Ebd. S. 193.

37 Ebd. (Hervorhebung im Original).

38 Marx. *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie* (wie Anm. 11). S. 508.

es für Marx die „polytechnische[n] und agronomische[n] Schulen“<sup>39</sup>, in denen die Fermente der Umwälzung angelegt sind<sup>40</sup>, kann sich doch durch gesellschaftliche Erziehung die Arbeiterklasse „weit über das Niveau der Aristokratie und Bourgeoisie“<sup>41</sup> erheben, um eigenes, revolutionäres Klassenbewusstsein auszubilden.

Aus bildungstheoretischer Perspektive lassen sich Marx' Ausführungen zur polytechnischen Erziehung allerdings kritisieren: Zwar sollen die Zöglinge nach körperlicher und geistiger Erziehung, auf die im Übrigen nicht näher eingegangen wird, die wissenschaftlichen Grundlagen biologischer und physikalischer Fabrikationsprozesse und Aufgabenbereiche kennenlernen, um später, gemäß dem Rotationsprinzip, verschiedene Tätigkeiten übernehmen zu können, also nicht auf monotone Verrichtungen beschränkt zu sein. Des Weiteren insinuiert dieser Ansatz zweifellos die Wiederherstellung einer ungebrochenen, produktiven Beziehung zum Produkt, zu den Ressourcen der Natur selbst sowie zur Solidargemeinschaft i. A., weil ja gerade die unabhängig verrichtete, von anderen Individuen abgeschnittene Arbeit der eigenen Existenzbestimmung zuwiderläuft. Und dennoch soll durch die Zusammenlegung von Erziehung und Fabrikation v. a. die Funktionalität des Bürgers gesteigert werden, um den Produktionsprozess selbst zu beschleunigen sowie durch die Herstellung industriell erzeugter und zu verkaufender Ware die Finanzierung der Lehranstalten abzusichern.<sup>42</sup> Bildung dient demnach lediglich der Mehrwertsteigerung, ist selbst nicht – nach aufklärerischer und neuhumanistischer Tradition – Selbstzweck i. S. der naturgemäßen Entfaltung der unbestimmten Anlagen der Zöglinge, sondern verhält sich affirmativ. Am Ende des Bildungskreislaufs stünde nämlich die vorbehaltlose Eingliederung des Zöglings in die kommunistische Kaderideologie insofern, als dieser gelernt hätte, seinen Partikularwillen ins Verhältnis zum Parteiwillen zu setzen.

An dieser Stelle lohnt sich der Blick auf Friedrich Feuerbach, den jüngeren Bruder Ludwigs, dessen Schriften nicht bloß den Quellenbestand rund um die Vormärzpädagogik komplettieren, sondern eine Verbindungslinie vom anthropologischen Standpunkt zum pädagogischen ziehen – und zwar

---

39 Ebd. S. 512.

40 Vgl. ebd.

41 Marx. *Instruktionen für die Delegierten* (wie Anm. 34). S. 195.

42 Vgl. ebd.

jenseits der damals (wie heute) üblichen Übersetzung der pädagogischen Anthropologie in entwicklungspsychologische Fragestellungen.<sup>43</sup>

Ebensowenig sympathisiert Friedrich Feuerbachs Pädagogik mit parteipolitischen Programmentwürfen: Ihm ist nicht daran gelegen, die heranwachsende Generation zu Kommunisten oder Nationalisten zu erziehen und sie damit erneut einem Vormund zu unterstellen. Vielmehr möchte er sie zu freien und selbstbewussten Menschen bilden, die innerhalb der Grenzen wechselseitiger Anerkennung zielstrebig ihr Glück suchen und sich einen Staat schaffen, der auf ihre Natur am besten zugeschnitten ist. Steht im Zentrum menschlicher Glückseligkeit, „daß alle zum menschlichen Wesen gehörigen Kräfte, Anlagen und Triebe auf eine harmonische Weise, d. h. in Beziehung auf einander in gleichem, einträchtigem Verhältnisse sich üben, entwickeln und naturgemäß befriedigen können“<sup>44</sup>, ist eine aus der Vormundschaft der Religion bzw. aus ihrer institutionalisierten Form der Kirche befreite Erziehung zu etablieren. Damit sind neue Richtvorgaben für Staat und Erziehung zu formulieren, insbesondere die Anerkennung menschlichen Strebens nach Glückseligkeit, was gleichermaßen impliziert, den Glücksanspruch der Mitmenschen zu respektieren. Nur ein Staat, der der „proportionierlichsten“ Entwicklung aller menschlichen Potenzen und damit dem Glück, dem menschlichen Wohl, nicht entgegensteht und das Ziel verfolgt, den von seiner Natur entfremdeten Christen zu einem mündigen Bürger zu bilden und damit die „unbedingte Herrschaft der *menschlichen* Vernunft“<sup>45</sup> anzuerkennen, ist für Feuerbach im eigentlichen Sinne ein *Rechtsstaat*.<sup>46</sup>

Wohlwissend, dass das „staatsbürgerliche Bewußtsein nicht nur entbehrlich, sondern sogar höchst hinderlich und störend“<sup>47</sup> für die supranaturalistische Moraltheorie des Christentums war, ist Feuerbach daran gelegen, eben jenes staatsbürgerliche Bewusstsein der demokratischen Kräfte des deutschen Bürgertums – sowie der Unterdrückten und Besitzlosen – zu stärken.

43 Vgl. Klaus Gilgenmann/Peter Mersch/Alfred K. Tremel. *Kulturelle Vererbung. Erziehung und Bildung in evolutionstheoretischer Sicht*. Norderstedt: Books on Demand 2010; Michael Lenz. *Anlage-Umwelt-Diskurs. Historie, Systematik und erziehungswissenschaftliche Relevanz*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt. 2012.

44 Friedrich Feuerbach. *Die Religion der Zukunft*. 1. Heft. *Auch mit dem Umschlagstitel: Mit Reisepaß eines Christen*. Zürich und Winterthur: Verlag des literarischen Comptoirs 1843. S. 12.

45 Ebd. (Hervorhebung im Original).

46 Vgl. ebd. S. 34.

47 Ebd. S. 36.

Möglich ist dies nur, wenn die Restaurationsideologie, also das unvernünftige und v. a. wiedererstarkte Bündnis zwischen Staat und Krone unter der Regentschaft Friedrich Wilhelm IV. (1840-1861), fortan durch laizistische Prinzipien ersetzt werde:

Es ist also klar, wie das Sonnenlicht, daß die Alliance des Staats mit dem Christenthum nicht so natürlich ist, als die mit der Philosophie, und daß das Heil der Völker und der Regierungen nicht darin besteht, daß man christlich, sondern, daß man mit *Menschenkenntniß* und *Menschenliebe* regiere.<sup>48</sup>

Im Kontext der historischen Bildungsforschung ist in Friedrich Feuerbachs Priorisierung einer sowohl staatsbürgerlichen als auch naturgemäßen Erziehung der Einfluss Rousseaus unbestreitbar, wodurch sein Entwurf von einer Pädagogik der Zukunft bzw. sein Projekt einer „Volksbildungsanstalt im großartigsten Style“<sup>49</sup> viel breiter angelegt ist als der im Vormärz geführte bildungspolitische Diskurs um reale oder humanistische Bildung<sup>50</sup>, in dem der allgemeinen Volksbildung entweder keine oder nur marginale Beachtung zuteil wurde. So radikal dem Zeitgeist Friedrich Feuerbachs Thesen zur Etablierung einer von der Staatskirche abgetrennten allgemeinen, säkular orientierten Volksbildung auch erschienen mochten, so gewiss ist, dass er in einer (Gewalt anwendenden) Revolution nicht das probate Mittel sah, die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse von Grund auf zu verändern.

---

48 Ebd. (Hervorhebung im Original).

49 Ebd. S. 38.

50 Vgl. diesbezüglich Hegels Gymnasialreden aus den Jahren 1809, 1810 und 1811, in denen der bildungspolitische Diskurs der Ausrichtung des Gymnasiums als Realgymnasium oder humanistisches Gymnasium exemplarisch zum Ausdruck kommt. In: Georg Wilhelm Friedrich Hegel. *Werke in 20 Bänden. Nürnberger und Heidelberger Schriften 1808-1817*. Hg. Eva Moldenhauer/Karl Markus Michel. Bd. 4. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1970; vgl. ebenso Max Stirner. *Das unwahre Prinzip unserer Erziehung oder Der Humanismus und Realismus* [1842]. Dornach: Rudolf Geering 1997; vgl. aus bildungstheoretischer Sicht v. a. Herwig Blankertz. *Bildung im Zeitalter der großen Industrie. Pädagogik, Schule und Berufsbildung im 19. Jahrhundert*. Hannover: Schroedel 1969. S. 46; Georg Bollenbeck. *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1996. S. 148-155, S. 179, S. 210; Lothar Gall. *Von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft*. München: Oldenbourg<sup>2</sup>2012. S. 98-103.

Ebensowenig vertraute er auf einen Reformeifer von *oben* – wie ihn die kurze Phase der Kultur- und Wissenschaftspolitik unter Stein und Hardenberg dokumentierte (1807-1815) –, wodurch es misslang, ein emanzipatorisches, kritisches Volksbewusstsein zu realisieren, ging es doch zuvörderst darum, dem nach den Kriegereignissen am Boden liegenden preußischen Staat zu neuer Stärke zu verhelfen. Zwar wurde auch der preußischen Führungsriege zunehmend bewusst, dass „der Staat nur durch die tatkräftige und intellektuell vergleichsweise selbständige Leistung seiner Bürger wieder errichtet werden konnte“<sup>51</sup>, allerdings erwirkte der Sieg gegen Napoleon eine erneute Etablierung des preußischen Staatswesens, und jedwede Durchsetzung bürgerlich-liberaler Freiheitsbestrebungen – wie die Verbreitung demokratischen Gedankenguts oder die politische Aktivierung großer Teile des Bürgertums – schien obsolet, sodass sich die restaurativen Kräfte durch ihre Berufung auf das Gottesgnadentum und auf einen politischen Konservatismus der konstitutionellen Monarchie – ab den 1840er Jahren – auch bildungspolitisch ihren Weg bahnen konnten.

Die Stärke der Pädagogik Friedrich Feuerbachs liegt insbesondere in seiner Parteinahme für den Menschen und seine natürlichen Rechte, d. h., seine Religionskritik ist v. a. Mittel zum Zweck, sie möchte über die religiöse Entfremdung in der Natur des Menschen, die menschliche Individualität und Gleichberechtigung aller Individuen im Diesseits rehabilitieren. Diese neu formulierte Religionslehre stellt sich insofern mit ihrem lebensverbundenen, zukunftsorientierten Anspruch dezidiert gegen die Lebensfremdheit und Zweckwidrigkeit des Christentums. Die Willensfreiheit und wirklichen Rechte hängen nämlich mit dem Glückseligkeitstrieb eng zusammen, sodass Feuerbach in der *Kirche der Zukunft* mahnt: „Folgen wir unserm Glückseligkeitstrieb; er ist unser bester Schutzgeist. [...]. Folgen wir ihm auf dem Gebiete unseres irdischen, natürlichen Lebens; aber nicht darüber hinaus! Sonst wird er aus unserm Schutzgeist zum bösen Dämon des irdischen Lebens“<sup>52</sup>. In der Denktradition des Vormärzliberalismus war es für Friedrich unabdingbar, dass sich die untertänige Hörigkeit durch den Untertanen *selbst* aufheben müsse, wobei dieser Bewusstseinswandel auf angeleitete Bildungsprozesse angewiesen war. Denn nur durch die Akzentverschiebung auf

---

51 Hans-Ulrich Musolff/Stephanie Hellekamps. *Geschichte des pädagogischen Denkens*. München: Oldenbourg 2006. S. 79.

52 Friedrich Feuerbach. *Die Kirche der Zukunft. Eine Reihe von Aphorismen*. Bern: Jenni, Sohn 1847. S. 3.

ein tätiges *Ich*, auf das Selbstbewusstsein des Menschen als Inspirationsquelle reformatorischer Veränderungen könnten heilsbringende und (vermeintlich) gottgewollte gesellschaftliche Zustände als haltlos dechiffriert und dem vormals durch eine vorgelagerte Wesenskraft beherrschten und beschränkten Subjekt zu Selbstermächtigung in seinem historischen Prozess verholphen werden, sofern es sich fortan *selbst* als ein von der Natur und Gemeinschaft abhängiges Wesen – als Gemeinmensch – erkennt, *selbst* in Interaktion zu seinen Mitmenschen tritt und an der Schaffung und Reproduktion menschenwürdiger Verhältnisse mitarbeitet. In diesem Sinn heißt es in *Gedanken und Thatsachen*: „Beschränkt Euch auf das Menschliche und Irdische! Holt nur aus diesem Kreise die Beweggründe für Euere Handlungen her; setzt nur auf diesem Boden das Ziel Eurer Bestrebungen!“<sup>53</sup>

Kritik am Christentum wird von Friedrich deshalb vorgebracht, weil es den Glückseligkeitstrieb fehlerleitet, d.h. Bedürfnisse evoziert – wie das Hoffen auf Erlösung aus dem Leiden von einem überweltlichen Gott bzw. die Versöhnung mit ihm –, die in keinerlei Weise in der Natur des Menschen angelegt sind, sondern künstlich hervorgerufene Begehrlichkeiten darstellen. Jene Bedürfnisse, die der menschlichen Natur widersprechen, können eine tatsächliche Glückseligkeit auf Erden nicht erwirken, weshalb die anerkannte christliche Glückseligkeit eine widernatürliche Form, eine „Verirrung“<sup>54</sup> darstelle, die mit ihrer verobjektivierten, metaphysischen Omnipotenz sich gar noch anmaße, den Einsatz von „Himmel und Hölle“ zu legitimieren, um erzieherisches Handwerk zu beweisen und die Edukanden von bösen oder schlechten Taten fernzuhalten<sup>55</sup>:

Die Gemüthsbedürfnisse, welche das Christenthum angeblich befriedigt, sind nur solche, welche durch das Christenthum eigens angeregt und gepflegt werden, sind keine wesentlichen Bedürfnisse der Menschheit, sind Bedürfnisse, deren Befriedigung daher auch nur einen Scheinfrieden zu gewähren vermögen.<sup>56</sup>

---

53 Friedrich Feuerbach. *Gedanken und Thatsachen. Ein Beitrag zur Verständigung über die wichtigsten Bedingungen des Menschenwohls*. Hamburg: Otto Meissner 1862. S. 8.

54 Feuerbach. *Die Religion der Zukunft. 1. Heft* (wie Anm. 44). S. 32.

55 Vgl. Feuerbach. *Gedanken und Thatsachen* (wie Anm. 53). S. 15f.

56 Feuerbach. *Die Religion der Zukunft. 1. Heft* (wie Anm. 44). S. 24f.

Dass vielmehr „Tugend und Sittsamkeit die sichersten Gewährschaften für ihr [der Jugend] Wohlergehen auf Erden sind“<sup>57</sup>, dass die Herrschaft des Christentums „zur Beneblung und Uebertäubung des menschlichen Bewußtseins“<sup>58</sup> führe und dem reellen Glück widerstrebe, bedeutet gleichermaßen, dass der Zögling keiner von einer fremden Macht entworfenen Bildsamkeit i. S. einer feststehenden Wertebildung unterstehen dürfe, sondern dass alles ihm Gegenüberstehende auf sein menschliches Wesen rückbezogen werden muss, damit er seine eigene Natur – oder rousseauisch formuliert, seine naturrechtlich verankerte Würde – erkennt und daraus Mut schöpft, dieser zu ihrer rechtmäßigen Anerkennung zu verhelfen. Diese veranschlagte – i. S. der Aufhebung der Entfremdung – doppelte Negation, und hier argumentiert Friedrich Feuerbach gut hegelianisch, wird es dem Zögling deshalb auch ermöglichen, theologische Wissensbestände oder messianische Prophezeiungen der Kritik zu unterziehen und zu erkennen, dass er auf die *Heilige Schrift* nicht angewiesen ist:

Wollen wir bei der Jugend und bei dem ungebildeten Theile des Volkes den Zweck der Tugend erreicht sehen, so genügt es, selbst mit Umgehung des Wortes *Tugend*, etwa so zu sprechen: *Strebt Alles* an, was einem Menschen zum Leben nothwendig, Alles, was außerdem eueren Anlagen, eueren Herzensbedürfnissen entsprechen mag.<sup>59</sup>

Durch die Vertröstung auf ein Jenseits jedoch findet sich der gotteshörige Christ mit seinem gesellschaftlichen Status ab und verharmlost darüber hinaus, auch wenn dies unbewusst geschehen mag, diesseitiges Unrecht, bekräftigt die Wahrheit im Falschen. Mit dieser von seiner Natur in höchstem Maße vollzogenen Entfremdung – bedingt durch den „beständigen Vergleiche [...] mit einem übermenschlichen Wesen, das der Ausbund aller erdenklichen Vollkommenheiten sein soll“ – korreliert gleichsam der Verlust des „Werth[s] des Menschen und des irdischen Daseins“ insgesamt.<sup>60</sup>

57 Feuerbach. *Gedanken und Thatsachen* (wie Anm. 53). S. 17.

58 Feuerbach. *Die Kirche der Zukunft* (wie Anm. 52), S. 21.

59 Feuerbach. *Gedanken und Thatsachen* (wie Anm. 53). S. 21 (Hervorhebung im Original).

60 Feuerbach. *Die Kirche der Zukunft* (wie Anm. 52), S. 34. Der „christliche Glaube“ (Feuerbach. *Gedanken und Thatsachen* [wie Anm. 53]. S. 22) bzw. die „Vertiefung in einen göttlichen Willen“ (ebd.) verhindert das Bewusstsein der Menschen zu ihrer Natur und „führt nur zu leicht zur Unnatur“ (ebd.). In diesem

Blinder Autoritätsglaube und mit ihm das Studium theologischer Riten und evangelischer Erzählungen stehen der Wiedergewinnung eines menschenverursachten Entfaltungsraums bzw. seiner diesseitigen Kultivierung entgegen – da der Mensch nur als verobjektiviertes Anhängsel des schöpferischen Aktivismus Gottes in Betracht gezogen, er dadurch von seiner eigenen Humanität dispensiert werde –, sodass das Christentum dem Menschen nur zum Schaden gereicht: „Eine Halbheit, eine Lüge ist dieser Glaube, der Glaube an den Menschen, so lange er neben dem Willen unserer Natur, den eines übermenschlichen Wesens als Gesetz und sittliche Richtschnur gelten läßt“<sup>61</sup>. Nun dürfe Erziehung aber ebensowenig mit einem gewaltvollen Akt der Bestrafung – nach christlicher Tradition bedingt durch die Ungnade Gottes – verbunden werden, sondern erzieherisches Handeln soll innerhalb der Grenzen der menschlichen Natur erfolgen, damit die dem Menschen gegebene natürliche Neigung zur Freiheit und Selbstbestimmung unbeschadet ausgebildet werden kann. Folglich dürfe weder ein katechetisches Textkonvolut dem Menschen sittliches Verhalten vorschreiben, noch dürften durch das „barbarisch[e]“ und „unsinnig[e]“ Gegensatzpaar von „Himmel und Hölle“ „christliche Erzieher, Volkslehrer und Seelsorger [...] die jungen Leute und die ungebildete Volksmasse im Zaume halten“<sup>62</sup>. Vielmehr verpflichtet sich erzieherisches Handlungswissen auf seine nicht affirmative

---

Kontext arbeitet Feuerbach einen scharfen Kontrast heraus, grenzt er doch mit der Bewusstwerdung zur Natur den christlichen Glauben unter dem Aspekt der Unnatur deutlich ab von allem, was menschliche Erfüllung i. S. eines Bewusstseins sein kann. Der Begriff der Unnatur birgt alles Naturwidrige, Erzwungene, der Natur Gegensätzliche und hemmt die ihr gemäßen, positiven Ressourcen in ihrer Entwicklung, lässt sie verkümmern und unterbindet deren Entfaltung. Dies sei kritisch zu beäugen, ist doch die Einschränkung und Bequemlichkeit gemeint, wenn er von der menschlichen „Vertiefung [...] in göttliche Eigenschaften, Plane und Gedanken“ (ebd.) spricht und den Bogen zur natürlichen Entfaltung spannt. Laut christlich, selbstbekennender Rhetorik ist der göttliche Wille „unerforschlich und unergründlich“ (ebd.), was aus religiöser Sicht, einem religiösen Bewusstsein nach, sinnvoll sein mag, vom Standpunkt der Natur oder der Naturwissenschaften, die die Natur verstehen und erklären wollen, allerdings nicht mehr hinnehmbar ist.

61 Friedrich Feuerbach. *Die Religion der Zukunft*. 3. Heft. Auch mit dem Umschlags-titel: *Mensch oder Christ? Sein oder Nichtsein?* Nürnberg: Theodor Cramer, 1845. S. 9.

62 Feuerbach. *Gedanken und Thatsachen* (wie Anm. 53). S. 17.

Grundform und damit auf eine den Edukanden zugestandene weltoffene Bildsamkeit bzw. Selbstbestimmungsmöglichkeit, wenn Friedrich Feuerbach anführt, dass die Jugend und „die Tugend um ihrer *selbst willen* zu lieben und zu üben“<sup>63</sup> seien. Solle und müsse sich Erziehung an jedem Einzelnen orientieren, so erschließe sich über diesen universalen Charakter pädagogischer Unterweisung das intergenerationelle und für jeden zugängliche Prinzip von Erziehung. Dieses – jegliche sozialdistinktive Exklusion verhindernde – real-humanistische Ideal nimmt die plurale Gesellschaft in den Blick<sup>64</sup> und favorisiert eine klassenübergreifende, also standesunabhängige, durchaus wissenschaftsorientierte allgemeine und höhere Bildung für alle: „Nicht wenig kommt darauf an, daß die Armen und Reichen ihre beiderseitige Lage richtig verstehen, damit weder die Einen, noch die Andern in ihrem gegenseitigen Verkehre, zu ihrem eigenen Schaden sich verfehlen“<sup>65</sup>.

Für dieses Vorhaben, das den sinnlichen und vernunftbegabten Menschen in den Mittelpunkt der Gemeinschaft und der Erziehung stellt, also das anthropologische Prinzip als das universelle etabliert, muss die *Religion der Zukunft* vornehmlich als ein pädagogisches, zukunftsorientiertes Reformprojekt interpretiert werden, das der institutionellen Umsetzung bedarf. Für Feuerbach impliziert dies, dass „das *menschliche* Prinzip durch die Kirche geltend gemacht“<sup>66</sup> wird – und zwar mittels der „*Gestaltung eines bessern Volksbuches als die Bibel*“<sup>67</sup>. Diese neue Bildungsanstalt i. S. einer gänzlich verweltlichten Kirche, die ihren „spiritualistischen Brautstand auf[gibt] und [sich] mit Leib und Seele [...] der wirklichen Welt vermähl[t]“<sup>68</sup>, ist die notwendige Konsequenz aus Feuerbachs Diagnose gesellschaftlicher Depravation durch die Christenheit, damit künftig die Existenz- und Wesensbedingungen der Menschen geachtet werden und sich Sinnsuche nicht in metaphysischer Phantastik verfängt. Nach deren Logik würde sich der sozialisierte und von seiner Natur entfremdete, unfreie Christ bzw. „blödsinnige[] Sklave“<sup>69</sup> ohnehin nie von seiner Untertanengesinnung emanzipieren.

---

63 Ebd. S. 18 (Hervorhebung S. S.).

64 Vgl. ebd. S. 47ff.

65 Ebd. S. 57.

66 Feuerbach. *Die Kirche der Zukunft* (wie Anm. 52), S. 40 (Hervorhebung S. S.).

67 Ebd. (Hervorhebung im Original).

68 Ebd. S. 39.

69 Feuerbach. *Die Religion der Zukunft. 1. Heft* (wie Anm. 44). S. 5.

Nur eine sozialkritisch fundierte Ethik, die sich der Korrektur metaphysischer Überhöhung und Verselbstständigung annimmt, könnte die widersprüchliche Beziehung „Christ–Mensch“ terminologisch entkräften und ein Gegensatzpaar von „Untertan–Bürger“ denkmöglich machen, wobei der *citoyen* es verstanden hätte, sein christliches Bewusstsein abzulegen, das ihn von seiner naturgemäßen Auswicklung seiner Anlagen entfremdet hatte. Wenn das geknechtete Volk nicht mehr zu einer christlichen Gemeinde, sondern zur Menschheit erzogen wird, was bedeutet, „daß der ganze Mensch befriedigt werde“, so könnten in ferner Zukunft „[a]lle in Frieden und Eintracht den Grundbedingungen des irdischen Glücks und Wohlseins gemäß leben“ (ebd.).<sup>70</sup> Parallel hierzu wagt Friedrich in der *Kirche der Zukunft* einen idealischen Ausblick – mit durchaus politischen Implikationen –, der den Menschen zum Maß aller Dinge erhebt und sich in den sensualistisch-materialistisch geführten Wissenschaftsdiskurs der junghegelianischen Bewegung zu Zeiten des Vormärz einreicht.<sup>71</sup>

Um diesem Ideal zur Wirkmacht zu verhelfen, müsse allerdings die Mahnung des „Erkenne dich selbst!“<sup>72</sup> mit dem Aufruf zur eigene „Sorge [...] [um] dauerndes Glück“<sup>73</sup> ernst genommen werden. Feuerbach trennt in der Herleitung zu dieser Aufforderung den Prozess der Selbsterkenntnis in die Erforschung des „inneren Beruf[s]“<sup>74</sup> zur Bestimmung der „Wahl [...] [des] äußeren [Berufs]“<sup>75</sup>. Das Innere wie das Äußere ließe sich als Bestimmungsverhältnis zwischen Geist und Körper auffassen, ihre Vereinbarkeit führe erst zur Vollendung, zum Lebensglück, zur Selbsterkenntnis und damit zur Symbiose. Denn der Körper kann nicht vollends funktionieren, wenn ihn der Geist daran hindert respektive das Interesse, der Wille oder die Leidenschaft fehlt. Wie genau der Prozess des inneren Berufs, des Geists, der Selbsterkenntnis vonstattengeht, wird im Kapitel „Erkenne dich selbst“ nicht näher spezifiziert, jedoch spricht Feuerbach von einem „in mich gehen, meine Kräfte, wie meine Grenzen genau prüfen und bemessen“<sup>76</sup>. Dadurch liegt es im Verantwortungsbereich des Menschen, dass er sich selbsttätig

70 Feuerbach. *Die Religion der Zukunft*. 3. Heft (wie Anm. 61). S. 10.

71 Vgl. Feuerbach. *Die Kirche der Zukunft* (wie Anm. 52). S. 33.

72 Feuerbach. *Gedanken und Thatsachen* (wie Anm. 53). S. 22.

73 Ebd. S. 21.

74 Ebd.

75 Ebd. S. 22.

76 Ebd. S. 21.

um die Findung und Erkenntnis seiner eigenen Interessen, Neigungen und Fertigkeiten zu bemühen hat – und v. a. der Beantwortung der Frage, wie er diese in ein harmonisches Verhältnis zu seinem Äußeren bringen kann. Denn durch die Erkenntnis im Inneren wird die „Wahl meines äußern Berufs, [...] mein Lebensglück wesentlich bedingt“<sup>77</sup>. Kann der Mensch nur über sich selbst zu *sich* finden, folglich sich in der Beschäftigung mit sich selbst *erkennen*, so geht es bei diesem Selbstbewusstwerdungsprozess weder um eine zwanghafte Akkommodation an normgebende Instanzen noch darum, dem Erfüllungsanspruch einer Doktrin gerecht zu werden, sondern um die eigene Entdeckung. Friedrich Feuerbachs Individualismus-Aufruf, sein auf anthropologischem Fundament begründetes Postulat der Selbstverwirklichung unter Beachtung der eigenen Erkenntnis, liest sich v. a. als kantischer bzw. aufklärerischer Ausruf: Dass der Mensch von seiner Vernunft, von seiner Empfänglichkeit für das Gute, Gebrauch machen *kann* und er dies auch aus freiheitlicher Überzeugung *will*, übersetzt Friedrich in den lebensregierenden Grundsatz, dass der Mensch sich um die intensive Auseinandersetzung mit der eigenen Persönlichkeit bemühen *soll*, deren innerweltliche Denksoperationen Problemlösungsansätze in der Außenwelt liefern, d. h. letztlich durch die Regentschaft der Autonomie des eigenen Willens zu Sittlichkeit und menschengemachtem Glück führen.

Die natürliche Erziehung, der das bildungstheoretische Prinzip des freien Willens notwendigerweise vorgeschaltet sein muss, verknüpft Feuerbach insofern mit einer Sittenlehre, deren ethisches Programm mündiger Lebensführung begründete Hoffnung hegt, dass Moralität im Rahmen gesellschaftlicher Koexistenz und in der Kontinuität des Fortschritts auch realisierbar sein wird.<sup>78</sup>

---

77 Ebd. S. 22.

78 Vgl. Friedrich Feuerbach, *Die Religion der Zukunft*. 2. Heft. Auch mit dem Umschlagstitel: *Die Bestimmung des Menschen*. Nürnberg: Theodor Cramer, 1845. S. 59. Die Anerkennung sittlichen Handelns bzw. moralischer Bildung zur Selbstbestimmung – ohne pädagogische Bewerkstelligung seitens der Kirche – müsse auch dem Volk zugestanden und ermöglicht werden, damit sich überhaupt so etwas wie Volksbildung anbahnen ließe: „Ein der Volksbildung und Sittlichkeit wahrhaft günstiger Glauben kann nur der sein, welcher das Schicksal der Menschen nicht von der Gnade oder Ungnade eines Gottes abhängig macht, sondern dasselbe in ihre eigenen Hände legt, ein Glaube, der ihnen beständig zuruft: Nicht, wie Gott will, so geht's in der Menschenwelt, sondern: Wie Ihr's treibt, so geht's. Wenigstens nach dem ordentlichen Laufe der Dinge werdet Ihr

Der Begriff der Selbstverantwortlichkeit des Einzelnen wird von Feuerbach noch in einen größeren Zusammenhang gestellt, wenn er die Selbsterkenntnis der Einzelperson um „die ganze Menschheit [und um] das Bewußtsein ihrer Natur, ihres Wesens“ komplettiert – eine Erweiterung, die „nicht minder wichtig“<sup>79</sup> sei. Diese Ergänzung referenziert nun gerade nicht auf viele, solipsistische Individualerkenntnisse, sondern Friedrich möchte damit eher, ähnlich wie sein Bruder Ludwig, auf ein kollektives Bewusstsein des Gesamtkorpus „Menschheit“ verweisen, das von einem „Bewußtsein des wesentlichen, innigen Bandes“<sup>80</sup> getragen ist, wie die untrennbare Einheit von Geist und Leib. Dieses Band der „Glieder Einer Familie [sic!]“ versteht sich als wechselseitige Bedürftigkeit und gegenseitiges Verlangen – sowohl in Bezug auf die „gesellschaftlichen Genüsse, als auch alle[] Pflichten und Tugenden“<sup>81</sup>. Dass Friedrich nun diese Bindung mit Bedingungen, Nutzen und Eigenschaften verknüpft, die im Wechselspiel stattfinden und nicht aufgekündigt werden können, bedeutet, dass der Mensch nicht nur gegenüber sich selbst vernünftig handeln soll, sondern als Gesellschaftsmitglied zur Beförderung des allgemeinen Wohls aller verpflichtet ist, denn: „Auf dir ruht auch ein Theil der Verantwortlichkeit für das ganze Wohl der ganzen menschlichen Gesellschaft“<sup>82</sup>.

Flankiert werden müsse dieser Sozialverband vom realen Sein liebender Verbundenheit, ohne die keine ethische Praxis erwachsen kann, sondern lediglich „ein sklavisches, unglückliches, und eben darum auch unsittliches Verhältniß“<sup>83</sup>. Soll der Lebensraum mit Menschlichkeit ausgestaltet werden, so bedarf es einer tätigen Liebe, die sich selbst auf den Begriff gebracht hat, also keine bloß emotive Entäußerung, sondern eine „vernunftgemäß geläuterte Liebe“<sup>84</sup>, die sich in praktisches, mitmenschliches Handeln übersetzt und sich der sinnstiftenden Beförderung materieller Grundlagen im Hier

---

eben ernten, was Ihr im Guten oder Bösen gesäet habt“ (Feuerbach. *Gedanken und Thatsachen* [wie Anm. 53]. S. 8).

79 Feuerbach. *Gedanken und Thatsachen* (wie Anm. 53). S. 22.

80 Ebd. S. 23.

81 Ebd.

82 Ebd. S. 15.

83 Feuerbach. *Die Religion der Zukunft. 2. Heft* (wie Anm. 78). S. 22.

84 Olaf Briese. „Die Religion der Zukunft“. Der vergessene Bruder Friedrich Feuerbach“. In: „Zuckererbsen für Jedermann“. *Literatur und Utopie. Heine und Bloch heute*. Hg. Norbert Otto Eke/Karin Füllner/Francesca Vidal. Bielefeld: Aisthesis 2014. S. 81-109, hier: S. 92.

und Jetzt annimmt. Durch jene Überführung des moralischen Miteinanders in eine materialistische Gesamtkonzeption sucht der freie Wille nicht mehr, so die unterschwellige Kritik der Feuerbach-Brüder an Kants formalistischem Pflichtrigorismus, Unterschlupf in einer noumenalen, inhaltslosen Tautologie des *Dings an sich*<sup>85</sup>, sondern der Glückseligkeitstrieb und das Sit-tengesetz entsprechen einander, aktives moralisches Handeln entspringt aus der Spezifik der menschlichen, sinnlichen Natur, aus Lust- und Unlustempfindungen und ist auf „*Thatkraft*“<sup>86</sup> angewiesen: „Um bildlich zu sprechen [...]: das sittliche Leben muß haben Kopf, Herz, Hände, und Füße; es wäre ohne Kopf, wenn es der Vernunft entbehrte, es wäre herzlos – ohne Menschenliebe, es hätte nicht Hände noch Füße – ohne Thatkraft“<sup>87</sup>.

Dass mit diesen erkenntnistheoretischen Ausführungen *erstens* der Mensch als leibliches Sinnenwesen in Betracht kommt, der auf seine Mitmenschen angewiesen ist, und zwar nicht i. S. evolutionären Fortbestands, und dass *zweitens* Menschsein und Wahrheit nicht mehr aus komplexer Abstraktion abgeleitet werden können, sondern dass der Mensch erst mit seinem Leib in der Welt ist<sup>88</sup>, untermauert Friedrichs Anspruch einer

85 Vgl. Ludwig Feuerbach. „Über Spiritualismus und Materialismus, besonders in Beziehung auf die Willensfreiheit“ [1866]. In: *Werke in sechs Bänden. Kritiken und Abhandlungen III (1844-1866)*. Hg. Erich Thies. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1975. Bd. 4. S. 357-407, hier: S. 358, 364f., 371f.

86 Feuerbach. *Die Religion der Zukunft*. 2. Heft (wie Anm. 78). S. 24 (Hervorhebung im Original). Ebenso: „Soll dem sittlichen Leben nicht eine wesentliche Eigenschaft noch mangeln, so müssen Menschenliebe und Menschenkenntnis auch von einem freien, selbstständigen, thatkräftigen Willen unterstützt werden; und zwar wird der sittliche Wille um so kräftiger und erfolgreicher in das menschliche Leben eingreifen, je ausschließlicher er auf das Ziel des sittlichen Lebens, das Wohl der menschlichen Gemeinschaft, gerichtet ist“ (ebd.).

87 Ebd. S. 25. Zur Untermauerung der Notwendigkeit einer auf Menschenliebe und Menschenkenntnis basierenden Ethik bedient sich Feuerbach einer sakralen Nomenklatur, deren metaphysisch konnotierte Termini für eine diesseitig orientierte *Religion der Zukunft* Verwendung finden: „*Kraft, Licht und Liebe in einträchtiger Beziehung auf das irdische Wohl der Menschheit* – das ist der Wahl-spruch des sittlichen Lebens, das ist die heilige Dreieinigkeit der Religion der Zukunft“ (ebd. S. 24 [Hervorhebung im Original]).

88 Vgl. Ludwig Feuerbach. „Einige Bemerkungen über den ‚Anfang der Philosophie‘ von J. F. Reiff“ [1841]. In: *Werke in sechs Bänden. Kritiken und Abhandlungen II (1839-1843)*. Hg. Erich Thies. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1975. Bd. 3. S. 130-140, hier: S. 138.

sensualistischen Anthropologie, die ihn gedanklich mit Ludwigs „neuer“ Philosophie verbindet, in der der Dualismus von Subjekt und Objekt einheitlich zusammengefasst ist, sofern die Begrifflichkeiten von „Wahrheit, Wirklichkeit [und] Sinnlichkeit“<sup>89</sup> synonyme Verwendung finden. Aus der Einsicht, dass jeglicher „Kontakt mit dem objektiv Wirklichen [...] letztlich auf der Sinnlichkeit“<sup>90</sup> basiere, zieht Friedrich Feuerbach jedoch – im Gegensatz zu seinem Bruder – die notwendigen bildungstheoretischen Konsequenzen. Eine Pädagogik der Zukunft dürfe nämlich nicht, um Ludwigs Worte aufzugreifen, ein „Monolog der Spekulation mit sich selbst sein“<sup>91</sup>, sondern sie habe sich mit dem auseinanderzusetzen, was in ihrem eigenen Verfügungsbereich stehe,

was sie weiß und was ihr zu Gebote steht; sie verfügt nur über die Trost- und Heilmittel, welche in der mit unsern Sinnen zusammenhängenden Welt, insbesondere im Kreise des menschlichen Wesens und Lebens liegen. Ein Schelm, sagt das Sprichwort, giebt mehr, als er hat. Gleichwohl giebt die Religion der Zukunft dem Menschen genug; sie giebt ihm das Bewußtsein der menschlichen Natur, [...], das Bewußtsein des Rechtes, innerhalb des menschlichen Wesens und nach dem Maßstabe des allgemeinen Menschenwohles glücklich zu sein [...].<sup>92</sup>

Bildungspraktisch übersetzt bedeutet dies, dass der Katechismus als didaktisches Lehr- und Vermittlungsmedium ausgedient habe. Vielmehr sollen von nun an die Lehrgegenstände und -mittel auf die Prinzipien der Säkularität, Realitätsnähe und Alltagsorientierung didaktisch abgestimmt werden. Nur eine Behandlung von Gegenständen säkularer Natur, eine gezielte Didaktisierung wissenschaftlichen Lehrstoffs in eine „volkstümlichere Form“ sowie eine fächerübergreifende Universaldidaktik von Philosophie,

---

89 Ludwig Feuerbach. „Grundsätze der Philosophie der Zukunft“ [1843]. In: *Werke in sechs Bänden. Kritiken und Abhandlungen II (1839-1843)*. Hg. Erich Thies. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1975. Bd. 3. S. 247-322, hier: S. 298 (Hervorhebung im Original).

90 Alfred Schmidt. *Emanzipatorische Sinnlichkeit. Ludwig Feuerbachs anthropologischer Materialismus*. Frankfurt a. M.: Ullstein 1977. S. 82.

91 Ludwig Feuerbach. „Zur Kritik der Hegelschen Philosophie“ [1839]. In: *Werke in sechs Bänden. Kritiken und Abhandlungen II (1839-1843)*. Hg. Erich Thies. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1975. Bd. 3. S. 7-53, hier: S. 28.

92 Feuerbach. *Die Religion der Zukunft. 2. Heft* (wie Anm. 78). S. 50.

Naturwissenschaften und Literatur „sind anziehend und lehrreich für Jedermann, für den Gebildeten wie den Ungebildeten“.<sup>93</sup> Nur eine sich an der Lebensrealität „tüchtiger und verdienter Menschen aus allen Ständen“<sup>94</sup> orientierende Erziehung könnte einen nachhaltigen Sinnvollzug und ein angemessenes Orientierungswissen zu gesellschaftlichen Manifestationen, Werten und Normen anbahnen.<sup>95</sup> Feuerbach skizziert die Aufgabe der Bildungsanstalt des Volks folgendermaßen:

Die Kirche der Zukunft wird nichts mehr und nichts weniger sein wollen, als eine Anstalt, vor allen andern berufen, *das Reich des Menschen* mehr und mehr zu sichern, auszubauen und zu erweitern. Ihr Altar wird nichts mehr und nichts weniger sein, als der Familienheerd der Menschheit. Sie wird dann für Alle, und Alle werden für sie sein.<sup>96</sup>

Dieser „Familienheerd der Menschheit“ bedarf zu seiner sittlich-praktischen Handlungsfähigkeit eine natürliche Pflichtenlehre, denn schöbe man den Menschen „irgend welche religiöse[n] Beweggründe unter, so wird jenes Ziel von selbst in eine jenseitige Welt, in eine nebelhafte Ferne verschoben [...]“.<sup>97</sup> Eine sich auf das Mitmenschliche beziehende Pflichtenlehre sei hinreichender Orientierungsmaßstab für die heranwachsenden Generationen, eine „unverdorbene, bleibende Jugend“ bedarf nicht des „künstlichen übernatürlichen Aufputzes“<sup>98</sup>. Steht im christlichen Glaubensvollzug die

---

93 Feuerbach. *Die Kirche der Zukunft* (wie Anm. 52), S. 40. Dieser unterschiedliche Fächer zusammenführende, interdisziplinäre Austausch käme dem menschlichen Wohl insgesamt zugute und „darum sollen Politik, Theologie und Philosophie zur Ausführung des großen Unternehmens sich brüderlich die Hände reichen. Politik und Theologie sollen sich in freundschaftlicher Berathung über die zu jenem zeitgemäßen Schritte nöthigen Mittel und Wege zur Verständigung suchen; die Politik soll wenigstens da, wo das Christentum im Schwinden begriffen ist, es nicht mit dem Aufwande außerordentlicher Maßregeln unterstützen; die Philosophie endlich soll sich besonders durch Zubereitung der Wissenschaft für die Fassungsgabe des Volkes dabei beteiligen“ (Feuerbach. *Die Religion der Zukunft*. 1. Heft [wie Anm. 44]. S. 39).

94 Feuerbach. *Die Kirche der Zukunft* (wie Anm. 52), S. 40.

95 Vgl. ebd.

96 Ebd. S. 41.

97 Feuerbach. *Gedanken und Thatsachen* (wie Anm. 53). S. 16.

98 Ebd.

Lehre vom Menschen immer in Abhängigkeit von Gott, seinem Willen und Gesetzen, so ist jeder Nichtchrist von der exklusiven christlichen Gemeinde ausgeschlossen – Friedrichs *Religion der Zukunft* ermangelt es jedoch dieses Ausschlussgedankens, da nach seiner Lehre jeder Mensch qua Natur Mitglied der Gattung ist und sich im Fortgang der Geschichte in seinen Möglichkeiten entfaltet. Der menschliche Wesenskern lässt demzufolge den Einzelnen teilhaben an der *Religion der Zukunft*, die deswegen nichts anderes ist als eine Religion des *Menschen*.<sup>99</sup>

Eine *Religion der Zukunft* i. S. einer verweltlichten Ethik, die auf den Grundfesten der menschlichen Natur sowie der *vorurteilsfreien* Aneignung von Wirklichkeit steht, muss jedoch in einen Implementierungsprozess überführt werden, damit diese entworfene Religion, anstelle der Gottreligion, in säkularen Volksschulen bildungspraktisch zur Anwendung kommen kann. Dafür müssten sich etwa auch Theologen dem menschlichen Prinzip verpflichtet fühlen und es in humanistischer Weltzugewandtheit befördern. Die i. S. Friedrich Feuerbachs erfolgreiche Eingliederung der Geistlichen in die *Kirche der Zukunft* ist dabei nicht bloß als eine soziopolitisch flankierende Aktion zu verstehen, sondern *conditio sine qua non* für die Teilhabe an hochwertiger inklusiver Bildung für alle Bevölkerungsschichten.<sup>100</sup> Der Wissensschatz der Theologen, die auf ein breit angelegtes allgemeinbildendes Studium zurückblicken konnten, sollte an die Edukanden weitervermittelt werden.

Sicherlich mag die Schwäche der Pädagogik Friedrich Feuerbachs einer fehlenden Systematik geschuldet sein, hat er doch keine Allgemeine Pädagogik verfasst, sondern eher thesenartige Vorschläge zur allgemeinen und realhumanistischen Volksbildung unterbreitet. Und dennoch ist sein normativ angelegter Standpunkt zu würdigen, der als Ausdruck eines realen Humanismus keinem vorgegebenen religiösen Erziehungskonzept das Wort redet, sondern als lebensweltlich orientierter Fach- und Sachunterricht das erzieherische Verhältnis repressionsfrei, d. h. menschlich gestalten möchte.

Seine theoriegeschichtliche Bedeutung für die Erziehungswissenschaft sowohl in systematischer als auch in historischer Sicht ist nicht zu unterschätzen. Gerade weil Friedrich als einziger Vertreter des Vormärz eine an den Curricula der höheren Bildung angelehnte säkulare Volksbildung entworfen hat, er jedoch im Kontext der historischen Bildungsforschung – bis

99 Vgl. Feuerbach. *Die Religion der Zukunft*. 2. Heft (wie Anm. 78). S. 64.

100 Vgl. Feuerbach. *Die Religion der Zukunft*. 1. Heft (wie Anm. 44). S. 38.

auf Ausnahme vereinzelter Publikationen<sup>101</sup> – auch spezialisierten Bildungshistorikern ein weitestgehend unbeschriebenes Blatt ist, schließt das Studium seiner Schriften eine bedeutsame Lücke in der pädagogischen Vormärz-Forschung.<sup>102</sup> Darüber hinaus könnten seine Überlegungen pädagogisch relevante Anschlussmöglichkeiten liefern, wie sie sich bereits aus Ludwig Feuerbachs normativer Leibanthropologie ergeben.<sup>103</sup> Die von Friedrich Feuerbach aus dem bildungspolitischen Diskurs entworfenen pädagogischen Ideen könnten auf aktuelle erziehungs- und bildungsphilosophische Forschungsfelder bezogen werden, um über diese Verknüpfung den Anforderungen der an die Allgemeine Pädagogik angelehnten theoriegeleiteten und praxisbezogenen Wissensformen gerecht zu werden.

---

101 Vgl. Stephan Schlüter/Thassilo Polcik/Jan Thumann. *Philosophie und Pädagogik der Zukunft. Ludwig und Friedrich Feuerbach im Dialog*. Münster und New York: Waxmann 2018.

102 Friedhelm Brüggem hingenen sieht in Friedrich Feuerbachs Schriften keine neuen pädagogischen Akzentsetzungen, die ihm eine gewisse theoretische Eigenständigkeit zusprechen oder ihn über die zu seiner Zeit geführten erziehungswissenschaftlichen Diskurse heben (vgl. Friedhelm Brüggem. „Hegelianismus und Hegelkritik. Theoriegewinne und Theoriedefizite im Vormärz“. In: *Philosophie und Pädagogik der Zukunft. Ludwig und Friedrich Feuerbach im Dialog*. Hg. Stephan Schlüter/Thassilo Polcik/Jan Thumann. Münster und New York: Waxmann 2018. S. 139-151, hier: S. 145ff.)

103 Vgl. Ursula Reitemeyer. *Philosophie der Leiblichkeit. Ludwig Feuerbachs Entwurf einer Philosophie der Zukunft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1988; dies. „Das poröse Ich in der fragilen Moderne. Aspekte einer Pädagogik der Leiblichkeit im Anschluss an Ludwig Feuerbach“. In: *Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik* 85/1. Paderborn: Schöningh 2009. S. 52-65.

Maria Magnin (Lausanne)

„Ist sie nicht ein Luxusartikel für den Mann?“<sup>1</sup>

Luxus- und Emanzipationsdiskurse bürgerlicher Schriftstellerinnen  
im Vor- und Nachmärz

## Einleitung<sup>2</sup>

Wenn ich mich amüsirte, wenn ich an Vergnügungen, an Putz, an Menschenverkehr Freude zeigte, war die Mutter immer mit mir zufrieden. Sie fand mich dann mädchenhaft und natürlich [...].<sup>3</sup>

Die Assoziation von Weiblichkeit und Luxus, die Fanny Lewald hier in ihrer 1861-1863 erschienenen *Lebensgeschichte* thematisiert, ist seit der Antike ein – meistens negativ bewerteter – Topos. Von Cato bis Werner Sombart wird den Frauen unterstellt, sie seien aufgrund ihrer „Natur“ für die Verlockungen des Luxus besonders anfällig. In der Luxus-Debatte des 18. Jahrhunderts etwa wird vor allem im Zusammenhang mit Mode und Konsum immer wieder erwähnt, wie Frauen ihrer angeblich angeborenen „Putzsucht“ erliegen und die Männer dadurch ruinieren würden, dass sie diese zum Kauf teurer Kleider und Schmuckstücke verleiteten. Zudem werden dem Luxus von seinen Kritikern häufig effeminierende Auswirkungen wie Verweichlichung oder durch Überreizung ausgelöste Hysterie zugeschrieben.<sup>4</sup> Diese Assoziationen bleiben auch im 19. Jahrhundert virulent, man denke nur an

---

1 Louise Otto. *Frauenleben im deutschen Reich. Erinnerungen aus der Vergangenheit mit Hinweis auf Gegenwart und Zukunft*. Leipzig: Moritz Schäfer 1876. S. 148. Da Louise Otto-Peters' hier diskutierte Texte unter ihrem Mädchennamen erschienen sind, werden diese in den Fußnoten mit Otto angegeben. Die meisten davon sind jedoch nach Ottos Verheiratung 1858 erschienen, weshalb im Fließtext jeweils von Louise Otto-Peters die Rede ist.

2 Der vorliegende Aufsatz ist die erweiterte Form eines Vortrags, der am 10. Forum Junge Vormärz-Forschung am 13. April 2019 gehalten wurde.

3 Fanny Lewald. *Meine Lebensgeschichte*. [Erste] Abtheilung. Im Vaterhause. Zweiter Theil. Berlin: Otto Janke 1861. S. 50.

4 Vgl. dazu auch: Marjo Kaartinen, Anne Montenach und Deborah Simonton. *Luxury, Gender and the Urban Experience*. In: *Luxury and Gender in European*

Émile Zolas Kaufhausroman *Au Bonheur des dames* (1883) oder die Frau des Herrn Kleinpeter in Gottfried Kellers *Martin Salander* (1886). Daneben gibt es natürlich schon im 18. Jahrhundert luxusbejahende Stimmen, denen der weibliche Luxuskonsum als Wirtschaftsmotor gilt.<sup>5</sup> Doch die Verbindung von Weiblichkeit und Luxus wird auch von ihnen nicht in Frage gestellt.

In der Forschungsliteratur zum Luxus und zur Luxusdebatte finden sich zahlreiche Arbeiten, die sich mit der Genderfrage beschäftigen.<sup>6</sup> In den meisten Fällen geht es darum, zu untersuchen, welche Rolle den Frauen in verschiedenen ökonomischen Theorien zukommt oder um Zuschreibungen von Weiblichkeit im Zusammenhang mit der Ökonomie.<sup>7</sup> Texte von Frauen selbst werden dabei kaum je ins Zentrum gestellt.<sup>8</sup> Dabei ist es eigentlich interessant, dass gerade im 19. Jahrhundert, als die allgemeine Debatte über den Luxus schon längst wieder abgeflaut ist, verschiedene bürgerliche Schriftstellerinnen den Luxuskurs in Bezug auf ihre eigene Situation aufgreifen. Autorinnen wie Fanny Lewald, Louise Otto-Peters oder Hedwig Dohm machen sich die Argumente der Luxuskritik affirmativ zu eigen, um dann auf dieser Basis die Rolle der bürgerlichen Frau infrage zu stellen und ein Recht auf Bildung und Erwerbsarbeit einzufordern. Während sie, ganz

---

Towns, 1700-1914. Hg. Deborah Simonton, Marjo Kaartinen und Anne Montech. New York und London: Routledge 2015. S. 1-15, bes. S. 3-6.

5 Vgl. dazu: Maxine Berg und Elizabeth Eger. *The Rise and Fall of the Luxury Debates*. In: *Luxury in the Eighteenth Century. Debates, Desires and Delectable Goods*. Hg. Maxine Berg und Elizabeth Eger. Houndmills, Basingstoke, Hampshire und New York: Palgrave Macmillan 2003. S. 7-27, hier S. 18f.

6 Vgl. etwa Kaartinen, Montenach und Simonton. *Luxury, Gender* (wie Anm. 4) sowie die Beiträge von Ros Ballaster, Vivien Jones sowie Elizabeth Eger im schon genannten Sammelband von Maxine Berg und Elizabeth Eger (vgl. Anm. 5).

7 Vgl. z. B. Franziska Schößler. *Börsenfieber und Kaufrausch. Ökonomie, Judentum und Weiblichkeit bei Theodor Fontane, Heinrich Mann, Thomas Mann, Arthur Schnitzler und Émile Zola*. Bielefeld: Aisthesis 2009.

8 Gaby Pailer geht in ihrem Aufsatz zu Luxus, Fremdheit und Geschlechterökonomie bei Lewald zwar auf die Verbindung von Luxuskursen und Gender ein, allerdings liegt ihr Fokus nicht auf der Positionierung von Lewald im Luxuskurs. (Vgl. Gaby Pailer. *Luxus, Fremdheit und Geschlechterökonomie in Fanny Lewalds Autobiographie *Meine Lebensgeschichte* und ihrem Roman *Jenny**. In: *Fremde – Luxus – Räume. Konzeptionen von Luxus in Vormoderne und Moderne*. Hg. Jutta Eming et al. Berlin: Frank & Timme 2015. S. 167-187.)

in der bürgerlichen Tradition stehend, den Luxus an sich verdammen, weisen sie die Konnotation des Luxuriösen als genuin weiblich zurück und verorten die Ursachen des angeblich weiblichen Hangs zum Luxus vielmehr in der Erziehung und Sozialisation der Mädchen. Der Luxusediskurs bekommt so einen prominenten Platz in der Argumentation der ersten Welle der Frauenrechtsbewegung in Deutschland. Die grundlegende Ambivalenz des Luxus<sup>9</sup> zwischen moralischer Diskreditierung und der durchaus luxusaffinen Lebensweise der bürgerlichen Mittel- und Oberschicht begünstigt dieses Doppelspiel.

Zur Illustration dieser These werden im Folgenden exemplarische Textbeispiele herangezogen, die aus ganz unterschiedlichen Kontexten und von verschiedenen Autorinnen, hauptsächlich aber von Fanny Lewald, Louise Otto-Peters und Hedwig Dohm stammen. Es handelt sich sowohl um literarische als auch um politische Texte, von denen die ersten in den 1840er und die letzten in den 1870er Jahren entstanden sind. Man kann aber in all diesen Texten ein und dasselbe Grundmuster in der Argumentation erkennen, an dem sich trotz des Bruchs durch die Revolution erstaunlicherweise wenig geändert hat. Drei Schwerpunkte der Argumentation sollen hervorgehoben werden: erstens die Kritik an der Untätigkeit der weiblichen Familienmitglieder, zweitens die Kritik am Dasein der Ehefrau als „Luxusartikel“ und drittens die „Erziehung zur Weiblichkeit“<sup>10</sup> durch und zum Luxus. Gerade letztere dient oftmals als Vorwand, um Mädchen und Frauen den Zugang zu Bildung zu verwehren. Mit der Beschreibung ihrer eigenen Erziehung machen die Autorinnen Widersprüche im bürgerlichen Frauenbild offenkundig. Es stehen jeweils unterschiedliche – zeitliche, ökonomische und moralische – Aspekte des Luxusediskurses im Vordergrund, die sich aber oft überschneiden.

---

9 Vgl. zur Ambivalenz des Luxus: Christine Weder und Maximilian Bergengruen. *Moderner Luxus. Einleitung*. In: *Luxus. Die Ambivalenz des Überflüssigen in der Moderne*. Hg. Christine Weder und Maximilian Bergengruen. Göttingen: Wallstein 2011. S. 7-31.

10 Dieser Ausdruck ist einer Studie von Dagmar Ladj-Teichmann entlehnt: *Dagmar Ladj-Teichmann. Erziehung zur Weiblichkeit durch Textilarbeiten. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte der Frauenarbeit im 19. Jahrhundert*. Weinheim und Basel: Beltz 1983.

## Müßiggang und Zeitverschwendung

Die kulturwissenschaftliche Forschung zum Luxus konzentriert sich meist auf materielle Werke als soziale Distinktionsmerkmale. Dabei wird der Zeitaspekt des Luxus oft vergessen, der seit der Mitte des 18. Jahrhunderts mit Benjamin Franklins Gleichsetzung von Zeit und Geld im Luxusdiskurs eine fundamentale Rolle spielt.<sup>11</sup> Damit verbunden sind im bürgerlich-protestantischen Kontext Werte wie Arbeit, Fleiß, Nützlichkeit und Tüchtigkeit. Viel Zeit zur freien Verfügung zu haben oder gar die Verschwendung derselben wird aus dieser Perspektive äußerst kritisch betrachtet. Auch die bürgerlichen Frauen des 19. Jahrhunderts identifizieren sich mit dieser Gesinnung. Dadurch geraten sie jedoch in einen Zwiespalt: Um sich nützlich zu machen, wie es von der Gesellschaft gefordert wird, bräuchten sie eine sinnvolle Beschäftigung. Oft gibt es dazu aber gar keine Möglichkeit, wie Fanny Lewald in ihrer Autobiographie schildert. So erwarten ihre Eltern ganz selbstverständlich, dass sie nach ihrem Abgang von der Schule in der Familie mithelfen solle:

Sie hatten mir gesagt, ich sei jetzt kein Kind mehr, und da ich bisher alle meine Zeit ausschließlich für mich verwendet, so sei es nun doppelt meine Pflicht, sie für Andere zu verwerthen. Ich war auch sehr bereit dazu, nur daß Niemand recht wußte, was ich eigentlich thun sollte.<sup>12</sup>

Es zeigt sich hier, wie sehr schon die Vierzehnjährige das bürgerliche Arbeitsethos verinnerlicht hat. Auch der gesellschaftliche Anspruch an sie drückt sich im Wort „verwerthen“ aus. Der Widerspruch im bürgerlichen Rollenbild ist offensichtlich: Die Frauen sollen wie die Männer auch arbeiten und nützlich sein. Gleichzeitig gilt jede Tätigkeit außer Haus und sogar viele Tätigkeiten im Haus als unschicklich für Frauen.<sup>13</sup> So sind zwar Handarbeiten für die

11 „Bedenke, daß die *Zeit Geld* ist; wer täglich zehn Schillinge durch seine Arbeit erwerben könnte und den halben Tag spazieren geht, oder auf seinem Zimmer faulenzet, der darf, auch wenn er nur sechs Pence für sein Vergnügen ausgibt, nicht dies allein berechnen, er hat nebst dem noch fünf Schillinge ausgegeben oder vielmehr weggeworfen.“ (Benjamin Franklin. *Advice to a young tradesman*. 1748. Zit. n. Max Weber. *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. Hg. Dirk Kaesler. 3. Aufl. München: Beck 2010. S. 75. (Kursivierung im Original.)

12 Lewald. *Im Vaterhause*. Zweiter Theil (wie Anm. 3). S. 6.

13 Vgl. dazu: Bärbel Ehrmann-Köpke. „Demonstrativer Müßiggang“ oder „rastlose Tätigkeit“? Handarbeitende Frauen im hansestädtischen Bürgertum des 19. Jahrhunderts. Münster u. a.: Waxmann 2010. S. 274-285.

Familie als Fleißleistungspflicht, nicht aber, wenn diese einem Erwerbszweck dienen. Auch karitative Tätigkeiten sind nicht immer möglich: So wurde Fanny Lewald von ihrem Vater die Anfertigung von „Luxusarbeiten“<sup>14</sup> für Arme verboten, mit dem Argument, diese seien in zeitökonomischer und finanzieller Hinsicht unrentabel.

Vor allem die Zeit nach dem Ende der Schule und vor einer Heirat ist für junge Mädchen ohne sinnvolle Beschäftigung nicht nur mit dem permanenten Gefühl der Langeweile verbunden, sondern auch mit einem schlechten Gewissen, weil sie der Gesellschaft nichts nützen können und zudem ihrer Familie zur Last fallen. Die Tatsache, dass für die Mädchen die Schulzeit gerade dann aufhört, wenn die Ausbildung ihrer Brüder intensiviert und sorgfältig ausgerichtet wird, wertet in den Augen vieler Frauen die eigene (Un-)Tätigkeit noch zusätzlich ab. Ulrike Helmer weist in ihrem Nachwort zur Neuausgabe von Lewalds Autobiographie zu Recht darauf hin, dass Lewald den zweiten Band in Anlehnung an Goethes *Lehrjahre* demonstrativ „Leidensjahre“ nennt.<sup>15</sup> Lewalds Vater versuchte dieses Problem zunächst durch einen dichten Stundenplan zu lösen, der im Wesentlichen aus Nährarbeiten, Klavierspielen und Wiederholung alten Schulstoffs bestand<sup>16</sup> und dazu dienen sollte, andere, als Freizeitaktivitäten eingestufte Tätigkeiten wie z. B. das Lesen zu verhindern. Seine Tochter empfand diese Scheinbeschäftigungen allerdings erst recht als Zeitverschwendung, sodass das Gefühl des Nicht-Nützens und des Überflüssig-Seins dadurch eher noch verstärkt wurde.

Freie Zeit wird nicht nur von Männern, sondern auch von Frauen explizit in ökonomischer und moralischer Hinsicht problematisiert. Wie Bärbel Ehrmann-Köpke in ihrer Studie über handarbeitende Frauen im 19. Jahrhundert zeigt, dienen vor allem textile Handarbeiten dazu, jede freie Minute mit einer Beschäftigung anzufüllen.<sup>17</sup> Während dieses Ziel der nützlichen Beschäftigung von den Autorinnen eindeutig bejaht wird, weisen viele von ihnen darauf hin, dass Handarbeiten aufgrund ihres repetitiven und mechanischen Charakters noch keine sinnstiftende Tätigkeit darstellen. Nicht nur

---

14 Fanny Lewald. *Meine Lebensgeschichte*. Zweite Abtheilung. *Leidensjahre*. Zweiter Theil. Berlin: Otto Janke 1862. S. 16.

15 Vgl. Ulrike Helmer. Nachwort. In: Fanny Lewald. *Meine Lebensgeschichte*. Zweiter Band. *Leidensjahre*. Hg. Ulrike Helmer. Frankfurt a. M.: Ulrike Helmer 1989. S. 289-294, hier S. 289.

16 Vgl. Lewald. *Im Vaterhause*. Zweiter Theil (wie Anm. 3). S. 8.

17 Vgl. Ehrmann-Köpke. *Handarbeitende Frauen* (wie Anm. 13). S. 39-44.

Fanny Lewald langweilte sich während ihrer „Wartezeit“: Das Problem der weiblichen Langeweile war so verbreitet, dass sie „seit dem späten 18. Jahrhundert einen Angelpunkt der Ratgeberliteratur“<sup>18</sup> darstellte. Die Verantwortung für die Langeweile wird jedoch dem Individuum, d. h. der unbeschäftigten Frau allein zugeschoben. Zwar wird die Langeweile „zuerst als Sinnproblem benannt“, doch nur, „um sie dann als Zeichen von Faulheit und schlechtem Gewissen zu delegitimieren“<sup>19</sup>. In vielen autobiographischen Texten von Frauen aus dem 19. Jahrhundert wird denn auch ein großer rhetorischer Aufwand betrieben, um den Vorwurf der Faulheit zurückzuweisen.

Diese widersprüchliche, ausweglose Situation zwischen vorhandenem Arbeitswillen und mangelnder Anerkennung durch Familie und Gesellschaft führt bei Fanny Lewald und vielen ihrer Zeitgenossinnen zu psychischen und gesundheitlichen Problemen sowie zu Streit in der Familie. So ist es für Lewald geradezu ein Glücksfall, als ihre Mutter nach einer Geburt gesundheitlich angeschlagen ist und ihr die Verantwortung für den Haushalt überträgt. Dadurch kommt sie für kurze Zeit zu einer erfüllenden Aufgabe, die ihr die „Genugthuung“ verschafft, „es den Eltern beweisen zu können, [...] nicht unpraktisch und nicht unnütz“<sup>20</sup> zu sein.

Eine ähnliche Argumentation gegen das Nichtstun findet sich in Louise Otto-Peters' 1866 erschienener Schrift *Das Recht der Frauen auf Erwerb*. Wie Lewald – und ganz dem bürgerlichen Wertekanon entsprechend – verurteilt auch sie die Untätigkeit vieler Frauen, und zwar mit ausdrücklichem Bezug auf das Sprichwort „Müßiggang ist aller Laster Anfang“<sup>21</sup>. Damit reiht sie sich in die christliche und moralphilosophische Tradition der Luxuskritik ein, die in der *luxuria* den Ursprung aller Sünden sieht.<sup>22</sup> Deutlich hebt sie allerdings auch hervor, dass der Müßiggang kaum je freiwillig, sondern „von den Verhältnissen oft octroit“<sup>23</sup> sei. Viele Frauen versuchen dieses Problem

---

18 Martina Kessel. Langeweile. Zum Umgang mit Zeit und Gefühlen in Deutschland vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert. Göttingen: Wallstein 2001. S. 95.

19 Ebd.

20 Lewald. Im Vaterhause. Zweiter Theil (wie Anm. 3). S. 45.

21 Louise Otto. Das Recht der Frauen auf Erwerb. Blicke auf das Frauenleben der Gegenwart. Hamburg: Hoffmann und Campe 1866. S. 17.

22 Vgl. dazu: Joseph Vogl. Luxus. In: Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden. Bd. 3. Hg. Karlheinz Barck et al. Stuttgart, Weimar: Metzler 2001. S. 694-708, hier S. 695f.

23 Otto. Recht der Frauen (wie Anm. 21). S. 17.

zu lösen, indem sie – bewusst oder unbewusst – eine Beschäftigung vorgeben. Diese „Art des Müßigganges“, der, so Otto-Peters, „nur eine ungeordnete und unproductive Geschäftigkeit ist, ein planlos angewendetes Schutzmittel gegen die Langeweile“<sup>24</sup>, stellt ein wiederkehrendes Thema in den Texten der bürgerlichen Frauenrechtlerinnen dar. Von Clementine, der Protagonistin von Lewalds erstem, 1843 erschienenem Roman, die sich kurz nach der Hochzeit „ohne alle wirkliche Beschäftigung“<sup>25</sup> wiederfindet, bis zu Hedwig Dohms Geheimrathstochter von 1877, die an allen Beschäftigungen nur ein bisschen „nippt“ und „doch so viel zu thun“<sup>26</sup> hat, werden immer wieder unbeschäftigte Protagonistinnen in Szene gesetzt. In anderen Texten werden jegliche ‚Pseudoaktivitäten‘ unter Berufung auf die bürgerlichen Werte Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit als „müßige[] Geschäftigkeit“<sup>27</sup> kritisiert. Bei aller bürgerlichen Kritik am Müßiggang machen die Schriftstellerinnen jedoch stets deutlich, dass es sich um ein strukturelles und gesellschaftliches Problem handelt. Während von der Gesellschaft das Problem der mangelnden Beschäftigung den Frauen als individueller Charakterfehler zugeschoben und damit ins Private verbannt wird, fordern die Autorinnen eine gesellschaftliche Lösung dafür ein. Diese sehen sie vor allem in Bildungsangeboten für Mädchen und Frauen sowie in sinnvollen Beschäftigungsmöglichkeiten im pädagogischen und sozialen Bereich.

### Die Frau als „Luxusartikel“

Obwohl verheirateten Frauen im bürgerlichen Sozial- und Wertesystem aufgrund ihres Status als Gattin und Mutter mehr gesellschaftliche Anerkennung zukommt als ledigen, sind auch sie vom Problem des unfreiwilligen

24 Ebd. Auf der anderen Seite muss allerdings auch darauf hingewiesen werden, dass nicht wenige Frauen mit ihren Handarbeiten tatsächlich einen Teil zum Familieneinkommen beitrugen, was aber wiederum aus Repräsentationsgründen öffentlich nicht als Erwerbsarbeit erkennbar sein sollte. Ein Beispiel dazu findet sich in: Fanny Lewald. *Meine Lebensgeschichte*. Zweite Abtheilung. Leidensjahre. Erster Theil. Berlin: Otto Janke 1862. S. 259-261. Vgl. auch Kessel. *Langeweile* (wie Anm. 18). S. 117.

25 [Fanny Lewald.] *Clementine*. Leipzig: F. A. Brockhaus 1843. S. 44.

26 Hedwig Dohm. *Die Geheimrathstochter*. In: *Die Gegenwart* 24 und 25 (1877). S. 378-382 und S. 395-398, hier Nr. 24. S. 379.

27 Lewald. *Leidensjahre*. Erster Theil (wie Anm. 24). S. 92.

Müßiggangs betroffen. Dank der Arbeit der angestellten Dienstboten und durch die technische Rationalisierung des Haushalts in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts konnte es sein, dass eine verheiratete Frau kaum mehr Aufgaben als ein junges Mädchen zu bewältigen hatte. Louise Otto-Peters bringt das Problem 1876 auf den Punkt:

was hat denn nun jetzt die Frau des gernerwähnten Mittelstandes zu thun, wenn sie sich trotz all dieser Erleichterungen in der Hauswirthschaft doch ein Dienstmädchen hält, das die Küche und Zimmer und Wege besorgt? [...] Ist sie nicht ein Luxusartikel für den Mann?<sup>28</sup>

Wie das unverheiratete Mädchen versucht auch die Ehefrau, sich mit „zweck- und ziellos[en]“ Scheinbeschäftigungen „die Zeit zu vertreiben“<sup>29</sup>. Gerade das aber stellt in der kapitalistischen „Zeit ist Geld“-Logik die ultimative Verschwendung dar. Wenn Otto-Peters die Zeit als das „edelste Gut, das mit jeder Minute unersetzlich verloren geht!“<sup>30</sup> bezeichnet, übernimmt sie genau diese kapitalistische Argumentation für ihre Darlegung des Problems. Ein noch deutlicheres Beispiel stellt eine triste Anekdote aus Lewalds Leben dar: Nachdem sie als Fünfundzwanzigjährige einen Heiratsantrag abgelehnt hat, geht sie davon aus, als „alte Jungfer“<sup>31</sup> zu enden. In einer tiefen Sinnkrise und fest davon überzeugt, ihrer Familie zur Last zu fallen, beginnt sie Listen anzulegen, in denen sie ihre Leistungen für die Familie in Geld umrechnet, um ihrer Tätigkeit wenigstens einen fiktiven Wert zu verleihen.<sup>32</sup> Für Frauen eignet sich diese Gleichsetzung von Zeit und Geld besonders gut, wenn sie die eigenen Haus- und Nährarbeiten mit einer Erwerbsarbeit vergleichbar machen wollen: Da sie zwar unter Umständen viel Zeit in ihre Arbeiten investieren, aber kein Geld dafür erhalten, bietet sich diese Argumentation an, um zumindest mehr Anerkennung für ihre Tätigkeiten einzufordern. Zudem machen sie damit klar, dass sie das ökonomische Denken des Bürgertums nicht nur passiv verinnerlicht haben, sondern dieses aktiv für sich reklamieren. Immer wieder heben sie hervor, dass sie keineswegs das Nützlichkeitsdiktat kritisieren, sondern die Tatsache, dass ihnen die Befriedigung durch eine nützliche Arbeit verweigert wird.

28 Otto. Frauenleben (wie Anm. 1). S. 148.

29 Ebd. S. 150.

30 Ebd.

31 Lewald. Leidensjahre. Zweiter Theil (wie Anm. 14). S. 5.

32 Vgl. ebd. S. 6f.

So deutlich sich die Autorinnen aber auch zu den bürgerlichen Werten bekennen, fordern sie doch Verständnis für die Lage der unbeschäftigten Frauen ein. Dies geschieht oft mit witzigen oder drastischen Beispielen. Provokativ verteidigt beispielsweise Otto-Peters den Ehebruch, indem sie diesen zur logischen Konsequenz der oberflächlichen Erziehung und frustrierenden Lage der Frauen erklärt:

[...] weil sie [die Frau] eben nichts weiter zu denken und zu thun hat als wie sie durch ihre „Weiblichkeit“ durch ihre Hingebung, ihre Reize beglücke – wie man ihr ja gesagt hat, daß allein *dieses* Beglücken der Zweck des ganzen Frauendaseins sei und wie dies Bewußtsein eben so beglücken zu können auch allein selbst glücklich mache und Befriedigung gewähre –: dann wundere man sich nur nicht und verdamme nicht, wenn die Frau, die ihr Dasein öde und zweckloses [sic] findet, weil sie ein solches Glück vergeblich von ihrem Gatten forderte und erträumte – es nun von einem Andern hinnimmt [...].<sup>33</sup>

Wie schon bei der Langeweile macht Otto-Peters deutlich, dass die Schuld an solchen „Lastern“ nicht einfach dem Individuum zukommt, sondern dass die Gesellschaft mitverantwortlich ist.

Dabei ist die Situation noch halbwegs erträglich, wenn sich der Mann den Luxus einer unbeschäftigten Ehefrau leisten kann. Schwieriger wird es, wenn er eigentlich auf tatkräftige Unterstützung angewiesen wäre. Wie Otto-Peters betont, ist nämlich die Ehefrau nicht nur der Zwecklosigkeit ihres Daseins halber ein Luxusobjekt, sondern immer mehr auch wegen der von ihr verursachten Kosten, die sich nicht jeder Mann leisten kann.<sup>34</sup> Angesichts der ökonomischen Last, die es für einen Mann bedeutet, eine untätige Frau und später ebensolche Töchter zu ernähren, ist es verständlich, dass viele aufs Heiraten ganz verzichten. Die Frauenrechtlerin Hedwig Dohm verortet das grundlegende Problem deshalb bei den Männern, nicht bei den Frauen. In ihrem 1877 erschienenen Feuilleton *Die Geheimratstochter* kommentiert sie das satirisch:

Mit mehr Recht könnte man behaupten, was die Ehen verringert, seien nicht die Ansprüche der Frauen, sondern die der Männer. Der materiell gesinnte Mann des Gründerzeitalters hat begriffen, daß die Frau für ihn, wenn er außer seinem Gehalt nichts bezieht, Braten in Suppenfleisch, Wein in Wasser, eine

33 Otto. Frauenleben (wie Anm. 1). S. 151f. Kursivierung im Original gesperrt.

34 Vgl. ebd. S. 154.

amüsante Ferienreise in einen bescheidenen Spaziergang im Thiergarten oder in einen Sommersitz auf dem Balkon mit einigen Blumentöpfen verwandelt, und wenn ihm die Verheirathung nicht einen Zuwachs am Einkommen sichert, unterläßt er es lieber sich pecuniär und gesellschaftlich zu verschlechtern, es sei denn, daß eine heftige Liebesleidenschaft an die Oberfläche treibe, was ideal in ihm ist.<sup>35</sup>

Eine Frau wird so zu einem Luxusgut unter vielen, zwischen denen sich ein finanziell eingeschränkter Mann entscheiden muss. Kritik an dieser Verdinglichung der Frau spricht auch Otto-Peters aus, wenn sie die Frau zum „erste[n] der vielen unnützen Möbel und Luxusgegenstände“<sup>36</sup> in der Wohnung des Mannes erklärt.

Dass bei einer Heirat oft mehr materielle Erwägung als eine persönliche Neigung den Ausschlag geben, hat zur Folge, dass viele Frauen aus der Mittelschicht unverheiratet bleiben und als sogenannte „alte Jungfern“ auf Kosten ihrer Familie leben müssen. Dieses Problem stellt einen wichtigen Punkt der Diskussion um die „Frauenfrage“ dar. Für die Frauen gibt es im bürgerlichen Lebensentwurf keine valable Alternative zur Heirat, und das, obwohl nur ungefähr die Hälfte aller bürgerlichen Frauen überhaupt heiratete.<sup>37</sup> Ohne Ausbildung gab es für Frauen praktisch keine Möglichkeit, sich selbst zu erhalten. Die für Frauen zugänglichen Berufe wie Gouvernante oder Lehrerin zeichneten sich vor allem durch schlechte Arbeitsbedingungen und mangelnde gesellschaftliche Anerkennung aus<sup>38</sup>, sodass ein solcher Lebensweg kaum attraktiv war. Aus Angst vor einem Schicksal als sitzengebliebene „alte Jungfer“ willigten denn auch viele Frauen in eine Konvenienzehe ein. Die Frauenrechtlerinnen haben diese Sexualisierung ökonomischer Zwänge immer wieder provokativ mit Prostitution gleichgesetzt, so z. B. schon 1843 Lewald im Roman *Clementine*, der sich ganz diesem Thema widmet, aber

35 Dohm, Geheimrathstochter (wie Anm. 26). Hier Nr. 24. S. 381.

36 Otto, Frauenleben (wie Anm. 1). S. 148.

37 Vgl. Sylvia Paetschek, Adelige und bürgerliche Frauen (1770-1870). In: Adel und Bürgertum in Deutschland 1770-1848. Hg. Elisabeth Fehrenbach unter Mitarbeit von Elisabeth Müller-Luckner. München: Oldenbourg 1994. S. 159-185, hier S. 174.

38 Lewald weist schon 1843 in ihrem Brief über Mädchenerziehung auf dieses Problem hin. Vgl. [Fanny Lewald.] Einige Gedanken über Mädchenerziehung. In: Archiv für vaterländische Interessen oder Preußische Provinzial-Blätter. Neue Folge, 5 (1843). S. 380-395, hier S. 394.

auch Otto-Peters in der Streitschrift *Recht der Frauen auf Erwerb* (1866). Dabei wird die Institution der Ehe keineswegs in Frage gestellt, sondern vielmehr idealisiert. Sie gilt praktisch allen Schriftstellerinnen als heilig, ebenso wie die Familie für sie weiterhin das Fundament der „Sittlichkeit der Nation“<sup>39</sup> darstellt. So lässt Lewald ihre Protagonistin Clementine überzeugt erklären: „Die Ehe ist in ihrer Reinheit die keuscheste, heiligste Verbindung, die gedacht werden kann [...]“<sup>40</sup> Gerade deswegen kritisiert sie ihre Entweihung durch materielles Kalkül der Partner:

Aber was hat man aus der Ehe gemacht? – ein Ding, bei dessen Nennung wohl-erzogene Mädchen die Augen niederschlagen, über das Männer witzeln und Frauen sich heimlich lächelnd ansehen. Die Ehen, die ich täglich vor meinen Augen schließen sehe, sind schlimmer als Prostitution. [...] Ist es nicht gleich, ob ein leichtfertiges, sittlich verwahtenes Mädchen sich für eitlen Putz dem Manne hingibt, oder ob Eltern ihr Kind für Millionen opfern? Der Kaufpreis ändert die Sache nicht [...].<sup>41</sup>

Ganz ähnlich klingt es bei Louise Otto-Peters: „[...] muß sich nicht jede Frau, die sich dem ungeliebten Manne zur Ehe hingibt um äußerer Vortheile willen, wie eine verkaufte Dirne erscheinen?“<sup>42</sup>

In solchen Vergleichen liegt gleich eine doppelte Provokation: Erstens werden die ökonomischen Zwänge – Sexualität gegen Versorgung – offen als solche benannt. Und zweitens wird der Standesunterschied ausradiert, indem die bürgerliche Frau einem „sittlich verwahtenen Mädchen“ gleichgestellt wird, das sich „leichtfertig“ verkauft. Mit diesem Vorwurf, dem sich vor allem Frauen aus den unteren Schichten der Bevölkerung häufig ausgesetzt sahen, konnten sich allerdings nur sehr wenige Schriftstellerinnen der Oberschicht solidarisieren.<sup>43</sup> Beim Thema Heirat zeigen sich auch die Grenzen des progressiven Gedankenguts der meisten Autorinnen: Trotz allem

---

39 Otto. *Recht der Frauen* (wie Anm. 21). S. 35.

40 [Lewald.] *Clementine* (wie Anm. 25). S. 24.

41 Ebd. S. 24f.

42 Otto. *Recht der Frauen* (wie Anm. 21). S. 9.

43 Louise Otto-Peters setzte sich als eine der wenigen Frauenrechtlerinnen auch für die Rechte der Arbeiterinnen ein: In ihrer *Adresse eines Mädchens*, die 1848 u. a. in der „Leipziger Arbeiter-Zeitung“ erschien, fordert sie, dass bei der Organisation der Arbeit die Frauen mitberücksichtigt würden und spricht das Problem der Zweckehe sowie der Prostitution an.

Protestes gegen die Konvenienz wird die bürgerliche Vernunft nicht aufgegeben. So mahnt etwa Louise Otto-Peters Heiratswillige dazu, es sich gut zu überlegen, ob sie sich ihre zukünftige Familie überhaupt leisten können.<sup>44</sup>

### „Erziehung zur Weiblichkeit“<sup>45</sup>

Um als vernünftige und kompetente Menschen ernst genommen zu werden, distanzieren sich die Autorinnen oft von Eigenschaften und Verhaltensweisen, die als typisch weiblich gelten und damit negativ konnotiert sind – insbesondere wenn es um das schon zu Beginn erwähnte Interesse für Mode, die „Putzsucht“, geht. Dabei taucht der Luxusdiskurs erneut auf: Die Beschäftigung mit Luxusdingen, insbesondere mit Kleidung, Schmuck oder gar Schminke wird stark kritisiert. So wettet Lewald in ihren Briefen *Für und wider die Frauen* (1870) gegen die herrschende Mode:

Aber nicht genug, daß die jetzigen Trachten fast durchgehends schamlos sind, sie sind neben ihrer völligen Unzweckmäßigkeit – ich denke nur an Ihre sogenannten Hüte – auch von einer Kostbarkeit, welche die Mittel der meisten Familien um ein Bedeutendes übersteigt; und es wird aller Orten an traurigen Beispielen nicht fehlen, in denen die Putzsucht und der Luxus die Töchter in Schande gestürzt, die Väter zu Ausgaben verleitet haben, an denen sie zu Grunde gegangen sind.<sup>46</sup>

Damit greift sie auf den schon in der Einleitung erwähnten Topos der eitlen Frau zurück, die durch ihren Luxuskonsum den Mann ruiniert. Lewald sieht in solchen Zurschaustellungen sogar das „Verbrechen ‚*der Aufreizung der Stände gegen einander* [...]‘, welches unsere Gesetze schwer bestrafen, wo es mit dem gedruckten oder dem gesprochenen Worte, und nicht, wie durch Ihren Luxus mit der That geübt wird“<sup>47</sup>. Ebenso unbarmherzig wer-

44 Vgl. Otto. *Recht der Frauen* (wie Anm. 21). S. 47.

45 Vgl. Anm. 10.

46 Fanny Lewald. *Für und wider die Frauen*. *Vierzehn Briefe*. Berlin: Otto Janke 1870. S. 148. Lewald adressiert sich in diesem Brief direkt an die Frauen.

47 Ebd. S. 151. Kursivierung im Original gesperrt. Hier wird übrigens auch deutlich, wie Lewald sich 1870 konservativer ausdrückt als noch zur Zeit der Revolution. Wenn sie den sichtbaren Luxuskonsum vermindern möchte, geschieht dies vor allem, um soziale Spannungen zu vermeiden. Eine solche Hinwendung zu

den Frauen kritisiert, die charakterliche Schwächen mit ihrer Weiblichkeit entschuldigen möchten. Lewald verweist z. B. regelmäßig darauf, dass sie, dank der unerbittlichen Erziehungsmethoden ihres Vaters, keine „jene[r] Weichlichkeiten“ besitze, „welche die Frauen in sich als weibliche Zartheiten kultiviren“<sup>48</sup>. Sowohl das Interesse an Mode wie auch die „weiblichen Zartheiten“ werden allerdings nicht als angeboren beschrieben, sondern auf die Erziehung der Mädchen zurückgeführt. Damit wird die angebliche Natürlichkeit dieser Freude am Luxus und der damit verbundenen Weichlichkeit infrage gestellt. Es lohnt sich, hierzu die diesem Aufsatz vorangestellte Kindheitserinnerung von Fanny Lewald etwas ausführlicher zu zitieren:

Wenn ich mich amüsirte, wenn ich an Vergnügungen, an Putz, an Menschenverkehr Freude zeigte, war die Mutter immer mit mir zufrieden. Sie fand mich dann mädchenhaft und natürlich; und ich hätte ihr und mir manche trübe Stunde sparen können, wäre ich klug oder unwahr genug gewesen, die ernstere Seite meiner Natur, welche sie als „männlich und schroff“ bezeichnete, vor ihr mehr zu verbergen.<sup>49</sup>

Zunächst weist die Autorin darauf hin, dass ihre Mutter sie als „mädchenhaft und *natürlich*“<sup>50</sup> empfindet, wenn sie sich mit Luxusdingen beschäftigt. Indem Lewald hier explizit die „männliche“ Seite auch als zu ihrer „Natur“ zugehörig bezeichnet, macht sie aber deutlich, dass „männlich“ und „weiblich“ in Bezug auf ihre Charaktereigenschaften willkürliche Zuschreibungen sind. Sie kritisiert zudem die Doppelmoral der Gesellschaft, welche die Mädchen dazu zwingt, einen Teil ihres Charakters als unnatürlich zu verleugnen, indem ihnen als männlich geltende Eigenschaften und Interessen erschwert oder verboten werden, und betont die eigene Aufrichtigkeit: Im Gegensatz zur Gesellschaft erklärt sich Lewald für nicht „unwahr“ und beansprucht damit für sich, die bürgerliche Tugend der Redlichkeit zu erfüllen. So oder ähnlich erzählen viele Autorinnen in autobiographischen Texten – neben Fanny Lewald etwa auch Marie von Ebner-Eschenbach – wie sie sich gegen diese „Erziehung zur Weiblichkeit“ und zu ausschließlich weiblichen Tätigkeiten gewehrt hätten – und schließlich doch dazu gezwungen worden

---

konservativeren Werten im Nachmärz zeigte sich bei vielen Autorinnen, ähnlich wie bei ihren männlichen Kollegen.

48 Lewald. Im Vaterhause. Zweiter Theil (wie Anm. 3). S. 87.

49 Ebd. S. 50.

50 Kursivierung M. M.

wären.<sup>51</sup> Dabei reagieren schon kleine Mädchen sehr sensibel auf die Unterschiede, die zwischen ihnen und ihren Brüdern gemacht werden. Martina Kessel schreibt dazu: „Ratgeberinnen und Verfasserinnen von Selbstzeugnissen thematisierten diese Strukturierung des Lebens ausdrücklich als Achse der Benachteiligung.“<sup>52</sup> Neben den Handarbeiten werden auch beim Spiel als weiblich geltende Eigenschaften vom Umfeld der Kinder gezielt gefördert (oder vielmehr gefordert). Otto-Peters etwa kritisiert das Puppenspiel, durch das „*der Mädchensinn nur auf Aeußerliches gelenkt und mit Gewalt daraufhingedrängt wird, an Mode und Luxus Gefallen zu finden* und die eigenen Bestrebungen und Wünsche allein auf dies Gebiet zu concentriren“<sup>53</sup>. Sie hebt damit die Widersprüche in einer Erziehung deutlich hervor, die einerseits Modekonsum und Eitelkeit verurteilt, andererseits das Interesse an Äußerlichkeiten schon im Kindesalter fördert und entlarvt die Hypokrisie der bürgerlichen Gesellschaft, welche den Luxus aus moralischen Gründen als Laster ablehnt, ihn aber gleichzeitig als sichtbaren Beweis ihrer ökonomischen Potenz benutzt.

Die Frauen befinden sich im Zentrum dieses Spannungsfeldes. Sinn für Äußerlichkeiten bewiesen aber auch die Männer, wie Hedwig Dohm in der *Geheimrathstochter* konstatiert. Das Kalkül, sich durch Einübung weiblicher „Tugenden“ wie Fleiß und Bescheidenheit auf dem Heiratsmarkt bessere Chancen zu verschaffen, geht nämlich bei Weitem nicht immer auf. Dohm weist auf die Scheinheiligkeit vieler Männer hin, die den Frauen stets Bescheidenheit und Zurückhaltung predigen, aber die bescheidenen Frauen dann gar nicht wollen, da sie viel eher auf „die arglistigen Fallstricke, die eine phantastische oder elegante Toilette, pikante Manieren, muntrer Welt-sinn und die Künste der Zunge und des Auges ihnen legen“<sup>54</sup> hereinfliegen. Wenn eine Verheiratung den jungen Frauen zum einzig möglichen Ziel ihres

---

51 Vgl. z. B. Marie von Ebner-Eschenbach. *Autobiographische Schriften I. Meine Kinderjahre*. Aus meinen Kinder- und Lehrjahren. Hg. Christa-Maria Schmidt. Tübingen: Niemeyer 1989. S. 26f. Vgl. dazu auch: Claudia Seeling. „Als eine Frau lesen lernte, trat die Frauenfrage in die Welt“: Die Autobiographie der Marie von Ebner-Eschenbach. In: *Geschlecht – Literatur – Geschichte I*. Hg. Gudrun Loster-Schneider unter Mitarbeit von Sabine Schmidt. St. Ingbert: Röhrig 1999. S. 151-171, hier S. 158. Zum Thema „verstrickte Zeit“ vgl. auch: Kessel. Langeweile (wie Anm. 18). S. 113-118.

52 Kessel. Langeweile (wie Anm. 18). S. 113.

53 Otto. *Frauenleben* (wie Anm. 1). S. 194. Kursivierung im Original gesperrt.

54 Dohm. *Geheimrathstochter* (wie Anm. 26). Nr. 24. S. 381.

Daseins erklärt wird – und die Männer offenbar mit Einfachheit und „Virtuosität im Kragensticken“<sup>55</sup> nicht zu beeindrucken sind – dann bleibt der Luxus einer auffälligen Kleidung das einzige Kapital, das die Frauen für ihr soziales Überleben auf dem umkämpften Heiratsmarkt einsetzen können.

## Schluss

Mit ihren literarischen und politischen Texten verfolgen die Schriftstellerinnen hauptsächlich zwei Ziele: Erstens geht es ihnen darum zu zeigen, dass sehr viele Frauen unter denselben Schwierigkeiten leiden und dass diese somit nicht als individuelles, sondern als gesellschaftliches Problem einzustufen sind. Und zweitens fordern sie eine gesellschaftliche Lösung dafür ein: eine grundlegende Schulbildung und eine Berufsausbildung, die den Frauen im Notfall ökonomische Selbständigkeit ermöglichen sollen. Nicht nur würden so Mädchen und junge Frauen sinnvoll beschäftigt, sie wären auch weniger gezwungen, sich selbst zu verkaufen, um irgendwie versorgt zu sein.

Zwar sind diese Positionen aus heutiger Sicht oft wenig revolutionär. In vielen Fällen schlagen die Schriftstellerinnen einen defensiven Ton an, und vor allem Lewald und Otto-Peters betonen, dass sie keineswegs die soziale Ordnung verändern möchten. Aber auch die radikalere Hedwig Dohm begründet die Forderung nach dem Recht auf Arbeit mit der reinen Notwendigkeit<sup>56</sup> – und nicht etwa mit dem Anspruch auf ein selbstbestimmtes, gleichberechtigtes Leben aller Menschen. Dennoch stellen die bürgerlichen Schriftstellerinnen das konventionelle Frauenbild in Frage, wobei man die Brisanz ihrer Anliegen vor allem an den heftigen Reaktionen des Publikums ablesen kann. In Sachsen etwa wurde 1850 extra ein eigenes Gesetz (die „Lex Otto“) erlassen, welches Frauen die Herausgabe einer Zeitschrift verbot, obwohl es damals in Sachsen nur eine einzige von einer Frau herausgegebene Zeitschrift gab: die *Frauen-Zeitung* von Louise Otto-Peters. Auch die Tatsache, dass die Frauen über mehrere Jahrzehnte lang die immer gleichen Argumente wiederholen mussten, zeigt, dass ihren Anliegen ein gewaltiger Widerstand entgegenschlug.

---

55 Ebd. S. 380.

56 „Die Frauenbewegung der Gegenwart ist keine willkürliche, sondern sie ist hervorgerufen durch das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit.“ (Dohm. Geheimrathstochter (wie Anm. 26). Nr. 25. S. 398.)

Der Luxusdiskurs dient den Frauen in ihrem Kampf als wichtiger Bezugspunkt. Dabei übernehmen sie grundsätzlich die zwei Hauptachsen der traditionellen Luxuskritik: zum einen die ökonomische „Zeit ist Geld“-Logik und zum anderen die moralische Verurteilung des Luxus als Auslöser und Anzeichen eines lasterhaften Lebens. Indem sie typische Luxuspraktiken wie Müßiggang oder einen luxuriösen Kleidungsstil kritisieren, können sie zeigen, dass sie bürgerliche Werte wie Nützlichkeit, Tüchtigkeit und Bescheidenheit affirmieren. Indem sie sich den gleichen Werten wie die Männer verpflichten, machen sie sich zu gleichberechtigten Partnerinnen im Diskurs. Dadurch, dass sie die Luxuskritik aber konsequent zu Ende denken und die Assoziation von Weiblichkeit und Luxus als gesellschaftliche Konstruktion entlarven, können sie für eine bessere Schul- und Berufsbildung der Mädchen und Frauen argumentieren. Statt einer Erziehung zu einer falsch verstandenen Weiblichkeit allein im Hinblick auf eine Heirat, fordern sie eine Erziehung, welche den gesellschaftlichen Realitäten der zahlreichen ledigen Frauen Rechnung trägt. Der Lösungsansatz wiederum – Bildung und Arbeit – ist ein durch und durch bürgerlicher.

Schließlich noch ein Wort zur Entwicklung des Diskurses im Vor- und Nachmärz: Die Frauen werden nach dem Scheitern der Revolution analog zu ihren männlichen Kollegen konservativer und wenden sich teilweise von den politischen Idealen des Vormärz ab. Gerade Lewald, die vor der Revolution viel Sympathie für republikanische Ideen gehegt hatte, unterstützte im Alter die Monarchie. Auch finden sich in den 1870er Jahren bei Lewald und Otto-Peters antifranzösische Spitzen, nicht zuletzt im Zusammenhang mit der aktuellen Mode, die Lewald als „Erfindung der verrufensten französischen Frauengesellschaft“<sup>57</sup> bezeichnet. Wie sich aus den zitierten Beispielen aus Texten von den frühen 1840er Jahren bis in die 1870er Jahre ersehen lässt, handelt es sich beim Kampf um eine bessere Mädchenbildung und für das Recht auf Erwerbsarbeit jedoch um eine kontinuierliche Bewegung, die auch den Bruch zwischen Vormärz und Nachmärz überdauert.

---

57 Lewald. Für und wider (wie Anm. 46). S. 147.

## II. Weitere Beiträge



## Redaktionelle Vorbemerkung zu den folgenden Herwegh-Beiträgen

Im Januar 2019 erschien mit dem Band 3 der von Ingrid Pepperle initiierten und seit 2005 im Aisthesis Verlag herausgegebenen kritischen und kommentierten Gesamtausgabe der Werke und Briefe Georg Herweghs der letzte der insgesamt sechs Bände dieser Ausgabe. Für diese beispielhafte und überaus imponierende Leistung wurde Ingrid Pepperle von der Mitgliederversammlung des Forum Vormärz Forschung im April 2019 die Ehrenmitgliedschaft verliehen.

Wie Olaf Briese in seiner im Januar 2020 erschienenen Würdigung der großen Herwegh-Edition völlig zu Recht festgestellt hat, machen „insbesondere die kenntnisreichen Kommentare [...] die Ausgabe zu einem großen Gewinn nicht nur für die Herweghforschung, sondern auch für die Vormärz-, die Exil- und die Lyrikforschung.“<sup>1</sup>

Um den Aufwand und das Ergebnis der Arbeit von Ingrid Pepperle und des sie unterstützenden Teams, bestehend aus Volker Giel, Heinz Pepperle, Norbert Rothe und Hendrik Stein, der interessierten Öffentlichkeit vorzustellen, lud die Sektion Berlin-Brandenburg der Heinrich-Heine-Gesellschaft gemeinsam mit dem Forum Vormärz Forschung zu einer Veranstaltung mit dem Titel „Ich wollte über Literatur schreiben und habe mit der Politik angefangen“ – Präsentation der Herwegh-Gesamtausgabe“ in Berlin ein. Diese fand am 28. November 2019 in Berlin-Schöneberg statt. Nach einführenden Worten von Sabine Bierwirth und einer Würdigung der editorischen Leistung von Ingrid Pepperle und ihres Teams durch Bernd Füllner, dem Vorsitzenden des FVF, berichteten Ingrid Pepperle von der Jahrzehnte währenden Entstehungsgeschichte der Herwegh-Ausgabe und Hendrik Stein über den von ihm bearbeiteten 3. Band und die weiteren Perspektiven der Herwegh-Forschung. Beide Vorträge werden im Anschluss dokumentiert. Es folgt ein Forschungsbeitrag von Peter Sprengel zu Herweghs später Lyrik, der verdeutlicht, dass Georg Herwegh – im Unterschied zu vielen

---

1 Olaf Briese. Rezension von Ingrid Pepperle (Hrsg.). Georg Herwegh. Werke und Briefe. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe. 6 Bde. Hrsg. in Verbindung mit Volker Giel, Heinz Pepperle, Norbert Rothe, Hendrik Stein. Aisthesis Verlag, Bielefeld 2005-2019. In: Zeitschrift für Germanistik, I/2020, S. 224-226, hier S. 225.

seiner Lyrikerkollegen der Vormärzzeit – bis an sein Lebensende seinen politischen Überzeugungen treu geblieben ist, konsequent seinem handlungsleitenden Prinzip folgend „Jeder Dichter steht in Opposition mit dem Staate, auch mit dem Besten.“<sup>2</sup>

---

2 Georg Herwegh: Prosa 1833-1848, bearbeitet von Hendrik Stein. In: G. Herwegh: Werke und Briefe. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe, hrsg. von Ingrid Pepperle in Verb. mit Volker Giel, Heinz Pepperle, Norbert Rothe und Hendrik Stein. Bd. 3, Bielefeld: Aisthesis, 2019. S. 39.

Ingrid Pepperle (Berlin)

## Zur Geschichte der Herwegh-Ausgabe

Wenn ich jetzt etwas zur Geschichte dieser Ausgabe sage, fällt mir zuerst ein, dass es eigentlich eine unendliche Geschichte ist, von der lange nicht abzusehen war, ob sie wirklich je ein Ende finden würde, eine Geschichte von vielen Zufällen, die der Edition immer wieder aufhalfen, und eine Geschichte von bewundernswerter Hilfe, die oft entscheidend für den Fortgang der Arbeit war.

Im Prinzip gab es drei Anläufe. Der erste geht auf Bruno Kaiser zurück, der 1957 auf Initiative von Wolfgang Steinitz, dem damaligen Vizepräsidenten der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, eine Arbeitsstelle Herwegh-Ausgabe am Institut für Deutsche Sprache und Literatur einrichtete.

Kurz etwas zu Bruno Kaiser: In den 20er Jahren Redakteur an der *Vossischen Zeitung*, in der Nazizeit im Widerstand, Konzentrationslager, schwer misshandelt entlassen und geflohen, bewusstlos von holländischen Grenzern aufgefunden. Internierung in Frankreich im berüchtigten Lager Gurs nördlich der Pyrenäen; von dort wiederum Flucht. Mit Hilfe von Mönchen entkam er in die Schweiz. Im dortigen Internierungslager bei Liestal erhielt er die Erlaubnis, zunächst unter Bewachung nach dem Nachlass von Georg Herwegh zu suchen, von dem er wusste, dass der Sohn Herweghs ihn vor seinem Tod um 1937 Liestal vermacht hatte. Kaiser hat den Nachlass in Koffern auf dem Dachboden des Rathauses gefunden und mit Hilfe innerhalb dreier Jahre archiviert, katalogisiert und das Herwegh-Archiv eingerichtet. Seine Dissertation, die unter anderem diesen Fund auswertet, ist 1948 in Berlin unter dem Titel „Der Freiheit eine Gasse. Aus dem Leben und Werk Georg Herweghs“ erschienen.<sup>1</sup>

Nun also sollten, nachdem Bruno Kaisers fünfbändige Ausgabe der Werke Georg Weerths 1956/57 in Berlin herausgekommen war<sup>2</sup>, Herweghs Werke und Briefe publiziert werden.

---

1 Bruno Kaiser (Hg.): *Der Freiheit eine Gasse. Aus dem Leben und Werk Georg Herweghs*. Berlin: Volk und Welt, 1948.

2 Georg Weerth: *Sämtliche Werke in fünf Bänden*. Hrsg. v. Bruno Kaiser. Berlin: Aufbau, 1956-1957.

Ich kam 1960 frisch von der Universität in die Arbeitsstelle. Mein erster Besuch des Liestaler Archivs war für September 1961 vorbereitet, als die Mauer am 13. August 1961 gebaut wurde. Wir, das heißt Johanna Rosenberg, Bruno Kaiser und ich, haben dann an der „Frühen Publizistik“ nach den Erstdrucken weitergearbeitet, für die keine Handschriften überliefert waren. Am 1. April 1965 wurde die Arbeitsstelle geschlossen, weil die notwendigen Archivbesuche nicht stattfinden konnten. Wir Mitarbeiterinnen gingen in die wissenschaftliche Aspirantur. Vor den Dissertationen stellten wir aber zunächst den Band fertig. Er umfasst Herweghs literaturkritische und literarische Prosatexte von 1837 bis 1841, darunter auch die von Agnes Ziegengeist gerade erst aufgefundenen Beiträge aus der *Waage* 1841, einem Beiblatt der von Heinrich Elsner kurzzeitig herausgegebenen *Stuttgarter Allgemeinen Zeitung*. Der Band ist vom Akademie-Verlag 1971 in Kommission genommen worden und erschien gleichzeitig in Berlin und in Kronberg im Taunus, wodurch er sich selbst finanziert hat.<sup>3</sup>

Seitdem wir 1969 aus der Aspirantur zurückgekommen waren, haben wir in verschiedenen Bereichen des neugegründeten Zentralinstituts für Literaturgeschichte an der Akademie der Wissenschaften der DDR gearbeitet; ich weiter in der Vormärzforschung, speziell zu den linken Hegelianern, über die ich 1971 promovierte.<sup>4</sup> Ich habe aber den Gedanken an die Ausgabe – schon aus Respekt vor der Lebensleistung Bruno Kaisers – nicht aufgegeben, weiter Material gesammelt und das vorhandene aus der Arbeitsstelle verwahrt.

Den zweiten Anlauf verdankt die Ausgabe einem Brief von Friedrich Engels an Arnold Ruge vom 19. April 1842 über seine anonyme Anti-Schelling-Schrift<sup>5</sup> und mögliche Beiträge für die *Deutschen Jahrbücher*. Ich fand das Schreiben 1979 im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar unter den Briefen an Arnold Ruge als den Herausgeber der *Deutschen Jahrbücher für Wissenschaft*

---

3 Georg Herwegh: *Frühe Publizistik 1837-1841*. Unter der Leitung von Bruno Kaiser bearbeitet von Ingrid Pepperle, Johanna Rosenberg u. Agnes Ziegengeist. Berlin: Akademie-Verlag, 1971 bzw. Glashütten im Taunus: Detlev Auvermann 1971.

4 Ingrid Pepperle: *Junghegelianische Geschichtsphilosophie und Kunsttheorie*. Berlin: Akademie-Verlag, 1978.

5 [Friedrich Engels]: *Schelling und die Offenbarung. Kritik des neuesten Reaktionsversuchs gegen die freie Philosophie*. Leipzig: Robert Binder, 1842.

und Kunst. Im *Marx-Engels-Jahrbuch* von 1980<sup>6</sup> habe ich das Schreiben unter „Nachträge zu Bänden der MEGA“ veröffentlicht. Weil Friedrich Engels mit seinem Pseudonym F. Oswald unterzeichnet hatte, war das Dokument nicht beachtet worden. Der Fund dieses bisher unbekanntes Briefes war eine kleine Sensation, um die es viel Streit gab. Bruno Kaiser sorgte mit einer kurzen Pressenotiz, die dann in allen Zeitungen der DDR stand, dafür, dass die Marx-Engels-Forscher den Fund nicht für sich vereinnahmen konnten. Und Herwegh war der Gewinner. Ich „avancierte“ als Wissenschaftler, bekam Reiseerlaubnis und konnte vor allem selbstständiger über meine Arbeit entscheiden. Neben den im Kollektiv durchzuführenden Aufgaben nahm ich nun nach fast 20 Jahren die Arbeit zu Herwegh wieder auf. Ich begann an einer Monographie zu schreiben und reichte das Exposé einer Ausgabe seiner Werke und Briefe ein. Es kam 1988 zum Herausgeber-Vertrag beim Aufbau-Verlag, der allerdings auf einen modernisierten Text bestand.

In dieser Zeit des zweiten Anlaufs fallen auch zwei Begebenheiten, die der Ausgabe unwahrscheinlich geholfen haben. In Liestal wollte der pensionierte Bankangestellte Hermann Spiess wissen, wer der Dichter war. Auf seinem Weg zur Arbeit war er oft genug am Herwegh-Denkmal von 1904 vorbeigegangen. Als ständiger Gast im Herwegh-Archiv suchte er bald Kontakt zu uns. Er wandte sich just in dem Moment an unser Institut, als ich nun wirklich 1983 die erste Reise ins Herwegh-Archiv antrat. Mit dem Band der „Frühen Publizistik“ in der Hand erkannten wir einander am Bahnhof Liestal. Ich kann nur mit großer Dankbarkeit an die Familie Spiess-Schaad denken, an Maja, Herrmann und Sohn Heiner, die mir Unterkunft bei sich selbst, bei Freunden und Verwandten ermöglichten, sodass ich in den 80er Jahren mit den wenigen Valuten, die mir zur Verfügung standen, in Liestal, Zürich, Basel und Bern in Archiven und Bibliotheken arbeiten konnte. Maja und Herrmann besuchten für die Ausgabe Paris und London. In der Bibliothèque nationale de France fanden sie im Nachlass der Gräfin d'Agoult (Pseudonym: Daniel Stern) nur mit „G.“ gezeichnete Briefe, die als Schreiben eines Unbekannten katalogisiert waren. Hermann Spiess erkannte sofort Herweghs Handschrift, und ich bekam die kopierten Autographe. Im British Museum in London sichtete er die Herzen-Herwegh-Papers, die erst seit 1952, dem 100. Todesjahr Natalie Herzens, zugänglich waren. Bisher nicht bekannte Briefe Georg und Emma Herweghs, Georgs Notizbuch von 1849

---

6 Friedrich Engels an Arnold Ruge in Dresden, Berlin, 19. April 1842. In: *Marx-Engels-Jahrbuch* 3, Berlin: Dietz, 1980, S. 297f.

mit den Einträgen von Natalie, die Briefe Natalies an Herwegh usw. – alles, was der Sohn Herweghs nicht nach Liestal gegeben hatte, harrte hier der Aufarbeitung. Des Weiteren gelang es Hermann Spiess durch einen Bankkollegen in São Paulo, die brasilianischen Nachkommen von Herweghs Tochter Ada aufzuspüren. Sie hatte elf Kinder. Und in deren Nachlass waren zu finden: Briefe Georg und Emma Herweghs, die handschriftliche Fassung von *Georg Herwegh's Briefwechsel mit seiner Braut*<sup>7</sup> und andere Dokumente der Familie Herwegh. Die Erben gaben diese Materialien nur zum Teil ins Herwegh-Archiv, wie Hermann Spiess das geplant hatte. Die lukrativen Autographe kamen in den Auktionshandel. Und jahrelang habe ich in den neuen Katalogen Herwegh-Autographe aus Brasilien gefunden. Zumeist hat sie das Heinrich-Heine-Institut in Düsseldorf angekauft, und ich konnte mit den Kopien arbeiten. Die Familie Spiess war es auch, die mir die Stiftung „Pro Helvetia“ empfahl, die mir 1989 einen Studienaufenthalt in der Schweiz ermöglichte.

Die andere für die Ausgabe so wertvolle Begegnung fand fast zur selben Zeit in den 80er Jahren statt. Der Vater von Ingo Fellrath suchte mich eines Tages auf, um Kontakt zu seinem Sohn herzustellen, der in Frankreich an einer Herwegh-Dissertation arbeitete.<sup>8</sup> Es entwickelte sich eine wunderbare kollegiale Zusammenarbeit, die bis 2003 viel zum Gelingen der ersten Bände beigetragen hat. Ich habe das im Nachruf auf ihn im FVF-Jahrbuch 2010 zu beschreiben versucht.<sup>9</sup> Ganz wichtig war seine Übersetzungstätigkeit für die Ausgabe. Er hat dem französischen Teil der Ausgabe durch die Transkription der französischen Autographe und ihre deutsche Übersetzung (75 französische Briefhandschriften und circa zehn Prosaarbeiten) zu einem kritisch geprüften Text verholfen und den Apparat in aufwendigen Ermittlungen bereichert (hauptsächlich in französischen Bibliotheken und Archiven bis hin zum Pariser Katasteramt), wobei er Wesentliches zu Datierungen, zum Nachweis der Adressaten und zu den Erläuterungen beitrug. Fellraths 1991 fertiggestellte Dissertation zur literarischen Orientierung Georg

---

7 *Georg Herwegh's Briefwechsel mit seiner Braut*. Hrsg. v. Marcel Herwegh unter Mitwirkung v. Victor Fleury u. Carl Haußmann. Stuttgart: Robert Lutz, 1906.

8 Ingo Fellrath: *Les orientations littéraires de Georg Herwegh*. Thèse de Doctorat de Littérature comparée (nouveau régime). Université Tours 1991.

9 Ingrid Pepperle: „Nachruf auf Ingo Fellrath“. In: *Literaturbetrieb und Verlagswesen im Vormärz*. Hg. v. Christian Liedtke. Bielefeld: Aisthesis, 2011, S. 303-307 (= Forum Vormärz Forschung, Jahrbuch 2010, 16. Jg.).

Herweghs war besonders für die Erarbeitung des ersten Lyrikbandes bedeutsam. Ingo Fellrath war es auch, der mir empfohlen hat, in das neu gegründete „Forum Vormärz Forschung“ einzutreten und mich an den Aisthesis Verlag zu wenden. Beide Hinweise waren von substantieller Bedeutung für das Editionsvorhaben.

So habe ich auf einer Tagung des Forums in Weimar Bernd Füllner kennengelernt, der unter anderem den Vortrag über die neu aufgefundenen Pariser Korrespondenzen Herweghs von 1848 zur Veröffentlichung ins Heine-Jahrbuch 1998 brachte.<sup>10</sup> Er hat so viel und so oft in kniffligen Fragen weitergeholfen, Materialien besorgt oder hingewiesen, wie man sie auffindet, dass es nicht aufzuzählen ist, und ich nur danke, danke sagen kann.

Aber ich habe zu weit vorgegriffen, denn die in den 80er Jahren entstandenen Arbeitsfreundschaften hielten über den Bruch der Wende hinaus und haben viel dazu beigetragen, die Ausgabe zu retten.

Denn mit der Wende 1989 scheiterte auch der zweite Anlauf der Herwegh-Ausgabe. Der Aufbau Verlag hob im gegenseitigen Einvernehmen die vertragliche Bindung auf. Zunächst wusste ja niemand so richtig, wie es weitergehen soll. Ich habilitierte derweil mit dem ersten fertiggestellten Teil der Monographie über *Herweghs Leben, Werk und Wirkung*.<sup>11</sup>

Nach dem Ende der DDR 1990 wurde die ganze Akademie, so auch unser Institut abgewickelt. Wir standen mehr oder weniger alle vor der Arbeitslosigkeit, erhielten aber mit der Evaluierung unserer Leistungen durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) eine Chance, uns neu zu bewerben. Ich reichte das Projekt der Herwegh-Ausgabe zur Bewertung ein und wurde positiv evaluiert mit dem Bescheid, es handele sich um ein Desiderat in der Forschung. *Aber* dieses wichtige Projekt sei an einer Universität neben der Lehre als Individualprojekt zu realisieren. Wolfgang Frühwald, der augenscheinlich die Evaluierung der Germanisten des Instituts leitete, sagte mir zwar persönlich, damit sei das Projekt unter Wert verkauft, was aber keinerlei Konsequenzen hatte.

---

10 Ingrid Pepperle: „Georg Herwegh. Korrespondenzen aus Paris 1848 in Arnold Ruges Zeitung *Die Reform*“. In: *Heine-Jahrbuch* 1998. Hg. v. Joseph A. Kruse, Heinrich-Heine-Institut der Landeshauptstadt Düsseldorf. Stuttgart/Weimar: Metzler, 1998, S. 182-210.

11 Ingrid Pepperle: *Georg Herweghs Leben, Werk und Wirkung. Mit unbekanntem Briefen und Texten*. Teil I (1817-1843). Diss. B, Berlin 1990.

Mit diesem Bescheid konnte ich mich im Wissenschaftler-Integrations-Programm (WIP) neu bewerben, was ich gleichzeitig an vier Institutionen tat. Die erste positive Antwort nahm ich an. Es war eine dreijährige Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin bei den Germanisten an der Freien Universität Berlin. Den zweiten positiven Bescheid vergab das Institut an Norbert Rothe und eine wissenschaftlich-technische Mitarbeiterin, die in einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme (ABM) mir plötzlich als Mitarbeiter zukamen.

Nun also bekam die Ausgabe eine dritte Chance, aber eine sehr wackelige. Der für die Germanisten zuständige Referent, Dr. Briegel, formulierte schon 1993 bei Ablehnung des ersten DFG-Antrages den Mangel der Evaluierung: „Dieses Projekt hätte anders eingestuft werden müssen, nicht auf diese Art zweijähriger Förderung.“

Ich hatte jetzt 1991 zwar zwei Kollegen, die die bisher vorhandenen Brief- und Prosa-Manuskripte in der kurzen Zeit ihrer ABM-Tätigkeit digitalisierten, aber ich selbst war nach einem Arbeitsleben am Schreibtisch mit der Lehrtätigkeit vollkommen ausgelastet. Wie es der Teufel oder der Zufall will, wieder lernte ich Menschen kennen, die der Ausgabe bei ihrem dritten Anlauf weiterhalfen.

Zunächst war es der Dekan der philosophischen Fakultät der FU, Gerhard Bauer, der in vielerlei Hinsicht weiterhalf. Roland Reuß, Mitherausgeber der Zeitschrift *Editio*, hat mir einmal gesagt, dass er niemanden kenne, der mehr für andere getan hat, als Gerhard Bauer. Ihm ist es jedenfalls zu verdanken, dass es mit der Ausgabe weiterging. Er kannte sich in den Gepflogenheiten, den Tücken und Möglichkeiten des westdeutschen Wissenschaftsbetriebes aus, der damals für mich ein Buch mit sieben Siegeln war. Gerhard Bauer versuchte auch, mit einem ABM-Antrag die beiden Kollegen zu halten. Jedoch das Arbeitsamt Steglitz fand die Ausgabe sei nicht genug von gesellschaftlichem Interesse, und Norbert Rothe wurde 1993 arbeitslos.

Gerhard Bauer ist auch eingesprungen, als ich nicht mehr berufstätig war und die einmalig von der DFG genehmigte Mitarbeiterstelle verwaltet werden musste. Die Universität Leipzig hatte das mit der Begründung abgelehnt, Volker Giel könnte sich nach den zwei Jahren 2003 auf eine feste Stelle einklagen.

Wie Volker Giel, mein Kollege aus dem Zentralinstitut, zur Ausgabe kam, sei hier kurz eingeflochten. In den ersten Jahren nach der Wende machte mir eines Tages Helmut Richter, damals Dekan der philosophischen Fakultät in Leipzig, den Vorschlag, Volker im WIP mit einer Arbeit an der Ausgabe zu

beteiligen. Er war bis dahin im Herausgeberkollektiv des „Lexikons sozialistischer Literatur“ tätig gewesen, das 1994 bei Metzler erschienen war.<sup>12</sup> Volker bekam von mir alles Material, was ich zur Lyrik zusammengetragen hatte. Das WIP finanzierte auch einen Archivaufenthalt in Liestal. Leider bekam Volker nach Beendigung des WIP nicht die von der Universität Leipzig gebotene Möglichkeit, ihn mit einer halben Stelle zu behalten, wenn die DFG die andere Hälfte übernommen hätte. So verlor ihn die Ausgabe, nachdem er den ersten Lyrikband beendet hatte. Volker ediert seitdem Goethes Briefe.

Hendrik Stein war damals einer meiner Studenten, den ich in meiner Not, Gelder von der DFG erhalten zu haben, die ich selber nicht anrühren durfte, in einer Kaffee-Ecke der FU in Dahlem fragte, ob er für mich diese Archivstudien übernehmen würde. Und es begann eine Zusammenarbeit, die mir lange Jahre ein schlechtes Gewissen bereitete, weil ich nur die Nehmende war und Hendrik alles neben dem Studium, später neben der Berufsarbeit zu bewältigen hatte. Ohne ihn gäbe es die Ausgabe nicht. Er hat mit seinem Computerwissen mir die verschiedenen Computer eingerichtet, immer wieder Handhabungen beigebracht, erklärt etc. Er hat die anfänglich digitalisierten Texte den neuesten technischen Entwicklungen angepasst, das Layout der Ausgabe entwickelt, er war Redakteur, Lektor, Korrektor und Hersteller der Druckvorlagen, Bandmitarbeiter und selbstständiger Bandarbeiter. Und er hat die Homepage georgherwegh-edition.de eingerichtet, die für mich zur Visitenkarte wurde bei den vielen Anfragen und Bitten um Suchhilfe in Archiven und Bibliotheken.

Letztendlich möchte ich noch sagen, wie mein Mann Heinz Pepperle zur Ausgabe kam, nachdem er *Ausgewählte Schriften* von Karl Friedrich Köppen, dem Jugendfreund von Karl Marx, ediert hatte<sup>13</sup>, er selber vor der Aufgabe stand, für die nächsten Jahre ein größeres Projekt anzugehen, und Volker Giel und Ingo Fellrath gerade der Ausgabe abhandengekommen waren. Auf einem Spaziergang auf dem Potsdamer Pfingstberg im Frühjahr 2003

---

12 *Lexikon sozialistischer Literatur. Ihre Geschichte in Deutschland bis 1945*. Hg. v. Simone Barck, Silvia Schlenstedt, Tanja Bürgel, Volker Giel u. Dieter Schiller unter Mitarbeit v. Reinhard Hillich. Stuttgart Weimar: Metzler, 1994.

13 Karl Friedrich Köppen: *Ausgewählte Schriften in zwei Bänden*. Mit einer biographischen und werkanalytischen Einleitung hg. v. Heinz Pepperle. Berlin: Akademie-Verlag, 2003 (= Hegel-Forschungen, hrsg. v. Andreas Arndt, Karol Bal, Henning Ottmann).

eröffnete mir Heinz, *nur* an einer historisch-kritischen Ausgabe mitarbeiten zu wollen. Nun hatten wir bis dahin auch nicht anders gearbeitet, waren wir doch zu Beginn unseres Arbeitslebens im Editionsseminar von Siegfried Scheibe, dem damaligen Papst der Textologen, mit der historisch-kritischen Arbeitsweise, ihren Erfordernissen und Problemen vertraut gemacht worden. Trotzdem wusste ich damals weder, ob wir drei, Hendrik, Heinz und ich, je eine komplette Ausgabe fertig bekommen würden, noch unter welchem präzisen Titel das Projekt erscheinen soll. Heinz wischte alle meine Bedenken weg, machte seine Vorschläge, unter anderem dass er sich ganz der Ausgabe widmen werde, und wir gingen zuversichtlich an die Arbeit. Dass die Edition fertig geworden ist, habe ich in hohem Maße ihm zu verdanken, der an allen noch ausstehenden Bänden mitgearbeitet hat. Er brachte seine historischen und philosophischen Kenntnisse des 19. Jahrhunderts besonders in die Erläuterungen ein, die in großen Teilen von ihm erarbeitet worden sind.

Last but not least war es auch in diesem für die Edition so entscheidenden Jahr 2003, als wir das Bearbeitungsende der ersten beiden Bände absahen und Detlev Kopp und Michael Vogt zum Gespräch in einer unserer „Nusschalen“-Sitzungen begrüßen konnten. Hendrik hatte unser Team so getauft. Die Zusammenarbeit mit dem Aisthesis Verlag ist vielleicht die entscheidendste der wunderbaren Begebenheiten, die die Ausgabe letztendlich ermöglicht haben. Wie oft plagte mich auch hier das schlechte Gewissen, wenn ein angepeilter Abgabetermin nicht gehalten werden konnte. Ich traf *immer* auf Verständnis. Michail Krausnick, der eine preisgekrönte Biographie Herweghs geschrieben hatte<sup>14</sup>, sagte uns, noch nie von einer so generösen Zusammenarbeit mit einem Verlag gehört zu haben. Also auch hier noch einmal ein großes Dankeschön.

Über die Zeit seit 2003 brauche ich nicht viel zu sagen, es war Arbeit, Arbeit und noch einmal Arbeit, die aber Spaß gemacht hat, waren wir doch frei von äußeren Einflüssen.

Ganz zum Schluss möchte ich noch etwas Persönliches preisgeben: Mein Großvater hat mich als Halbwüchsige immer mit seinen Sprichwörtern und Redensarten aufgezogen. Das ärgerte mich, wahrscheinlich habe ich sie deshalb behalten. Und zwei davon sind indirekt doch für mich wichtig geworden. Das eine besagt: „Man muss das Unmögliche wollen, um das Mögliche

---

14 Michail Krausnick: *Die eiserne Lerche. Georg Herwegh – Dichter und Rebell*. Baden-Baden: Signal, 1990.

zu erreichen.“ Und das andere soll Luther zu den vielen Untergangsszenarien seiner Zeit gesagt haben: „Wenn ich wüsste, dass morgen die Welt unterginge, würde ich heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen.“

Ich danke.



Hendrik Stein (Berlin)

## Was folgt? Zum Abschluss der Herwegh-Gesamtausgabe

Als dritter und letzter Band von insgesamt sechs Bänden erschien 2019 die Prosa Georg Herweghs 1833 bis 1848.<sup>1</sup> Kernstück sind die frühen Literaturkritiken, die bereits in der „Frühen Publizistik“<sup>2</sup> zusammengetragen wurden, also in jenem Band, der erschien, um in den späten 1960er-Jahren die Forschungsleistung der Herwegh-Arbeitsstelle an der Akademie noch zu retten. Da zwischen dem Erscheinen der „Frühen Publizistik“ und dem unseres Bandes fast ein halbes Jahrhundert liegt, und unsere Edition natürlich auch etwas anderen formalen Regeln folgt, gab es auch hier noch einiges zu tun.

Der gesamte Text wurde noch einmal an den Originalen kollationiert. Auch die Kommentierung der „Frühen Publizistik“ wurde eingehend geprüft und an einigen Stellen korrigiert, und es wurden damals noch vorhandene Leerstellen beseitigt. In einigen Fällen war auch der damals vorausgesetzte Bildungsstand sicher ein Grund dafür, die eine oder andere Kommentierung noch zu ergänzen. Alles in allem sind diese Eingriffe jedoch marginal angesichts der wissenschaftlichen Solidität und sachlichen Tiefe der bereits vorhandenen Anmerkungen.

Und so bleiben die frühen Literaturkritiken Herweghs aus Lewalds *Europa*, aus der von Wirth redigierten *Deutschen Volkshalle*, aus Gutzkows *Telegraphen* und aus dem Beiblatt zur Stuttgarter Allgemeinen Zeitung *Die Waage* Kernstück des dritten Bandes. Der Großteil dieser frühen Kritiken stammt aus der *Deutschen Volkshalle*, an der Herwegh nach seiner Flucht in die Schweiz mitarbeitete. Hier ist sicher noch eine Besonderheit anzumerken. Denn 1845 – die *Volkshalle* war schon lange Geschichte – brachte der Verlag einen Band mit Gedichten und kritischen Beiträgen Herweghs unautorisiert heraus.<sup>3</sup> Auch wenn sich Herwegh damals vehement gegen

---

1 Georg Herwegh: Prosa 1833-1848, bearbeitet von Hendrik Stein. In: ders.: Werke und Briefe. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe, hrsg. von Ingrid Pepperle in Verb. mit Volker Giel, Heinz Pepperle, Norbert Rothe und Hendrik Stein. Bd. 3, Bielefeld: Aisthesis 2019.

2 Siehe Anm. 4.

3 Georg Herwegh: Gedichte und kritische Aufsätze aus den Jahren 1839 und 1840. 2 Abtlg., Belle-Vue bei Constanz: Verlags- und Sortimentsbuchhandlung zu Belle-Vue 1845.

das Erscheinen wehrte, ist dies ein Glücksfall für die Edition seiner Werke. Zwar wissen wir nicht, worauf diese Texte fußen – ob auf handschriftlichen Manuskripten oder auf Druckfahnen –, diese Publikation erweitert jedoch Herweghs Aufsätze um Passagen und Varianten, die im Erstdruck vermutlich der Zensur zum Opfer gefallen waren.

Die frühen Literaturkritiken zeigen einen 22-, 23-Jährigen, der kenntnisreich, engagiert und freimütig versuchte, der Literatur nach 1830 eine Funktion im „menschlichen Emanzipationsprozess“ zuzuschreiben. Dabei geht er von der Prämisse aus, dass Kunst nicht Verklärung, sondern Kritik des Bestehenden in all seinen Facetten sei. „Die Literatur ist jetzt die zweite Macht im Staate geworden“<sup>4</sup>, ruft er euphorisch aus. So beurteilte Herwegh Literatur nach ihrem Einfluss auf die gesellschaftliche Entwicklung. Der Schriftsteller vermittele Erkenntnisse der neueren Philosophie – Herwegh meinte hier in erster Linie die junghegelianische –, der Theologie, Natur- und Staatswissenschaften einem breiten Publikum und befähige den Bürger so zur Meinungsbildung und Teilhabe am politischen Prozess.

Hier findet sich auch jene prägnante Wendung, die – wenn man so will – als Leitmotiv in Herweghs eigenem Leben und Werk – von seinen frühesten Versen bis zu seinem Spätwerk und bei aller Entwicklung, die er in politischer und ästhetischer Hinsicht durchmachte –, gelten kann: „Jeder Dichter steht in Opposition mit dem Staate, auch mit dem Besten.“<sup>5</sup>

Neben der Integration des Bandes „Frühe Publizistik“ in unsere Edition war es jedoch besonders wichtig, die Lücke zwischen 1841 – dort, wo die „Frühe Publizistik“ endet – und 1848 zu schließen. So sind in diesem Band auch die 15 Korrespondenzen versammelt, die Herwegh 1842 für die Augsburger *Allgemeine Zeitung* schrieb und die seine Verstrickung in die sogenannte Rohmer-Affäre beleuchten, einen weltanschaulich-politischen Richtungsstreit, der vor allem zwischen den Brüdern Theodor und Friedrich Rohmer und dem Staatswissenschaftler Johann Caspar Blunschli auf der einen Seite und Julius Fröbel und Herwegh auf der anderen Seite ausgefochten wurde.

Im Umfeld der Märzrevolution und der in Paris gegründeten Deutschen demokratischen Gesellschaft, deren Präsident Herwegh war und die dann in die Deutsche demokratische Legion mündete, an deren desaströsem Feldzug Herwegh und seine Frau Emma teilnahmen, entstanden zahlreiche

---

4 Georg Herwegh: Prosa 1833-1848, a. a. O., S. 39.

5 Ebd.

Manifeste und Erklärungen, die in unserem Band erstmals vollständig und chronologisch gegeben werden.

Diesen folgen noch die Pariser Korrespondenzen vom August 1848, die Arnold Ruge in der Berliner Zeitung *Die Reform* abdrucken ließ. Sie sind schon alleine deswegen bedeutsam, weil sie mit dem bis heute tradierten Klischee aufräumen, dass Herwegh nach seinem gescheiterten Freischarenzug in Untätigkeit versank. Das Gegenteil war der Fall. In den Reform-Artikeln findet sich eine sehr tiefgründige Analyse der Pariser Zustände Mitte 1848, geprägt von den Konflikten zwischen Republikanern, Legitimisten, Orlanisten und Bonapartisten und den sozialen Unruhen, die in der französischen Hauptstadt herrschten. Neben der Ahnung Herweghs, welche Folgen der Ruf nach dem „starken Mann“ und eine mögliche Wahl Louis Napoléons zum Präsidenten für Frankreich und Europa haben könnten – Louis Napoléon proklamierte nach einem Staatsstreich vier Jahre später als Napoleon III. das Zweite Kaiserreich –, problematisierte Herwegh auch eine Errungenschaft, die ihm zunächst einmal demokratische Teilhabe und Fortschritt bedeutete: das allgemeine Stimmrecht.

Das allgemeine Stimmrecht, das uns mit einem Male im Sprunge in das gelobte Land der Freiheit bringen sollte, ist die fürchterlichste Waffe gegen uns in den Händen der Reaktion geworden. Das giebt zu denken, nicht gegen das Prinzip, aber wohl gegen dessen verkehrte, sinnlose Anwendung. Ein Präsident, aus der Wahl von acht Millionen Menschen hervorgegangen! das ist kein König, das ist mehr als ein König.<sup>6</sup>

Der letzte Beitrag in unserem Band erinnert an die standrechtliche Erschießung Robert Blums 1848 auf der Wiener Brigittenau. Herwegh wird auch in der Folgezeit nicht müde, diese traumatische Erinnerung an die Gefallenen der Märzrevolution in seinen Gedichten und Artikeln wachzuhalten. Mit dieser blutigen Rache des Staates und dem Scheitern der Revolution sind für ihn auch die Weichen gestellt für eine reaktionäre Entwicklung Deutschlands bis zur Reichseinigung 1870/71.

Mit diesen und weiteren Beiträgen Herweghs ist der dritte Band der Teil, der im Rahmen der Gesamtausgabe die größte Erweiterung erfuhr. Er steht

---

<sup>6</sup> Ebd., S. 388. Zur Genese dieses Gedankens siehe auch die Korrespondenzen v. 20. Oktober 1848 (S. 383f.), v. 27. Oktober 1848 (S. 385f.) und Anm. 388, 28 im 3. Bd. der Ausgabe.

damit aber auch exemplarisch für alle sechs Bände. Denn die historisch-kritische Werkausgabe versammelt erstmals alle Werke und Briefe Herweghs, die bisher verstreut in teilweise schwer zugänglichen Publikationen veröffentlicht vorlagen beziehungsweise – wie ein großer Teil der Briefe, aber auch ein Teil der Gedichte, Xenien und Aphorismen – bis dato noch unveröffentlicht waren und nur als Handschriften existierten. Damit gibt die Gesamtausgabe zum ersten Mal eine vollständige Übersicht über Herweghs Schaffen. Und das wird nicht folgenlos bleiben für die Herwegh-Forschung. Viele Fehlurteile, die bis in die Gegenwart die Auseinandersetzung mit dem Leben und Werk Herweghs bestimmen, dürften somit jeder Grundlage entbehren. Walter Pape bezeichnete durchaus zu Recht noch 1993 die Herwegh-Rezeption als einen „Teil des Trauerspiels der Geschichte des deutschen Geistes“.<sup>7</sup>

Bis heute hält sich beispielsweise jenes Urteil, dass der Dichter nach seiner Teilnahme am missglückten Freischarenzug 1848 in Lethargie versank. So betonte Wilhelm Kahle in seiner Literaturgeschichte, dass Herwegh nach der Revolution „unproduktiv und grämlich“ als „ein Schatten auf seinem eigenen Grabe“<sup>8</sup> dahinlebte. – Nimmt man jedoch das dichterische und publizistische Spätwerk sowie die Briefe Herweghs aus dieser Zeit zusammen, so stehen sie keinesfalls hinter seinem Schaffen bis zur Revolution zurück.

Auch seine späte Dichtung, die sich bisher verstreut auf zahlreichen Flugblättern und in insgesamt 18 Zeitungen fand und von denen der Band *Neue Gedichte*<sup>9</sup>, der 1877 auf Betreiben von Emma Herwegh nach dem Tode des Dichters herausgegeben wurde, nur einen Teil wiedergibt, bedarf einer Neubewertung. Besonders zu beleuchten wäre hier die Satire, die im Werk Herweghs immer mehr Raum greift, beginnend mit den satirischen Xenien im zweiten Band seiner *Gedichte eines Lebendigen*<sup>10</sup>.

---

7 Walter Pape: ‚Hurra, Germania – mir graut vor dir‘: Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Herwegh und die deutsche Einheit von 1870/71. In: Oxford German Studies. Oxford 1993, S. 155.

8 Wilhelm Kahle: Geschichte der deutschen Dichtung. 4. Aufl., Münster: Regensburg 1964, S. 305.

9 Neue Gedichte von Georg Herwegh. Herausgegeben nach seinem Tode, Zürich: Verlags-Magazin 1877.

10 [Georg Herwegh]: Gedichte eines Lebendigen. Zweiter Band. Zürich Winterthur: Verlag des literarischen Comptoirs 1843.

Ein charakteristisches Beispiel dafür liefert uns Volker Giel im ersten Band der Edition mit dem Gedicht „Huldigung“<sup>11</sup> als einer Persiflage auf das Preisgedicht „Zum 29. Juni 1848“, das Herweghs früherer Dichterefreund Franz Dingelstedt aus Anlass der Amtseinführung des neuen Reichsverwesers schrieb und damit einen nationalen Neubeginn in Deutschland feierte. Herwegh ahmte seine Vorlage in vielen Details nach – von der Strophenform über das Reimschema bis hin zu pathetischen, panegyrischen Bilderreihungen aus Bibel, Mythologie und Historie, um damit nicht nur auf die in seinen Augen schicksalhafte Fehlentscheidung des Frankfurter Parlaments bei Einsetzung Erzherzogs Johann hinzuweisen, sondern auch auf die politische Beschränktheit und falsche Grundhaltung des Schöpfers jenes Preisgedichtes.

Ein weiteres Beispiel ist das Gedicht „Du Burg in Wien“, das jüngst Peter Sprengel auf der Grundlage der Erstveröffentlichung im zweiten Band unserer Edition in einem demnächst im IASL erscheinenden Aufsatz<sup>12</sup> analysiert hat. Dieses antihabsburgische Ghassel weist eine gewisse Penetranz auf durch die ständige Wiederholung des erweiterten Reims „-o Burg“.

Du Burg in Wien hältst wieder dich für Deutschland's A. u. O Burg;  
 Wir aber singen trotziglich: „Ein feste Burg ist Coburg“.  
 Die Diplomaten Austrien's die schreien „furioso!“ Burg;  
 Sprich, wie Du in das Ohr gesetzt solch ungeheuren Floh, Burg?  
 Zwar will ich Dir bekennen gern, wir sind kein nasses Stroh, Burg;  
 Doch brauchen wir noch etwas Zeit, zu brennen lichterloh, Burg.  
 Ich bitte Dich, laß uns in Ruh', schaff' ab Dein Roccoco, Burg;  
 Giulay, so heißt Dein Feldmarschall: wir kennen ihn hoho, Burg!

Laß uns in Ruh', nimm Dich in Acht: Du spielst fortissimo, Burg,  
 Und hast das Tempo ganz verfehlt. Du hast's verfehlt es so, Burg,

---

11 Georg Herwegh: Gedichte 1835-1848, bearbeitet von Volker Giel. In: ders.: Werke und Briefe. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe, hrsg. von Ingrid Pepperle in Verb. mit Volker Giel, Heinz Pepperle, Norbert Rothe und Hendrik Stein. Bd. 1, Bielefeld: Aisthesis 2006, S. 263f. Siehe auch Anm. 263, 1-264, 30 in dieser Ausgabe.

12 Peter Sprengel: Nicht für den Kladderadatsch geeignet: Georg Herweghs antihabsburgisches Ghassel von 1859 [in Vorbereitung], erscheint voraussichtlich 2020 in der Zeitschrift „Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur“ (IASL).

Daß man am Rhein so wenig tanzt nach Dir, als an dem Po, Burg.  
 „Wer der Geringsten Einen“ – heißt's im Evangelio, Burg –,  
 „Dem wär's besser, daß man ihn“ – drum laß nur Dein Gedroh', Burg:  
 Wenn ich den Mühlstein ihm erlaß', dem Rechberg, so sei froh, Burg.  
 Im Uebrigen empfähl' ich doch dem Spielmann ihn von Coburg;  
 Zu seinen „Noten“ schlag er ihm den Takt auf dem – rath? wo? Reim' Burg!  
 (Popo, Burg)<sup>13</sup>

Herwegh verwandte hier eine damals beliebte, aus dem Orientalischen entlehnte Gedichtform (siehe Rückert und Platen), deren Wirkung er durch die nicht unbedingt ghaseltypische ausschließliche Wiederholung des Reims noch einmal übersteigerte. Besonders wichtig zum Verständnis des Gedichts sind jedoch die Bezüge: Coburg als Anspielung auf den Deutschen Nationalverein und auf Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha, der in den 1850er Jahren als Vorkämpfer der national-liberalen Bewegung galt, Franz Gyulai – einer der glücklosen österreichischen Oberbefehlshaber im Sardischen Krieg, und Rechberg als österreichischer Außenminister und Ministerpräsident. Alles in allem ist das Gedicht schwere Kost für uns Heutige, denn kaum jemandem sind die historischen Zusammenhänge und Akteure heute noch präsent. Auch der Witz, der in diesem Gedicht im Spannungsverhältnis zwischen der teilweise sehr derben Sprache und der grazilen Gedichtform liegt, dürfte sich nicht sofort erschließen.

Und noch ein weiteres Urteil, Herwegh sei – besonders in der Spätphase – eher als Gelegenheitsdichter zu betrachten, der nur tagespolitische Ereignisse in seinen Gedichten aufgreift, wäre zu revidieren. Mit seinen Gedichten, aber auch in seiner politischen Publizistik kommentierte Herwegh die Hauptbegebenheiten der europäischen Geschichte zwischen Revolution und Kaiserreich. Er sah in der Reichseinigung von oben die tragische Folge des Scheiterns der Revolution 1848/49. Und so kritisierte er in seinen Arbeiten vor allem den zunehmenden Nationalismus und Militarismus, thematisierte die sich verschärfenden sozialen Konflikte und die aufkommende Arbeiterbewegung und griff den Gesinnungswandel einstiger Mitstreiter an.

---

13 Georg Herwegh: Gedichte 1849-1875. Nachlass, bearbeitet von Ingrid u. Heinz Pepperle. In: ders.: Werke und Briefe. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe, hrsg. von Ingrid Pepperle in Verb. mit Volker Giel, Heinz Pepperle, Norbert Rothe und Hendrik Stein. Bd. 2, Bielefeld: Aisthesis 2016, S. 210. Siehe auch Anm. 201, 5-22 in dieser Ausgabe.

Verse, die im Nachmärz entstanden, wie „Alle Räder stehen still, / Wenn Dein starker Arm es will“<sup>14</sup> aus dem „Bundeslied“ sind heute geflügelte Worte, andere wie „Du bist im ruhmgekrönten Morden / Das *erste* Land der Welt geworden: / Germania, mir graut vor Dir“<sup>15</sup> aus „Epilog zum Kriege“ werden angesichts der großen Katastrophen des 20. Jahrhunderts vielfach zitiert. Vielen seiner Zeitgenossen galten sie jedoch nur als „Schimpfgedichte gegen den Lauf der Welt“, wie sich ein ehemals glühender Herweghianer Gottfried Keller ausdrückte.

Kommende Forschergenerationen werden sich sicher weiterhin an Herwegh reiben, an seiner Ästhetik, an seinem Stil, an seiner Biographie. Eines steht für mich jedoch fest: Herwegh gebührt ein bleibender Platz in der Literaturgeschichte, und der Marginalisierung seiner Person und seines Werkes muss nun angesichts der vorgelegten Ausgabe ein Ende bereitet werden.

---

14 Ebd., S. 88.

15 Ebd., S. 143.



Peter Sprengel (Berlin)

„Brutus, du wirst zu brutal“

Geist und Macht in Herweghs später Lyrik

Heinrich Heine hat seinem zunehmend kritischen Verhältnis zu Georg Herwegh<sup>1</sup> in fünf Gedichten Ausdruck gegeben, die mehrheitlich erst viele Jahre nach ihrer Entstehung oder ersten Niederschrift erschienen. Das freundlichste („Herwegh, du eiserne Lerche“, 1863<sup>2</sup>) und das härteste oder mit Heines Worten „herb[st]e“<sup>3</sup> (*Simplizissimus* I, 1869<sup>4</sup>) erschienen postum, Ersteres übrigens aufgrund der Handschrift, die Heine selbst dem jüngeren Kollegen 1841 in Paris geschenkt hatte.<sup>5</sup> Davor brachten der *Romanzero* (1851) das schon 1843/44 konzipierte Gedicht *Der Ex-Lebendige*<sup>6</sup> und die *Vermischten Schriften* (1854) das Gedicht *Die Audienz*<sup>7</sup>, das ausnahmsweise – ebenso wie das themenverwandte Gedicht *Georg Herwegh*<sup>8</sup> aus den *Neuen Gedichten* (1844) – erst relativ kurz vor dem Druck entstanden war. Durchgehendes Motiv aller dieser lyrischen Stellungnahmen ist die

- 
- 1 Vgl. Peter Stein. Nachmärz im Vormärz. Heine und Herwegh. In: Vormärzliteratur in europäischer Perspektive III. Zwischen Daguerreotyp und Idee. Hg. Martina Lauster. Bielefeld: Aisthesis 2000. S. 243-254; Katarzyna Jaśtał. Zur Kontroverse Heine-Herwegh. In: Baden – Württemberg – Polen. Germanistische Annäherungen. Hg. Artur Pelka. [Fernwald]: Litblockin 2004. S. 133-143 (jeweils mit weiterer Literatur).
  - 2 Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Düsseldorf Ausgabe. Hg. v. Manfred Windfuhr. Bd. 1-16. Hamburg: Hoffmann & Campe 1975-1997 [im Folgenden: DHA]. Bd. 2. S. 186.
  - 3 DHA Bd. 3.2. S. 1293.
  - 4 DHA Bd. 3.1. S. 315-318.
  - 5 Vgl. DHA 2. S. 874 u. Herweghs Brief an Adolf Strodtmann vom 29.10.1862: Georg Herwegh. Werke und Briefe. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe. Hg. Ingrid Pepperle. Bd. 1-6. Bielefeld: Aisthesis 2005-2019 [im Folgenden: HKA]. Bd. 6. S. 316. Herwegh hatte dem Herausgeber der ersten rechtmäßigen Heine-Ausgabe eine Abschrift des Autographs übersandt.
  - 6 DHA Bd. 3.1. S. 93.
  - 7 DHA Bd. 3.1. S. 228-230.
  - 8 DHA Bd. 2. S. 118f.

Diskrepanz von idealem Anspruch und rauer Wirklichkeit, überzogenem Revolutionspathos und faktischer Harmlosigkeit im Wirken des so militant auftretenden Poeten, dessen Anfangserfolg den Führungsanspruch Heines als politischer Autor nach 1840 kurzzeitig infrage gestellt hatte.

Das *Simplizissimus*-Gedicht unterstellt dem Anführer der „Deutschen demokratischen Legion“ in Baden 1848 unter Rückgriff auf das zählbige Spritzleder-Gerücht<sup>9</sup> geradezu persönliche Feigheit. Im *Romanzero* begnügt sich Heine damit, das oppositionelle Renommee des Verfassers der *Gedichte eines Lebendigen* (1841) durch Hinweis auf den politischen Opportunismus von dessen Freund und Gesinnungsgenossen Dingelstedt zu untergraben; der Verfasser der *Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters* (1841) hatte sich nämlich schon 1843 zum Vorleser am Stuttgarter Königshof ernennen lassen. Als Folie diente dem Satiriker Heine dabei die Verschwörung des Brutus und Cassius – während die sprichwörtlich gewordenen Cäsarmörder zur Waffe griffen und die blutige Tat mit dem eigenen Leben bezahlten, scheint bei den jüngsten Vertretern der politischen Lyrik die Literatur die politische Praxis zu ersetzen, ja zu überleben. Von daher verstehen sich die Benennung Dingelstedts als „Ex-Nachtwächter“<sup>10</sup> in der nächsten „Lamentazion“ des *Romanzero* und der korrespondierende Titel „Der Ex-Lebendige“ für das mit Fragen an den „Brutus“ Herwegh eröffnete Gedicht:

Brutus, wo ist dein Cassius,  
Der Wächter, der nächtliche Rufer,  
Der einst mit dir, im Seelenerguß  
Gewandelt am Seine-Ufer?

[...]

Brutus, wo ist dein Cassius?  
Er denkt nicht mehr an's Morden!  
Es heißt, er sey am Neckarfluß  
Tyrannenvorleser geworden.<sup>11</sup>

9 Vgl. Ingo Fellrath: Georg Herwegh und das Spritzleder. Zur Genesis eines Rufmords und seinen Folgen, in: 1848 und der deutsche Vormärz. Bielefeld: Aisthesis 1998. S. 161-175 (= Forum Vormärz Forschung, Jahrbuch 1997).

10 DHA Bd. 3.1. S. 93.

11 Ebd.

Auch der dritte Hauptverantwortliche für den Aufschwung der politischen Lyrik in den 1840er Jahren: Hoffmann von Fallersleben, wird von Heine an der Elle „Brutus“ gemessen.<sup>12</sup> Das heroische Tugendideal der römischen Republik, von Aufklärung und französischer Revolution gleichermaßen beschworen, dient dem modernen Autor als Maßstab zur Beurteilung des deutschen Vormärz, insbesondere aus der Ex-Post-Perspektive nach 1848/49. Aber auch und gerade der von ihm als „Brutus“ apostrophierte Nachfolger und Gegenspieler macht sich den Vergleich mit der römischen Geschichte im Allgemeinen und dem Tyrannenmörder im Speziellen zu eigen. In Herweghs Nachmärzlyrik dient die historische Parallele als wichtiges Signal zur Verortung des politischen Lyrikers im Spannungsfeld zwischen Kontinuität im Sinne einer Perpetuierung des revolutionären Kampfanspruchs und pragmatisch-opportunistischen Formen der Anpassung.

Als besonders aufschlussreich und in seiner Komplexität noch längst nicht vollständig ausgeleuchtet erweist sich dabei Herweghs einzige ausführlichere öffentliche Stellungnahme zu Heine, die 1863, einige Monate nach dem Abdruck von dessen frühestem lyrischen Herwegh-Porträt in derselben Zeitschrift des Campe Verlags (*Orion*) zum Abdruck gelangte.<sup>13</sup> Es handelt sich um eine lyrische Trilogie mit unausgeführtem Mittelteil<sup>14</sup>, was sich dem Leser allerdings nur über die zugehörige Anmerkung des Autors erschließt, die in der Kritischen Gesamtausgabe in einen anderen Band verbannt wurde.<sup>15</sup> Diese Anmerkung imponiert zunächst durch den ungetrübten Ton freundschaftlicher Verehrung. Auch der dritte Teil von *Heinrich Heine* lässt nicht die geringste Kränkung durch Heines distanzierende Stellungnahmen erkennen. Umgekehrt wird der verstorbene Dichter – in Anlehnung an Aristophanes’ *Frösche* – von Herwegh ausdrücklich gegen das „Koax“ der Kritiker in Schutz genommen und entsprechend seiner Selbststilisierung<sup>16</sup> und Adolf Stahrs Bericht vom Pariser Krankenbett<sup>17</sup> als neuer Aristophanes

12 Vgl. DHA Bd. 2. S. 186 („O Hofman deutscher Brutus“).

13 *Orion* 1 (1863). S. 244-246. Vgl. ebd. S. 7.

14 HKA Bd. 2. S. 82-84. Der fehlende Mittelteil ist durch Gedankenstriche angedeutet, was im Erscheinungsbild stark an entsprechende Experimente Heines zur Verspottung der Zensur erinnert; vgl. DHA Bd. 6. S. 201.

15 HKA Bd. 4. S. 101f.

16 Vgl. Caput XXVII des *Wintermärchens* (Aristophanes als „Mein Vater“: DHA Bd. 4. S. 155).

17 Adolf Stahr betitelte das einschlägige Kapitel seines Reiseberichts *Zwei Monate in Paris* (1851) „Der sterbende Aristophanes“ und schilderte später Heines

inthronisiert. Allenfalls beiläufig klingt eine gewisse Befremdung angesichts der Rückkehr zum Glauben an einen persönlichen Gott und die individuelle Unsterblichkeit an, von der Heine im Nachwort zum *Romanzero* berichtet – beim jungen Gottfried Keller etwa hat derselbe Bericht ganz andere satirische Energien freigesetzt.<sup>18</sup>

Während im dritten Teil von Herweghs Trilogie die direkte Anrede an den toten Dichter vorherrscht, fehlt im ersten Teil von *Heinrich Heine* jedes Du. Formuliert werden stattdessen allgemeine Reflexionen in der dritten Person, gemischt mit einem persönlichen Bekenntnis. Es bedürfte jedoch kaum des ausdrücklichen Hinweises der erwähnten Anmerkung auch auf den poetischen Teil des *Romanzero*<sup>19</sup>, um die direkte Replik zu erkennen, die hier auf Heines Gedicht *Der Ex-Lebendige* und seine Brutus-Apostrophe gegeben wird:

Mit uns Allen geht es ex;  
 „Trägst du noch so hoch den Scheitel,“  
 Spricht ein alter Versifex,  
 „Unter der Sonn’ ist Alles eitel.“

Brutus, Cassius sind ex,  
 Die es einst so toll getrieben,  
 Und ich hab’ an meinen Rex  
 Keine Briefe mehr geschrieben.

Mit dem stolzen Flug ist’s ex,  
 Aus ist’s mit den Sturmgesängen;  
 An dem Leim des goldnen Drecks  
 Bleiben jetzt die Spatzen hängen.<sup>20</sup>

Die Vanitas-Lehre aus dem Hohenlied Salomonis dient als Aufhänger für eine Neuinterpretation jener „Ex“-Etikettierung, mit der Heine den Ernst

---

Reaktion darauf; vgl. Begegnungen mit Heine. Berichte der Zeitgenossen 1847-1856. Hg. Michael Werner. Hamburg: Hoffmann & Campe 1973. S. 425.

18 Das 1860 vorläufig beendete parodistische Epos *Der Apotheker von Chamouny oder Der kleine Romanzero* ist in der Erstfassung nachgedruckt in: Gottfried Keller. Gedichte. Hg. Kai Kauffmann. Frankfurt a. M. 1994. S. 299-379 (Sämtliche Werke, Bd. 1).

19 HKA Bd. 4, S. 101.

20 HKA Bd. 2. S. 82.

des politischen Engagements nicht nur Herweghs infrage gestellt hatte. Sie gerät jetzt in eine lebensgeschichtliche Perspektive: Der Heroismus der römischen Republikaner erscheint ebenso wie das eigene Frühwerk – einschließlich der Audienz und des anschließenden Briefs an „Rex“ Friedrich Wilhelm IV., dessen Publikation 1842 Herweghs sofortige Ausweisung aus Preußen zur Folge hatte – als eine Art Sturm und Drang, den der gealterte Sprecher quasi naturgemäß hinter sich hat. Er ist anscheinend keine Lerche mehr, die sich allzu hoch in den Himmel erhebt, sondern bleibt als gefräßiger Spatz in den irdischen Maschen des Gelderwerbs hängen. Und mit ihm wohl die ganze Generation der im doppelten Sinne des Wortes „alten“ Achtundvierziger:

Einer nach dem Andern schleicht  
Sich vom Tanze – die Poeten  
Werden klug – man kann so leicht  
Einen Fuß sich übertreten.

Pauken- und Drommetenschall  
Ist verstummt; nur leise, leise  
Klingt es noch – der Karneval  
Geht zu Ende – Glückliche Reise!

Wär's nur mit der vollen Kraft,  
Wär's nur mit den vollen Gluthen,  
Mit der vollen Leidenschaft,  
Daß man taucht in Lethe's Fluthen!

Doch das Leben kühlt uns ab,  
Langsam, eh' wir drunten liegen,  
Daß wir nicht im feuchten Grab  
Noch einmal den Schnupfen kriegen.<sup>21</sup>

Dem aufmerksamen Leser wird nicht entgangen sein, dass auch in dieser zweiten Hälfte des ersten Gedichtteils verdeckte Heine-Zitate enthalten sind, die indirekt sogar auf Herwegh selbst zurückgehen. Der „Pauken- und Drommetenschall“ erinnert an Heines – in den *Neuen Gedichten* direkt auf *Georg Herwegh* folgendes – Gedicht *Die Tendenz*, dessen parodistische

---

21 HKA Bd. 2. S. 82f.

Beschreibung der von den Vormärzlyrikern veranstalteten Revolutionsmusik – „Sei des Vaterlands Posaune, / Sei Kanone, sei Kartaune, / Blase, schmettre, donnre, töte!“<sup>22</sup> – ihrerseits auf die *Gedichte eines Lebendigen* und deren Vorliebe für Posaunen zurückverweist.<sup>23</sup> Herwegh synthetisiert also im ersten Teil der fragmentarischen Trilogie Elemente aus allen ihm bis dahin bekannten Herwegh-kritischen Heine-Gedichten, um sie substantiell zu entschärfen. So ignoriert Herweghs Rekurs auf das *Romanzero*-Gedicht als Leittext der Auseinandersetzung den doch wohl auch für ihn erkennbaren Umstand, dass Heines Verse im Kern auf die erste Hälfte der Vierziger Jahre zurückgehen (also schon den jungen Herwegh für „ex“ erklären), und deutet eine Art Einverständnis, ja Schicksalsgemeinschaft mit dem Bewohner der ‚Matratzengruft‘ an: Wir werden alle älter, müder, reifer und nähern uns dem kühlen Grab – in dem im dritten Teil der Trilogie der angededete Heine ja auch tatsächlich angekommen ist.

Es ist jedoch die Frage, ob Herweghs *Heinrich Heine* dem Stellenwert und der Eigenart des eigenen lyrischen Spätwerks wirklich gerecht wird. Möglicherweise ist die Trilogie doch nicht zufällig unvollendet geblieben, hat der Autor nachträglich gespürt, dass er im harmonisierenden Bemühen um maximale Nähe zum verehrten Vorbild seinen aktuellen persönlichen Standort nicht klar genug profiliert hat. Denn von der hier angedeuteten Milde oder gar Marktorientierung ist in den satirischen Gedichten der Fünfziger, Sechziger oder Siebziger Jahre nichts zu spüren. Als Anwalt politischer Freiheit ist Herwegh weiterhin ein politischer „Brutus“, und als solcher findet er auch bald einen neuen „Cäsar“ – nämlich im Nachfolger des schon zu Vormärzzeiten befehdeten Friedrich Wilhelm IV., dem künftigen deutschen Kaiser Wilhelm I.

Der aus Revolutionszeiten als „Kartätschenprinz“ berüchtigte jüngere Bruder des zunehmend regierungsunfähigen ‚Romantikers auf dem Thron‘ übernahm 1859 die Regierung und wurde 1861 nach dem Tode Friedrich Wilhelms in Königsberg zum König gekrönt.<sup>24</sup> Zum zentralen Projekt seiner Regierung erhob er die mit erheblichen Steuerlasten und einer massiven Dienstzeitverlängerung verbundene Heeresreform, die in der liberal

22 DHA Bd. 2. S. 120.

23 Vgl. DHA Bd. 2. S. 735; HKA Bd. 1, S. 29 (Frühlingslied).

24 Vgl. grundsätzlich Guntram Schulze-Wegener. Wilhelm I. Deutscher Kaiser – König von Preußen – nationaler Mythos. Hamburg, Bonn: Mittler & Sohn 2015.

dominierten Zweiten Kammer des preußischen Landtags auf erbitterten Widerstand stieß. Es bedurfte der ganzen machtpolitischen Ranküne eines Roon (Kriegsminister seit 1859) und Bismarck (Ministerpräsident seit 1861) sowie eines sehr großzügigen Umgangs mit dem Wortlaut der Verfassung, um die Aufrüstung der preußischen Armee jahrelang gegen den Willen der parlamentarischen Majorität durchzusetzen.

Eben dieser bis zum Sieg über Österreich 1866 andauernde preußische Verfassungskonflikt rief den politischen Lyriker auf den Plan. Herwegh, der zwischen 1861 und 1866 nicht weniger als zehn preußenkritische Gedichte verfasste<sup>25</sup>, hatte seine eigenen Vorstellungen von den politischen Motiven der Heeresreform. Das vierteilige Gedicht *Herr Wilhelm. Preussische Konfliktpoesieen*, Anfang 1863 im *Züricher Intelligenzblatt* veröffentlicht, beginnt mit den Strophen:

Und immer mehr, und immer mehr,  
 Und immer mehr Soldaten!  
 Herr Wilhelm braucht ein großes Heer,  
 Er sinnt auf große Thaten.

[...]

Er braucht es nicht wie Friederich  
 Auf fernen Siegesbahnen –  
 Herr Wilhelm braucht es innerlich  
 Für seine Unterthanen.

Er braucht es für des Freiheitswolfs  
 Weit aufgesperrten Rachen;  
 Er braucht es, wenn wir Bockum-Dolffs  
 Zum Bürgermeister machen.

Er braucht's, um seiner Stände Saal  
 Holdschützend zu umgeben;

---

25 Zusätzlich zu den an anderer Stelle angeführten Gedichten wären zu nennen: *Wilhelm der Ressler, oder Viel Lärm um nichts* (1865), *Ein neuer Leich vom himmlischen Reich* (1866), *Kampfprolog im Himmel* (1866) sowie die seinerzeit ungedruckt bzw. unvollendet gebliebenen Gedichte [*Zur Krönung Wilhelms I.*] und [*Von Gottes Gnaden! Ruft die Schaar*] von 1861.

Er braucht's gelegentlich einmal,  
Die Sitzung aufzuheben.<sup>26</sup>

Wenn die Innenpolitik, und zwar eine auf Unterdrückung jeder freiheitlichen Meinungsäußerung angelegte Innenpolitik, den eigentlichen Zweck der vermehrten Rüstungsanstrengungen bildet, kommen natürlich auch Namen wie der des Liberalen Florens von Bockum-Dolffs ins Spiel, den die Fortschrittspartei im November 1862 als Kandidaten für die Wahl des Kölner Oberbürgermeisters aufstellen wollte (sehr zum Unbehagen des ultramontanen Lagers, das sich für die Leitung der Domstadt nur einen Katholiken vorstellen konnte).<sup>27</sup> Der liberale Wunschkandidat sagte jedoch ab, weil er seinen Verpflichtungen im Preußischen Abgeordnetenhaus Vorrang gab; als dessen Vizepräsident sollte er sich tatsächlich noch in die Geschichte des schwelenden Verfassungskonflikts einschreiben, denn eben Bockum-Dolffs war es, der in der Sitzung der Zweiten Kammer vom 11. Mai 1863 dem Kriegsminister Roon das Wort entzog und damit eine lebhafte Debatte über das Hausrecht im preußischen Parlament heraufbeschwor.<sup>28</sup> Zuvor verdankte Bockum-Dolffs seine Prominenz hauptsächlich einer Strafversetzung. Wegen seiner liberalen Gesinnung war der Stadtrat von Koblenz nach Gumbinnen ins entlegenste Ostpreußen versetzt worden, das die liberale Presse gleichsam schon auf halbem Weg nach Sibirien ansiedelte. Der *Kladderadatsch* jedenfalls sah Bockum-Dolffs als Verbannten oder Verfolgten, der allerdings seinerseits unbeirrt die politische Agenda des „Fortschritts“ verfolgte:

### *Die Verfolgung*

„He! *Bockum-Dolffs* den Pelz zieh an!  
Ruft der Minister mit Lachen –  
„Die beste Jahreszeit kommt heran,  
Du sollst eine Reise machen.

26 HKA Bd. 2. S. 70f.

27 Vossische Zeitung Nr. 266 vom 13.11.1862. S. 4.

28 Vgl. den Auszug auf dem Sitzungsprotokoll in: Der liberale Roman und der preußische Verfassungskonflikt. Analyseskizzen und Materialien. Hg. Bernd Peschken/Claus-Dieter Krohn. Stuttgart: Metzler 1976 (Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften 7). S. 108f.

Pack deine Siebensachen ein  
 Und trolle dich von hinnen!  
 Fort nach Sibirien – nein doch, nein!  
 Es geht ja nur nach Gumbinnen.

Ein Würd'ger muß dort am Platze sein,  
 Und du vor allen schienst es  
 Im Dienst des Intresses – nein doch, nein!  
 In dem Interesse des Dienstes“ –

Der Alte bedenkt's in seinem Sinn  
 Und lächelt auf seine Weise;  
 Zum Kürschner schickt er, zum Sattler hin  
 Und rüstet sich still zur Reise.

Was that's! was that's! ob hier, ob dort –  
 Es macht mich nicht untröstlich;  
 Gumbinnen ist auch ein deutscher Ort,  
 Obgleich sehr stark nordöstlich.

Ob Nord, ob Süd – wo ich auch bin –  
 Der Alte ruft es heiter –  
 Bin ich am Platz. Schickt mich nur hin,  
 So bringt ihr den Fortschritt weiter.<sup>29</sup>

Neben Bockum-Dolffs bringt Herwegh noch zwei persönliche Freunde mit namentlicher Nennung in den vier Folgen des *Herr Wilhelm*-Zyklus unter: Lassalle (und seine Erfahrung mit Haftstrafen im Kampf um Meinungsfreiheit in Preußen)<sup>30</sup> sowie den emigrierten Militärschriftsteller und früheren preußischen Offizier Wilhelm Rüstow.<sup>31</sup> Beide Namen sind eng mit dem gesteigerten Interesse verbunden, das Herwegh von der Schweiz aus am preußischen Verfassungskonflikt nahm. Rüstows Konzept einer Volkswehr<sup>32</sup>

29 Der Kladderadatsch 15 (1862), Nummer 50 vom 2.11.1862. S. 199.

30 „Im Käfig wird's Euch offenbar, / Ob meine Macht reell ist; / Lassalle, im Käfig wird es klar, / Wenn's drinn auch nicht sehr hell ist“ (HKA Bd. 2. S. 73).

31 „Groß ist der Soldaten Zahl, / Rüstow sagt, *sehr* groß gewesen“ (HKA Bd. 2, S. 76). Die Aussage bezieht sich vordergründig auf das ägyptische Heer des Pharaos, das aber als durchsichtiger Stellvertreter für die preußische Armee dient.

32 Vgl. Peter Wiede: Wilhelm Rüstow (1821 bis 1878). Ein Militärschriftsteller der deutschen Linken. Phil. Diss. München 1957. Den sichtbarsten Reflex des

stand als ideelle Alternative im Hintergrund seiner Ablehnung des preußischen Militärapparats auch schon vor und unabhängig von der geplanten Umstrukturierung. Lassalles Hoffnung auf eine proletarische Machtergreifung im Rahmen der bestehenden Institutionen setzte die Wahrung der parlamentarischen Spielregeln voraus; Herwegh, der sich zu Zeiten der Märzrevolution ja äußerst abfällig über Redseligkeit und Tatenarmut der gewählten Volksvertreter zu äußern pflegte<sup>33</sup>, begann unter dem Einfluss Lassalles verstärktes Gewicht auf das Funktionieren demokratischer Organe zu legen. Jedenfalls lässt sich der letzte Teil des *Herr Wilhelm*-Zyklus, der mit der Abdankung des Königs und seiner Abreise nach England (ein Land mit Erfahrung in der Hinrichtung von Monarchen!) endet, als Zukunftsvision à la Lassalle lesen. Die hier apostrophierten „Knechte“ dringen nicht gewaltsam ins Schloss ein, sondern „pochen laut“ und bestehen auf ihrem guten „Recht“:

Wenn er spricht: Wer will herein?  
 Und wer wagt es, mich zu stören?  
 Sprecht: Du sollst heut' klar und rein  
 Eines Volkes Willen hören.

Wenn er spricht: Bleibt vor dem Thor,  
 Knechte, bleibt im Staube liegen!  
 Sprecht: Du königlicher Thor,  
 Hoffst du so das Recht zu biegen?<sup>34</sup>

Der frühe Tod Lassalles 1864 beendet denn auch keineswegs Herweghs Aufmerksamkeit für den preußischen Verfassungskonflikt und die damit verbundenen Fragen – wie den Maulkorberlass, als der allgemein das von Regierungsseite angeforderte Votum des preußischen Obertribunalgerichts angesehen wurde, wonach Abgeordnete für ihre Äußerungen im Parlament juristisch – etwa wegen Beleidigung – belangt werden konnten. Der Entscheidung des Obertribunals vom Januar 1866 haftete überdies insofern ein

---

Volkwehr-Konzepts in Herweghs Lyrik bildet das Gedicht *Aux armes, citoyens* (zweite Fassung vom Mai 1866) mit den Versen „Nur ein Volk in Waffen / Ist der Freiheit werth“ (HKA Bd. 2. S. 106).

33 So im Gedicht *Das Reden nimmt kein End'* (HKA Bd. 1. S. 260f.).

34 HKA Bd. 2. S. 78.

„Geschmäcke“ an, als kurz zuvor noch das Richterergremium um zwei regierungstreue Mitglieder aufgestockt worden war.

Schon in der nächsten Nummer des *Kladderadatsch* bildet die regierungsfreundliche Gerichtsentscheidung das beherrschende Thema. „Ueber den Beschluß des Ober-Tribunals sollen die Abgeordneten *ja ganz aus dem Häuschen sein!*“, sagt die stehende Figur des Berliners Müller. Sein regelmäßiger Dialogpartner Schultze antwortet in der gleichen Tonlage: „Ich jloobe sojar, sie werden darüber bald *janz – aus dem Haus sein!*“<sup>35</sup> Auf derselben Zeitungseite findet sich eine „zeitgemäße Candidatenrede“, die wie folgt beginnt:

*Meine Herren!*

Das Plenum des Ober-Tribunals hat sich *für die Zulässigkeit der gerichtlichen Verfolgung von Abgeordneten wegen ihrer in der Kammer gehaltenen Reden* ausgesprochen. Sie entschuldigen, meine Herren, wenn ich – nicht weiter fortfahre. Ich habe mir so eben meine Zunge abgebissen, meine Zähne ausgebrochen und – alles verschluckt.<sup>36</sup>

Dieselbe Nummer enthält unter der Überschrift *Nachruf* ein Sonett auf Friedrich Rückert, den am 31. Januar 1866 verstorbenen Verfasser der *Geharnischten Sonette*. Das erste Terzett lautet:

Kaum mocht' die Kunde noch zu ihm gelangen,  
Daß – durch Gewalt nicht, nein – durch *Spruch der Richter*  
Das freie Wort geschmiedet an die Kette!<sup>37</sup>

Die grundsätzlichsste Auseinandersetzung mit der Gerichtsentscheidung findet aber bereits auf der Titelseite des *Kladderadatsch*-Hefts statt: in einem fünfstrophigen Gedicht, das den überlieferten Ausspruch des legendären Müllers von Sanssouci zum Refrain nimmt: „Es gibt noch Richter in Berlin“. Angeblich hat sich mit diesem Ausspruch ein mutiger – durch den friderizianischen Rechtsstaat ermutigter – Müller erfolgreich gegenüber dem vom Klappern der Mühle gestörten Schlossherrn behauptet. Das Statement des Müllers scheint allerdings, so die Aussage des poetischen Leitartikels, nur für

35 Der *Kladderadatsch* 19 (1866), Nummer 5 vom 4.2.1866. S. 19.

36 Ebd.

37 Ebd. S. 18.

die Zeit Friedrichs des Großen gegolten zu haben. Die abschließende Strophe des *Kladderadatsch*-Gedichts lautet nämlich voller Wehmut:

Wenn ich die *alte Mühle* seh'  
 Dort bei dem Königssitze,  
 Da wird mir, ach! so wohl und – weh!  
 Ich denk' an den *alten Fritze*.  
 Ich *denk'* – doch *sag'* ich's nicht, nein, nein! –  
 O Mühle laß dein Rauschen sein!  
 Ich denk' ganz still nur für mich hin:  
*Gibt es noch Richter in Berlin?*<sup>38</sup>

Auch Herweghs lyrische Stellungnahme zum Votum des „Obertribunals“ kommt am Vergleich mit dem „alten Fritz“ nicht vorbei. Sein nach der Anzahl der beteiligten Richter betiteltes Gedicht *Alle Neun*, am 20. Februar 1866 im schwäbischen *Beobachter* erschienen, lässt den Triumphschrei des monarchischen Kegelspielers bis „zum Himmel“ „an das Ohr des alten Fritz“ erschallen.<sup>39</sup> Noch ausdrücklicher ist die Referenz im eng verwandten und sogar auf demselben Manuskriptblatt notierten, aber seinerzeit ungedruckten Gedicht *Par ordre du Mufti*:

An die Mühl' von Sanssouci  
 Sollst du mich erinnern nie,  
 Auch von Achtundvierzig schweigen,  
 Als der Himmel hing voll Geigen.<sup>40</sup>

Das Gedicht, das wiederum den preußischen König höchstselbst als Sprecher einsetzt, verdient in dreifacher Hinsicht besondere Aufmerksamkeit. Erstens wegen der Explizitheit, mit der hier Ross und Reiter (nämlich sogar die zusätzlich zum Obertribunal berufenen Richter) und die eigentlichen Ziele der den Verfassungskonflikt auslösenden Heeresreform benannt werden. Zweitens – und für unsere von der Heine-Kontroverse ausgehende Argumentation ist das vielleicht noch wichtiger – durch die ausdrückliche Erneuerung des Tyrannenmord-Motivs. Die Rolle des Brutus ist anscheinend doch nicht „ex“, wenn der Hohenzollernkönig Wilhelm I. in jedem

38 Ebd. S. [17].

39 HKA Bd. 2. S. 104.

40 HKA Bd. 2. S. 220.

parlamentarischen Kritiker einen Rebellen sieht und sich der vermeintlichen ‚Brutalität‘ eines solchen „Brutus“ mit aller Gewalt (Festungshaft, Erschießung) erwehrt – was theoretisch dank des höchsten Richterspruchs sogar auf dem Rechtsweg möglich war. Nicht umsonst steht der Name des Cäsarmörders ganz am Anfang des Gedichtentwurfs:

Brutus, du wirst zu brutal;  
Meinem Obertribunal  
Werd’ ich dich für dieses Leben  
Zur Erziehung übergeben.

Laß dein Schelten und dein Dräun!  
Denn ich hab ja Alle Neun,  
Neun der Richter des Senates,  
Neun der Lichter meines Staates.

Häng’ ein Schloß dir an den Mund!  
Festungen sind ungesund;  
Ungesunder auch als diese  
Ist es, wenn ich dich erschieße.

Welche Sprache! Bist du toll?  
Ein Rebelle jeder Zoll!  
Rüttelst du an deiner Kette,  
Gegen alle Etikette!

Vor den Junkern und vor Nobeln  
Mußt du deine Rede hobeln,  
Sollst nicht schreien Ach und Weh  
Vor dem lumpigsten Budget;

Wenn ich dir die Taschen leere,  
Sing: das Gold ist nur Chimäre!  
Um uns gänzlich zu entpuppen,  
Brauchen wir sehr viele Truppen.

Was die Freiheit anbetrifft –  
Pfuui – das ist ein welsches Gift.  
Sprich: trotz Fink und Donalis, \* die bekannten „Hilfsarbeiter“.  
Preußen ist ein Paradies!<sup>41</sup>

---

41 HKA Bd. 2. S. 219.

Schließlich und drittens stellt das Gedicht einen ausdrücklichen Bezug auf die Zeit der Märzrevolution her, und zwar nicht nur mit der oben schon zitierten Sanssouci-Strophe.<sup>42</sup> Er wird sogar mit einer Moral versehen, die sich im Munde des von seinem Gottesgnadentum überzeugten Monarchen allerdings recht eigentümlich ausnimmt: „Siehst du, man soll niemals pochen / Auf vergangene Epochen.“<sup>43</sup> Hat Herwegh sich mit diesem Reim eine Art Leitspruch verordnet, und hat er sich selbst konsequent an diese Regel gehalten?

Man wird diese Frage kaum grundsätzlich bejahen können. Gerade die Rolle des preußischen Königs (und anderer monarchischer Häupter) in der Lyrik der 1850/60er Jahre mutet doch weithin – das Stichwort „Brutus“ ist dafür nur ein Symptom – wie eine Verlängerung von Konventionen der Vormärzlyrik an, die in den Herren von Potsdam (Friedrich Wilhelm IV.) und Nymphenburg (Ludwig II.) optimale satirische Zielscheiben fand, auch dank bestimmter persönlicher Schwächen (des Alkoholismus des Preußenkönigs und der Dichter-Eitelkeit des Bayernkönigs), die der Lyrik nicht nur eines Heine<sup>44</sup> Angriffsflächen von wünschenswertester Lächerlichkeit darboten. Eine dichterische Auseinandersetzung mit der Politik Wilhelms I. erforderte möglicherweise jedoch andere Mittel, schon deshalb weil sich dieser Herrscher politisch ganz in die Hände Bismarcks begeben hatte.<sup>45</sup> Gelegentlich scheint Herwegh selbst gespürt zu haben, dass sich bestimmte Topoi, die bei Friedrich Wilhelm IV. vorzüglich funktionierten, auf dessen Nachfolger so nicht übertragen ließen. Von hieraus versteht sich eine Passage in dem auf Wilhelm I. gemünzten Gedicht *Der neue Polyphem*, das die übertriebene Angst deutscher Bundesfürsten vor der preußischen Übermacht zum Thema hat. Wie Odysseus und seine in der Höhle des einäugigen Riesen eingeschlossenen Gefährten suchen hier der „Oberschwab“, der Sachse und Mecklenburger verzweifelt nach einem Ausweg vor den kannibalischen Gelüsten ihres überlegenen Berliner Kollegen oder Konkurrenten. Durchaus homernah – denn der Polyphem der *Odyssee* ist ein Freund des Weins – stellt sich dabei die Erinnerung an dessen Vorgänger auf dem Königsthron ein:

42 Der Bezug wird in den beiden folgenden Strophen mit der Referenz auf „Acht- undvierzig“ und „Neunundvierzig“ vertieft: HKA Bd. 2. S. 220.

43 Ebd.

44 Vgl. Heines *Lobgesänge auf König Ludwig* und *Der neue Alexander* (DHA Bd. 2. S. 142-146 u. 146-148).

45 Vgl. Thomas Nipperdey. *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*. München: Beck <sup>6</sup>1993. S. 757ff.

„Wär's noch der Alte, fänd' sich Rath,  
„Ins Freie zu gelangen.

„Er söffe täglich einen Schlauch,  
„Er söffe täglich zweie,  
„Und zur Erbauung söff' er auch  
„Am Tag des Herrn wohl dreie.

„Und wenn er dann besoffen wär',  
„So könnten wir entwischen;  
„Doch dieser Neue sauft nichts mehr,  
„Als Wasser mit den Fischen.“<sup>46</sup>

Die Vormärzkönige Preußens und Bayerns waren bei den Vormärzautoren auch deshalb so beliebt – nämlich als Gegenstand der Satire –, weil sie sich kulturpolitisch engagierten. Der eine ließ Walhalla errichten und seine Residenzstadt als neues Florenz einkleiden, der andere den Kölner Dom vollenden und alte Herren wie Tieck und Schelling an die Spree berufen. Die oppositionellen Schriftsteller der 1840er Jahre brauchten also gar nicht die literarisch-ästhetische Sphäre zu verlassen, um politische Effekte zu erzielen. Man brauchte nur – wie etwa Herwegh in seinen Distichen<sup>47</sup> – auf Rückerts erfolglose Berufung nach Berlin oder den Widersinn einer höfischen *Antigone*-Aufführung anzuspielden und konnte damit schon eine monarchiekritische Wirkung erzielen. Mit dem Thronwechsel 1848 bzw. 1859 entfiel zumindest für Preußen diese Option einer kunstnahen Königssatire. Während Maximilian II. als Förderer des Münchner Dichterkreises weiterhin ein angreifbares ästhetisches Profil zur Schau trug, waren vom nächsten Preußenkönig nur militärische Interessen bekannt.

Vor diesem Hintergrund wirkt der zweite Teil der schon erwähnten polemischen Tetralogie *Herr Wilhelm* wie eine Beschwörung besserer (nämlich für den Dichter) Verhältnisse der Vergangenheit. Das hier redende und sich durch seine großmäulige Sprache als machtbewusstes Subjekt konstituierende Ich definiert sich geradezu durch seine Differenz zum ungenannten Vorgänger und dessen musischen Aktivitäten:

46 HKA Bd. 2. S. 94.

47 HKA Bd. 1. 140 u. 148.

„Auch hat von Barbarossa nie  
 „Geträumt mir, daß ich wüßte:  
 „Man hatte nicht der Poesie  
 „Gelegt mich an die Brüste.

„Die Muse hat mich nicht umgarnt  
 „Mit ihren falschen Netzen;  
 „An Körner, Schenkendorf und Arndt  
 „Konnt' ich mich nie ergetzen.

„Ich habe wenig mich befaßt  
 „Mit Dichtern, nur den Kinkel  
 „Kenn' ich – den ich erschossen fast  
 „In einem Festungswinkel.<sup>48</sup>

Nicht einmal die patriotische Dichtung der Befreiungskriege kann dieses Königsherz betören – geschweige denn die Sozialkritik und Freiheitssehnsucht der Vormärzautoren, von denen hier nur Gottfried Kinkel genannt wird, der 1849 nach seiner Gefangennahme in dem von preußischen Truppen (unter Wilhelms Führung!) brutal niedergeschlagenen badischen Aufstand zunächst in der Festung Rastatt inhaftiert und von einem Kriegsgericht beinahe zum Tode verurteilt worden war. Herweghs Formulierung „In einem Festungswinkel“ erinnert an diese Episode und deutet zugleich auf den nächsten Festungsaufenthalt des prominenten Gefangenen voraus: seine spektakuläre Befreiung aus der Zitadelle Spandau im April 1850.

Die ironische Pointe des großen Monologs, mit dem sich „Herr Wilhelm“ im zweiten Teil von Herweghs gleichnamiger Tetralogie präsentiert, besteht nun allerdings darin, dass die jeglichem Bildungsstreben abholde königliche Rede prall mit Anspielungen auf literarische Modelle verschiedenster Epochen und Nationalliteraturen gefüllt ist. Vielleicht darf man auch an Leonardo da Vincis berühmtes Gemälde „Salvator mundi“ denken, wenn sich Wilhelm eingangs von den „salvatores mundi“ Napoleon III. und Victor Emanuel II. absetzt. Das Wortspiel „Lumpazius, Lumpazia, / Lumpazivagabundus“ zielt jedenfalls auf Nestroys gleichnamige Posse.<sup>49</sup> Wenn der königliche Sprecher im Folgenden – acht Jahre vor dem Krönungsakt im Spiegelsaal von Versailles – die von der Öffentlichkeit erwartete führende ‚Rolle‘ im

48 HKA Bd. 2. S. 73.

49 Der böse Geist Lumpacivagabundus, oder Das liederliche Kleeblatt (1833).

nationalen Einigungsprozess von sich weist, ergibt sich auch weiterhin eine gewisse Nähe zur Theatersphäre. Hierher gehören Äußerungen wie „Ihr sollt mir nicht soufflieren“ oder „Ich habe nie als Komödiant / Gespielt im deutschen Fache.“<sup>50</sup> Die deutsche Einheit erscheint dem Monarchen in expliziter Anspielung („Ihr Vögel“) auf Aristophanes’ Komödie *Die Vögel* als „Wolkenkuckucksburg“. Gleich zweimal Weltliteratur, nämlich sowohl Dante als auch Cervantes, beschwört die siebzehnte Strophe, eine Art persönliches Credo des Sprechers in ausdrücklicher Abgrenzung vom letzten Kronenträger:

„Soldaten und Geld! So leb’ ich flott.  
 „Lasciate ogni speranza!  
 „Mein Bruder war ein Don Quichotte,  
 „Ich bin kein Sancho Pansa.“<sup>51</sup>

Kein Sancho Pansa – also kein Gefolgsmann des Ritters von der traurigen Gestalt, der mit den Windmühlen kämpfte! Was aber tut der Sprecher in Herweghs Gedicht? Nachdem er „wie ein Cicero“ (noch eine literarische Anspielung!) zum Volk gesprochen hat, führt er als zweiter Aias oder eben Don Quijote „Die Klinge – auf die Möbel“: „Zwei Stunden schlug er wie ein Held / Mit Spiegeln sich und Sesseln.“<sup>52</sup> Auch dieser Preußenkönig, so sollen wir verstehen, entfernt sich nicht weit von der Don-Quijoterie seines Bruders.<sup>53</sup> Insofern gibt es in der Tat wenig Grund zur Hoffnung – in Berlin ebenso wenig wie in Dresden, wo damals ein anderer König den Dante übersetzte. Die Dante-Übersetzung Johanns von Sachsen gen. Philaethes liefert Herwegh drei Jahre später die Schlusspointe des Gedichts *Les roix s'en vont*.<sup>54</sup> Den hoffnungslosen Vers aus dem *Inferno* zitieren dagegen schon 1861 seine *Nebelbilder*: „Ich sah die Bundespfütze – / Lasciate – Nichts zu hoffen!“<sup>55</sup>

50 HKA Bd. 2. S. 73f.

51 HKA Bd. 2. S. 74.

52 Ebd.

53 Auf die doch wohl schon im Epigramm *Sanssouci* (1843) angespielt wird; vgl. HKA Bd. 1. S. 148. Der zugehörige Kommentar (S. 620f.) erwägt jedoch andere Deutungen.

54 Vgl. HKA Bd. 2. S. 114 u. 117: „[...] den Dante, / Das versteht sich, den versteht / Besser der Verbannte.“

55 HKA Bd. 2. S. 60.

Obwohl sich das Verhältnis von Geist und Macht im Preußen der Bismarck-Ära fundamental geändert hat und Herwegh diese Differenz offensichtlich bewusst ist, knüpft er an die Personalsatire an, die die oppositionelle Vormärzlyrik im Umgang mit der Hohenzollernmonarchie entwickelt hat. Wenn sich beim aktuellen Herrscher nicht – wie beim vermeintlichen ‚Romantiker auf dem Thron‘ – ein falscher Kunstgeschmack nachweisen lässt, wird eben das Fehlen eines Kunstgeschmacks überhaupt (und zwar ironischerweise in überbordenden Kunst-Allusionen) thematisiert. Letztlich ist diese Insistenz wohl auch biographisch begründet: Die gescheiterte Verständigung mit Friedrich Wilhelm IV. bei Herweghs durch seine vorgängige dichterische Apostrophe an den König<sup>56</sup> ausgelöster Audienz 1842 hatte prägenden Einfluss auf seine weitere Entwicklung. „Und ich hab’ an meinen Rex / Keine Briefe mehr geschrieben“, erklärt er, wie oben zitiert<sup>57</sup>, wahrheitsgemäß im Gedicht *Heinrich Heine*. Umso aufmerksamer registrierte der Autor jeden anderen Versuch einer Annäherung oder Anbiederung von Vertretern der literarischen Sphäre an den Berliner Hof. Freiligrath, der das Stipendium des preußischen Königs alsbald zurückgab, wird wegen seiner „Pensionir[ung]“ schon 1843 verspottet.<sup>58</sup> Damals geriet bereits Geibel als bedenklicher Parallellfall in Herweghs Blick; der für seine glatte Formkunst bekannte Lyriker ging in seinen Offerten an das preußische Königshaus so weit, dass er sogar das demonstrative Desinteresse Wilhelms I. an der poetischen Sphäre durchbrach.

Geibel war ein Meister in der Aktivierung königlicher Finanzressourcen. Schon unter König Friedrich Wilhelm IV. hatte der gebürtige Lübecker eine jährliche Unterstützung bezogen. Sie wurde von bayrischen Geldern abgelöst, als Geibel auf Einladung Maximilians II. nach München ging, wo er sich als Haupt eines klassizistisch orientierten Dichterkreises etablierte, ohne freilich seine propreußische Gesinnung aufzugeben. Das führte nach dem Thronwechsel von 1864 zu zunehmenden Spannungen, zumal sich Geibel mit der Vorliebe des neuen bayrischen Königs Ludwig II. für Richard Wagner nicht anzufreunden vermochte. Der Hofpoet suchte also wiederum einen preußischen Herrn und begründete das neue Dienstverhältnis mit einem persönlichen Coup: Bei einem Gastaufenthalt Wilhelms I. in Lübeck ließ er ihm ein lorbeergekröntes Huldigungsgedicht zukommen, das seine

---

56 An den König von Preussen (HKA Bd. 1. S. 52-55).

57 S. o. mit Anm. 20.

58 HKA Bd. 1. S. 121f.

Wirkung nicht verfehlte, zunächst allerdings die Aufkündigung der bayrischen Förderung nach sich zog. Herwegh satirisiert den Vorgang in dem dialogisch angelegten (und gerade darin an Heine gemahnenden<sup>59</sup>) Gedicht *Die Dichter des Augustus oder Der neueste Sängerkrieg* (1868). Zunächst beklagt darin der bayrische König gegenüber dem Dichter dessen Untreue gegenüber seinem bisherigen Herrn und Brotgeber:

„Emmanuel von Geibel, ach,  
Wie lang dich nähren soll er?  
Bezahlt hat dich der Wittelsbach.  
Und du besingst den Zoller!“<sup>60</sup>

Die nächsten drei Strophen bringen als Ansprache an Ludwig II. die Reaktion des „Cäsar“ genannten preußischen Königs: Dieser fühlt sich durch „deines Sängers Festgedicht“ „sehr gehoben / [...] / und übern Main geschoben“. Er ist denn auch sofort zu mäzenatischem Engagement bereit: „Horazen spann’ ich nebst Virgil / an meinen Siegeswagen.“<sup>61</sup> Mit Vergil dürfte der Epiker Wilhelm Jordan gemeint sein, Verfasser der Stabreimdichtung *Die Nibelunge* (1867/68). Der neue Horaz aber ist natürlich Geibel, dessen Revenuen sich im preußischen Dienst verdreifachten.

Wiederum also bezieht sich Herwegh auf das alte Rom und „Cäsar“. Es ist jetzt aber nicht mehr das republikanische Rom gemeint und Iulius Caesar als sein von Freiheitskämpfern zu erdolchender Terminator. Das antike Modell hat sich um wenige Jahrzehnte verschoben: Wir haben es jetzt mit dem kaiserzeitlichen Rom zu tun: „Cäsar“ steht ebenso für Augustus wie für den angehenden deutschen Kaiser Wilhelm I. Im Hinblick auf den Schriftsteller impliziert der antike Name nunmehr statt der Aufforderung zum Tyrannenmord die Alternative zwischen einer Hofdichterexistenz mit dem Zwang zu Apologie oder Affirmation einerseits und oppositioneller Verweigerung andererseits, die notwendig den Gang ins Exil nach sich zieht. Eben diesen Weg ging – aus übrigens bis heute nicht vollständig geklärten Gründen – Ovid, der am Ufer des Schwarzen Meers die unter dem sprechenden

59 Im zweiten der *Lobgesänge auf König Ludwig* beklagt sich der Bayernkönig monologisch, aber in innerer Hinwendung zum angedeuteten preußischen „Schwager“ (eig. Schwiegersohn) über den Weggang seiner geistigen Favoriten aus München nach Berlin: DHA Bd. 1. S. 143-145.

60 HKA Bd. 2. S. 131.

61 HKA Bd. 2. S. 132f.

Titel bekannte Exildichtung *Tristia* verfasste. Herwegh, selbst gerade aus langjährigem Exil zurückgekehrt, sieht seine eigene Mission in eben dieser Richtung. Anfang und Ende des Gedichts *Tristia* (1869) lassen es an Klarheit der politischen Positionierung nicht fehlen und zeigen im Übrigen, wie deutlich für den politisch Hellsichtigen schon zwei Jahre vor der faktischen Reichsgründung der Weg ins neue „Imperium“ erkennbar war:

Sie rufen: Ave, Cäsar, Ave!  
 Besänftigt hat sich mancher Brave  
 Und läuft dem Ueberwinder zu –  
 O Einheit, welch ein Schatz bist Du!<sup>62</sup>

Der Mittelteil des Gedichts erinnert an die Toten der Konterrevolution in Frankreich und Deutschland, deren Gräber sich nicht wieder öffnen werden, und stellt ihnen die Rüstungsanstrengungen der Gegenwart („Achthunderttausend Mann“) entgegen. Auch von der Dichtung wird anscheinend die Akzeptanz der aktuellen Machtverhältnisse erwartet:

Das deutsche Land, der sichre Boden,  
 Thut sich nicht auf; Horaz schreibt Oden,  
 Virgilius besingt den Mann,  
 Arma virumque, der *gewann*.

Ich selber bin, ihr Herrn Collegen,  
 Um eine Rolle noch verlegen;  
 Am Ende spiel' ich den Ovid,  
 Und nenne *Tristia* mein Lied.<sup>63</sup>

Der Spielverderber und Beifallsverweigerer muss sich kritische Fragen Friedrich Gerstäckers anhören<sup>64</sup>, dessen Replik *An Georg Herwegh* die *Tages-Presse* sechs Tage später druckt. Gerstäcker verweist auf das gewachsene Ansehen

62 HKA Bd. 2. S. 133.

63 Ebd.

64 „Weßhalb Dein Grimm? Weil ihn geschaffen / Ein Fürst, den ersten Einheitsbau? / Weil Bruderblut geflossen? Waffen / Den Stoß geführt auf deutscher Au? // Und glaub'st Du Träumer, daß Poeten / Und Phrasen Deutschland je geeint, / Daß mit Gedichten und mit Reden / Den Augiasstall wir je geräumt?“ (*Tages-Presse*, Nr. 10 vom 26.10.1869).

des im Norddeutschen Bund vereinigten Deutschlands in aller Welt und sieht in der Abschaffung des Bundestages den entscheidenden Fortschritt. Die Utopie von 1848 und die auf sie hinführenden Traditionen der Vormärzlyrik sind für diesen Lobredner der äußeren Macht – ebenso wie für den als Apostel der Einheit auftretenden Geibel<sup>65</sup> – tatsächlich „ex“.

---

65 Vgl. Geibels Gedicht „Wenn von außen“, das Herwegh seiner polemischen *Antwort* voranstellt: HKA Bd. 2. S. 134. Auch in dieser Replik wird Wilhelm I. als „Cäsar“ bezeichnet.



Norbert Otto Eke (Paderborn)

## Habituellem Antiklassizismus

Christian Dietrich Grabbe und die Kritik an Klassik und Romantik  
im Vormärz

### Das literarische Feld: ‚drinnen‘ und ‚draußen‘

Eine der Grundannahmen der Bourdieuschen Feldtheorie betrifft den agonalen Charakter der feldinternen Dynamik, die die Beziehungen und Kräfteverhältnisse zwischen Akteuren und Institutionen reguliert. Das Feld ist für Bourdieu Austragungsort von Klassifikationskämpfen zwischen „Inhabern unterschiedlicher Machttitel (oder Kapitalsorten)“<sup>1</sup>. „Jeder“, so Bourdieu, versuche, „die *Grenzen* des Feldes so abzustecken, daß ihr Verlauf den eigenen Interessen entgegenkommt, oder, was auf dasselbe hinausläuft, seine Definition der wahren Zugehörigkeit zum Feld (oder der Zulassungsvoraussetzungen für den Status eines Schriftstellers, Künstlers oder Gelehrten) durchzusetzen – die Definition also, die am geeignetsten ist, ihm selbst das Recht zu verleihen, so zu sein, wie er ist.“<sup>2</sup>

Rainald Goetz, der in viel diskutierten Werkzyklen wie *Heute Morgen* und *Schlucht*<sup>3</sup> das Präsenzstreben der Avantgarde in die Form einer zeitgemäßen Ästhetik der Unmittelbarkeit zu überführen sich zum Ziel gesetzt hatte, hat in seinem 1999 am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg uraufgeführten Stück *Jeff Koons* das Grundprinzip dieses Widerstreits auf eine

---

1 Pierre Bourdieu: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Übersetzt von Bernd Schwibs u. Achim Russer. 7. Aufl. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 2016, S. 342.

2 Pierre Bourdieu: Die Regeln der Kunst [Anm. 1], S. 353.

3 *Heute Morgen, um 4 Uhr 11, als ich von den Wiesen zurückkam, wo ich den Tau aufgelesen hatte* (so der vollständige Titel) erschien als „Geschichte der Gegenwart“ zwischen 1998 und 2000 im Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. in fünf Teilen: *Rave. Erzählung; Jeff Koons. Stück; Dekonspiratione. Erzählung; Celebration. Texte und Bilder zur Nacht; Abfall für Alle. Roman eines Jahres. Schlucht*, 2008-2012 ebenfalls bei Suhrkamp erschienen, besteht aus den Teilen *Klage. Weblog; Loslabern. Bericht Herbst 2008; Elfter September 2010. Bilder eines Jahrzehnts; Johann Holtrop. Roman.*

ebenso einfache wie schlagende Formel gebracht: „die einen wollen raus / die anderen rein, normal“<sup>4</sup>. Goetz nutzt in diesem Stück den als ‚Marke‘ etablierten Künstlernamen Jeff Koons als „Hallraum“<sup>5</sup> und Projektionsfläche für einen (Selbst-)Inszenierungsgestus moderner Kunst, wobei das Verhältnis von ‚drinnen‘ (hier: im erweiterten Sinn das symbolisch generalisierte System ‚Kunst‘ und im engeren Sinn die ‚In‘-Locations der Clubs und der ‚angesagten‘ Partys und Vernissagen) und ‚draußen‘ (hier: die in Gestalt einer „Die Gebückten vom Görlitzer Bahnhof“ genannten Figurengruppe ‚real‘ gewordene, soziale ‚Umwelt‘ des Kunstsystems) die Leitdifferenz vorgibt, in deren Fluchtlinie sich das literarische Feld als Raum des ‚Möglichen‘ im Sinne Bourdieus öffnet, aber auch verschließt.

In einem „Netz oder eine[r] Konfiguration von objektiven Relationen zwischen Positionen“<sup>6</sup> suchen die unterschiedlichen Akteure ihren Platz in Abhängigkeit von dem ihnen zur Verfügung stehenden Kapital (ökonomisch in Form von Besitz, Geld, Aktien; symbolisch in Form von Aufmerksamkeit, Renommee und Prestige). Das Neue hat im Rahmen dieser Positionierungsdynamik, als deren Ergebnis sich das Selbstverständnis von Einzelnen oder auch sozialen Gruppen institutionell sedimentiert, seinen Auftritt als Häresie, als Abweichung vom Anerkannten, was Grenzen in zwei Richtungen gleichermaßen zu ziehen erlaubt, nämlich im Hinblick auf die Verteidigung des Alten und Kanonisierten (*Bewahrung der Tradition*) und im Hinblick auf die Durchsetzung des Neuen im Traditionsbruch (*Entkanonisierung*).

Bourdieu hat die hier sich Ausdruck verschaffende agonale Logik eines Kampfs um Definitionshoheit im literarischen Feld (Was ist Kunst? Was ist Literatur? Wer ist Künstler bzw. Autor?) als Ringen um Zeit bzw. Zeitgenossenschaft beschrieben:

In jedem Feld von Auseinandersetzungen – sei es das soziale Feld in seiner Gesamtheit, das Machtfeld, das der Kulturproduktion, das literarische Feld

4 Rainald Goetz: Jeff Koons. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1998, S. 122.

5 Vgl. „Ein Hau ins Lächerliche“. Der Schriftsteller Rainald Goetz über sein Theaterstück „Jeff Koons“, den US-Skandalkünstler gleichen Namens und den Mut, über die kitschigen Aspekte des Lebens zu schreiben. In: Der Spiegel 1999, H. 50, S. 250-253, hier S. 250.

6 Pierre Bourdieu/Loïc J.D. Wacquant: Die Ziele der reflexiven Soziologie. Chicago-Seminar, Winter 1987. In: Pierre Bourdieu/Loïc J.D. Wacquant: Reflexive Anthropologie. Übersetzt von Hella Beister. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1996, S. 95-249, hier S. 127.

usw. – stehen die darin engagierten Akteure und Institutionen zu jedem Zeitpunkt in einer Beziehung gleichermaßen der Zeitgenossenschaft wie der Ungleichzeitigkeit. [...] Zeitgenossenschaft als Gegenwärtigkeit in derselben Gegenwart gibt es praktisch nur *in dem Kampf*, der die diskordanten Zeiten oder, besser, die durch Zeit und im Bezug zur Zeit getrennten Akteure und Institutionen *synchronisiert*: Die einen, jenseits der Gegenwart situiert, haben Zeitgenossen, die sie anerkennen und von denen sie anerkannt werden, nur unter den anderen avantgardistischen Produzenten und ein Publikum nur in der Zukunft; die anderen, Traditionalisten oder Konservative, (an)erkennen ihre Zeitgenossen nur in der Vergangenheit [...].

Die zeitliche Bewegung, die das Auftauchen einer Gruppe erzeugt, die in der Lage ist, Epoche zu machen, indem sie eine avancierte Position durchsetzt, schlägt sich nieder in einer Verschiebung der Struktur des Feldes der Gegenwart, das heißt der zeitlich hierarchisierten Positionen, die sich in einem gegebenen Feld als Gegensätze gegenüberstehen, wobei sich auf diese Weise jede der Positionen in der Zeithierarchie, die zugleich eine soziale Hierarchie ist, um einen Rang versetzt findet [...].

Auf dem Markt zu einem gegebenen Zeitpunkt einen neuen Produzenten, ein neues Produkt und ein neues Geschmackssystem durchzusetzen heißt, die Gesamtheit der unter dem Gesichtspunkt des Legitimitätsgrades hierarchisierten Produzenten, Produkte und Geschmackssysteme ein Stück weit in die Vergangenheit zu schieben.<sup>7</sup>

Der 1801 als Sohn eines Zuchthaus- und Leihbankverwalters in der fürstlichen Kleinresidenz Lippe-Detmold geborene Dramatiker Christian Dietrich Grabbe (1801-1836), neben Georg Büchner der heute unbestritten wichtigste Wegbereiter des modernen Dramas im frühen 19. Jahrhundert, als Visionär des Medienzeitalters und luzider Geschichtskritiker aber in seiner Zeit eben auch lediglich einer der vielen Autoren, die „ein Publikum nur in der Zukunft“ (Bourdieu) haben sollten, bietet mit seinem ostentativ nach außen getragenen Antiklassizismus ein frühes Beispiel für die Positionierungskämpfe, die das sich herausbildende literarische Feld bestimmen und als solche überhaupt erst durch die Ausdifferenzierung des Literaturmarktes möglich wurden. Mit Grabbe, dem seine bürgerliche Existenz als Militärarchivar (Auditeur) nicht genügte und der hinausstrebe in die Welt des Theaters, dem er in seiner Zeit aber als unspielbar galt, richten die folgenden Ausführungen die Aufmerksamkeit auf den Vormärz als historisch gesehen relativ offene Phase der Modernisierung, die sich im Rückblick als „Suchbewegung

7 Pierre Bourdieu: Die Regeln der Kunst [Anm. 1], S. 256f.

des Experimentierens<sup>8</sup> zwischen zwei relativ stabilen Literatursystemen darstellt: nämlich desjenigen der Goethezeit (das um 1830 relativ abrupt zusammenbricht) und dem des Realismus (in dem sich das System um 1850 restabilisiert).<sup>9</sup> Die Klassifikationskämpfe, die nach Bourdieu das literarische Feld strukturieren, treten in dieser „Labor‘-Zeit“<sup>10</sup>, in der konträre Diskursformationen (Klassik, Romantik, Biedermeier, Vormärz) neben- und gegeneinander bestehen, besonders anschaulich zutage.

### „Goethe hätte ein Herkules sein können“: Grabbe, Goethe und der Vormärz

Mit Verve hat Grabbe sich in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts nicht allein an Goethe abgearbeitet, sondern gleich auch einen generellen Abgesang angestimmt auf die Illusionen des Idealismus. Nicht nur hat er immer wieder seine Biographie kontrastiv gegen diejenige des ‚großen‘ Weimaraners gestellt; er hat Goethe auch die Zeitgemäßheit abgesprochen, da ihm die Verbindung zum ‚Leben‘ gefehlt habe. An seinen Verleger Georg Ferdinand Kettembeil schreibt Grabbe wenige Wochen nach Goethes Tod: „Sir Goëthe konnte ja nicht zum Leben kommen, weil ihn das Leben auf den Händen trug.“<sup>11</sup> Dieses Urteil wiederholt er wenige Jahre später noch einmal gegenüber dem Verleger Carl Georg Schreiner: „Dieser adlig

---

8 Gustav Frank: Romane als Journal: System- und Umweltreferenzen als Voraussetzung der Entdifferenzierung und Ausdifferenzierung von ‚Literatur‘ im Vormärz. In: Journalliteratur im Vormärz. Hrsg. von Rainer Rosenberg u. Detlev Kopp. Bielefeld (Aisthesis) 1996, S. 15-47, hier S. 32.

9 Siehe auch Gustav Frank: Krise und Experiment. Komplexe Erzähltexte im literarischen Umbruch des 19. Jahrhunderts. Wiesbaden (Deutscher Universitätsverlag) 1998.

10 Peter Stein: „Kunstperiode“ und „Vormärz“. Zum veränderten Verhältnis von Ästhetizität und Operativität am Beispiel Heinrich Heines. In: Vormärz und Klassik. Hrsg. von Lothar Ehrlich, Hartmut Steinecke u. Michael Vogt. Bielefeld (Aisthesis) 1999, S. 49-62, hier S. 49.

11 Christian Dietrich Grabbe: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe in sechs Bänden. Hrsg. von Alfred Bergmann. Emsdetten (Lechte) 1960-1973, 5. Band (1970): Briefe I. 1812-1832, S. 377 (Brief an Georg Ferdinand Kettembeil vom 9.7.1832).

gewordene Kaufmannsbengel hat so ziemlich die Sprache, nie das Leben gekannt.“<sup>12</sup>

Mit der hier unterschwellig formulierten Unterstellung, der aus privilegierten Verhältnissen stammende Goethe hätte sich als Autor eingerichtet in einem lebensfernen Sonderbereich der Kunst („Goethe konnte ja nicht zum Leben kommen“), zieht Grabbe eine für die Distinktionsstrategien von Vormärzautoren nicht ungewöhnliche Demarkationslinie gegenüber den Vertretern und Anhängern der sogenannten Kunstperiode, auch wenn ihn dies nicht daran gehindert hat, Goethe am 26. Oktober 1827 eine Ausgabe seiner Dramen in der Hoffnung auf Anerkennung zuzuschicken (Goethe hat ihn nicht einmal einer Antwort gewürdigt). Allein im sarkastischen Ton unterscheidet sich Grabbes Kritik an Goethe, eigentlich an der auf Maß, Takt und Geschmack haltenden Klassik als solcher, dabei von derjenigen anderer Vormärzautoren.

Dem vormärzlichen Begriff von ‚Klassizität‘ kommt in den zeitgenössischen Auseinandersetzungen um ästhetische Verfahren, Schreibweisen und (verbunden damit) auch politische Positionen in erster Linie nicht der Charakter einer Epochensignatur im heutigen Verständnis von ‚Klassik‘ (zumal nicht in seiner Verengung auf eine ‚Weimarer Klassik‘)<sup>13</sup> zu – Bedeutung entfaltet der Begriff ‚Klassizität‘ stattdessen vor allem erst einmal als Abgrenzungskategorie. Die Bedeutung einer Epochenbezeichnung gewinnt ‚Klassik‘ so auch erst nach 1830 im Rahmen des behaupteten Entwicklungsverlaufs der deutschen Nationalliteratur in der beginnenden Literaturgeschichtsschreibung. Georg Gottfried Gervinus darf in dieser Hinsicht als einer der entscheidenden Schrittmacher gelten, hat er doch im 5. Teil seiner einflussreichen *Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen* (1835-1842)<sup>14</sup> – wenn auch noch ohne explizite Benennung einer *Äpoche* ‚Klassik‘ – dem der „Romantische[n] Dichtung“ gewidmeten Schlussabschnitt seiner Darstellung ein umfangreiches Kapitel „Schiller und

12 Christian Dietrich Grabbe: Werke und Briefe [Anm. 11], 6. Band (1973): Briefe II: 1833-1836, S. 281 (Brief an Carl Georg Schreiner, erste Septemberhälfte 1835).

13 Norbert Otto Eke: Klassik im Vormärz. In: Politisch-soziale Ordnungsvorstellungen in der Deutschen Klassik. Hrsg. von Walter Pauly u. Klaus Ries. Baden-Baden (Nomos) 2018, S. 225-244. Ich greife im folgenden Abschnitt auf meine Ausführungen dort zurück.

14 Georg Gottfried Gervinus: Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. Leipzig (Engelmann) 1835-1842.

Göthe“ vorangestellt. Vor Gervinus kennt bereits der Jungdeutsche Heinrich Laube in seiner 1839 erschienenen *Geschichte der deutschen Literatur* eine Phase der deutschen Literaturgeschichte, die er als „Uebergang zur Klassik“ bezeichnet und mit den Autoren „von Hagedorn bis Klopstock“ identifiziert<sup>15</sup>; das „Klassisch-Deutsche“ lässt er dann mit Lessing beginnen. Das Klassische bzw. ‚Klassizität‘ bestimmt sich für Laube dabei als das habitualisiert ‚Mustergültige‘:

Was ist klassisch? Wie vielerlei ist über das Wort hin und her geredet worden! Kurz und hoffentlich gut nehme man es für eine Bezeichnung von musterhaft. Eine Literatur, die auf Principien des Ausdrucks, der Form und des Inhalts beruht, auf Principien, die in sich eine fertige Ausbildung und in ihrem Zeitbereiche eine genügende Anerkennung finden, eine solche ist klassisch. Ursprünglich gehört der volle Begriff einer Poesie hinein. Nämlich: wo Sitte, Gedanke und Glaube eine zweifellose Einigung gefunden, wo die Sprache zur Vollkommenheit ausgebildet ist, wo sie und in ihr das Kunstwerk voll=gestrichenen Maaßes das höhere Leben eines Menschenbereiches ausdrückt. In solcher um und um reichenden Erfüllung, in solchem Aufgehen ineinander des Stoffs, der Menschenansicht und des Ausdrucks liegt die Klassizität.<sup>16</sup>

Laube präzisiert dies wenige Seiten später im Hinblick auf die Form („Streng in der schönen Kunst werden gültige Gesetze erzeugt, aus dieser Einigung und konsequenten Fortbildung heraus wird die That des Talentes zu einer allgemeinen Musterhaftigkeit.“<sup>17</sup>), um das Klassische damit von jüngeren Erscheinungen der Literatur, namentlich der Romantik, abzugrenzen:

Der nächste Ausdruck ist eine in den Hauptumrissen für normal angenommene Sprache. Jedes einzelne große Talent wird in seiner eigenen Gesetztheit begriffen und anerkannt. So entsteht eine romantische Klassik, die allerdings nicht vollendet ist, und deren einst geglaubte Summe erst das werden kann, was man im Vollen und Großen eine klassische Welt nennt.<sup>18</sup>

---

15 Heinrich Laube: *Geschichte der deutschen Literatur*. Stuttgart (Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung) 1839. Bd. 2, S. 3.

16 Heinrich Laube: *Geschichte der deutschen Literatur* [Anm. 15], S. 55.

17 Heinrich Laube: *Geschichte der deutschen Literatur* [Anm. 15], S. 57.

18 Heinrich Laube: *Geschichte der deutschen Literatur* [Anm. 15], S. 57.

Die Bedeutung des ‚Klassischen‘ als Distinktionsmarker vormärzlicher Ästhetik deutet sich hier bereits an. Entschieden setzt so etwa wenige Jahre nach Laube und Gervinus Robert Prutz in seinen *Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart* (1847) die seiner Ansicht nach *abgeschlossene* ‚klassische Epoche‘ der deutschen Literaturgeschichte gegen die zeitgenössische – entschieden *moderne* – Literatur der Gegenwart:

Was heißt nun eigentlich Literatur der Gegenwart? wo beginnt sie? wo ist die Grenze, welches sind die Kennzeichen, daß wir uns nicht mehr in der sogenannten klassischen, daß wir uns in einer neuen, modernen Epoche befinden? Jahreszahlen allein können hier nicht entscheiden; es kommt auf innere Merkmale an, es muß eine geistige Nothwendigkeit, ein Umschwung der gesammten Entwicklung sein, woran wir die neue, moderne Zeit von der alten, klassischen, die gährende, ringende, von der vollendeten, abgeschlossenen unterscheiden.<sup>19</sup>

In der Entgegensetzung ‚vollendet/modern‘ spricht sich die große Selbsterzählung der Zeit als eine des Bruchs mit dem ‚Alten‘, Vorangegangenen, und des Neuansetzens auf allen Ebenen (politisch, sozial, technologisch, literarisch, ästhetisch) aus. Die in diesem Zusammenhang wirksame Distinktionsrhetorik, wie sie sich in Prutz' Vorlesungen lediglich exemplarisch niederschlägt, ist Ausdruck eines mit teils harten Bandagen geführten Kampfs um Meinungsführerschaft und Aufmerksamkeit mit weitreichenden Positionierungs- und Definitionskämpfen auf allen Ebenen<sup>20</sup>, d. h. zwischen einzelnen Autoren (auch Autorengruppen) und auch zwischen Autoren und Institutionen, wie sie vor dem Hintergrund des als krisenhaft empfundenen raschen Wechsels technischer, ökonomischer, politischer, sozialer, wissenschaftlicher und kultureller Transformationen im Vormärz nun in verschärfter Form zu beobachten sind.<sup>21</sup>

19 Robert Prutz: *Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart*. Leipzig (Gustav Mayer) 1847, S. 33.

20 Siehe zu diesen Positionskämpfen auch Wolfgang Bunzel, Peter Stein u. Florian Vaßen: ‚Romantik‘ und ‚Vormärz‘ als rivalisierende Diskursformationen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: *Romantik und Vormärz. Zur Archäologie literarischer Kommunikation in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. Hrsg. von Dens. Bielefeld (Aisthesis) 2003, S. 9-46, hier S. 22f.

21 Symptomatisch für diese Positionskämpfe ist die Fehde der Jungdeutschen mit dem einflussreichen Redakteur (bis 1835) des „Berliner Conversationsblattes“

Die binäre Logik von ‚alt|neu‘, in deren Fluchtlinie die sich als fortschrittlich verstehenden Autoren und Autorinnen modern und zeitgemäß zu sein behaupteten, dabei die Vertreter der ‚marmornen‘ Klassizität, aber auch zeitgenössische Autorenkollegen als alt und verbraucht verwarfen, ist ein Ordnungsinstrument, mit dessen Hilfe sich das Feld kontingenter ästhetischer (und auch politischer) Bewegungen zu einem mehr oder weniger geschlossenen Erzählzusammenhang hatte strukturieren lassen. Letztlich wurde durch sie ‚Klassik‘ als literarische *Epoche* überhaupt „erst geschaffen“.<sup>22</sup>

Die Abgrenzung gegenüber Konzepten einer ästhetischen Autonomie, wie sie Dichtung und Kunsttheorie von Klassik (und auch Romantik) im ausgehenden 18. Jahrhundert formuliert hatten, ist Teil dieser Auseinandersetzungen und Definitionskämpfe. In gegenläufiger Bewegung zur für die Aufklärung noch maßgeblichen Anbindung der ästhetischen Sphäre an die Diskurse von Erziehung, Moral, Religion, Politik etc. hatten Dichtung und Kunsttheorie von Klassik (und auch Romantik) im ausgehenden 18. Jahrhundert der Idee einer ästhetischen Autonomie zum Durchbruch verholfen, wie sie in den Schriften Karl Philipp Moritz' und Kants vorgedacht waren. Schön, so hatte Moritz 1788 in der Schrift *Über die bildende Nachahmung des Schönen* erklärt, sei ein Kunstwerk dann, wenn es nicht funktional im Sinne der aufklärerischen Wirkungsästhetik einem äußeren Zweck (also moral-didaktischen Zielsetzungen) diene, sondern den „Endzweck seines Daseyns in sich selber“<sup>23</sup> habe. Kant wiederum hatte dies in der *Kritik der Urteilskraft* (1790) auf die einfache Formel gebracht, ein Kunstwerk bestimme sich als

---

Willibald Alexis, den sie exemplarisch als Repräsentanten der „ästhetelnden Schönthuererei“ und der „Kunstonanie des verflossenen Jahrhunderts“ (Karl Gutzkow: *Vom Berliner Journalismus*. In: *Forum der Journal-Literatur*. Eine antikritische Quartalsschrift 1 [1831], H. 2, S. 151-204, hier S. 180) mit Hohn und Spott überzogen. Weiterführend dazu Norbert Otto Eke: *Der Kritiker in der Kritik*. Willibald Alexis, das Junge Deutschland und Alexis' autobiographische Fragmente „Erinnerungen aus meinem Leben“. In: Willibald Alexis (1798-1871). Ein Autor des Vor- und Nachmärz. Hrsg. von Wolfgang Beutin u. Peter Stein. Bielefeld (Aisthesis) 2000, S. 55-80.

22 Zur Konstruktion der Epoche ‚Klassik‘ in der Opposition ‚alt|neu‘ siehe Jürgen Fohrmann: *Heines Marmor*. In: *Vormärz und Klassik*. Hrsg. von Lothar Ehrlich, Hartmut Steinecke u. Michael Vogt. Bielefeld (Aisthesis) 1999, S. 63-80, hier S. 65.

23 Karl Philipp, Moritz: *Ueber die bildende Nachahmung des Schönen*. Braunschweig (Schul-Buchhandlung) 1788, S. 13.

„Zweckmäßigkeit ohne Zweck“<sup>24</sup>; es sei das, „was ohne Begriff allgemein“ gefalle, ohne einen moralischen Zweck in sich tragen zu müssen.<sup>25</sup> Goethes Vorstellung, dass „die Cultur durch Kunst ihren eignen Gang gehen“ müsse, „daß sie keiner andern subordinirt seyn“<sup>26</sup> könne, geht in eine vergleichbare Richtung. Schiller, an den Goethe dies am 12. August 1797 von Frankfurt aus schreibt, entwickelte seinerseits Herder gegenüber die Idee der strikten Abtrennung der Poesie von dem, was er „unser Denken und Treiben, unser bürgerliches, politisches, religiöses, wissenschaftliches Leben und Wirken“ nennt. Er wisse für „den poetischen Genius kein Heil, als daß er sich aus dem Gebiet der wirklichen Welt zurückzieht und anstatt jener Coalition, die ihm gefährlich sein würde, auf die strengste Separation sein Bestreben“<sup>27</sup> richte.

Diese Konzepte der Selbstbefreiung der Kunst aus funktionalen Zusammenhängen wurden ab dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts zunehmend mit sozialer Folgenlosigkeit identifiziert.<sup>28</sup> Begleitet von ästhetischen und medialen Formerweiterungen stellten Vormärzautoren dem strikten Autonomieprinzip, das die deutsche Klassik vertreten hatte, nicht allein die Forderung nach einem „Operativwerden“<sup>29</sup> der Literatur entgegen; sie suchten dieser Forderung auch durch die Zusammenführung von getrennt verlaufenden Diskursen (Wissenschaft, Philosophie, Politik, Literatur) in der Verschmelzung von Gattungen und Genres nachzukommen.

---

24 Immanuel Kant: Kritik der Urtheilskraft. In: Kant's gesammelte Schriften, hrsg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Bd. V, Erste Abtheilung: Werke, Bd. 5: Kritik der praktischen Vernunft. Kritik der Urtheilskraft. Berlin (Reimer) 1913, S. 165-544, hier S. 226.

25 Immanuel Kant: Kritik der Urtheilskraft [Anm. 24], S. 219.

26 Friedrich Schiller: Schillers Werke. Nationalausgabe, hrsg. von Norbert Oellers u. Siegfried Seidel. Bd. 37, Teil 1: Briefwechsel. Briefe an Schiller 1.4.1797-31.10.1798. Hrsg. von Norbert Oellers u. Frithjof Stock. Weimar (Hermann Böhlaus Nachfolger) 1981, S. 97 (Brief Goethes an Schiller vom 12.8.1797).

27 Friedrich Schiller: Schillers Werke. Nationalausgabe, hrsg. von Lieselotte Blumenthal u. Benno von Wiese. Bd. 28: Briefwechsel. Schillers Briefe, 1.7.1795-31.10.1796. Hrsg. von Norbert Oellers. Weimar (Hermann Böhlaus Nachfolger) 1969, S. 98.

28 Zum prekären Charakter dieser Autonomie vgl. bereits Michael Müller (u.a.): Autonomie der Kunst. Zur Genese und Kritik einer bürgerlichen Kategorie. Mit Beiträgen von Michael Müller, Horst Bredekamp, Berthold Hinz, Franz-Joachim Verspohl, Jürgen Fredel, Ursula Apitzsch. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1972.

29 Zur Problematik der mit diesem Begriff verbundenen Konzepte vgl. Peter Stein: „Kunstperiode“ und „Vormärz“ [Anm. 10], S. 49-51.

Heinrich Heine hat mit seinen viel zitierten Bemerkungen über die „Endschaft der ‚goetheschen Kunstperiode‘“<sup>30</sup>, geschrieben 1831 und dabei Klassik *und* Romantik umfassend, in diesem Sinn den Leitgedanken eines neuen Epochenverständnisses auf den Begriff gebracht, das seine Identität in der Hinwendung zu einer „Poesie des Lebens“, d. h. einer politischen und eben lebensbezogenen Kunst finden sollte. Was Heine mit dem von ihm verkündeten Ende der sogenannten „Kunstperiode“ (der Begriff selbst ist wohl eine Erfindung Friedrich Schlegels, zumindest verwendet er ihn lange vor Heine<sup>31</sup>) meinte, erschließt sich aus seinem Briefwechsel mit Karl August Varnhagen von Ense und dessen Frau Rahel. Heine beschreibt Goethe hier in einem Brief vom 28. Februar 1830 als großes „Zeitablenkungsgenie[,]“, das sich allein „letzter Zweck“ sein wolle. Die Zeit der von ihm verkörperten weltenfernen „Kunstbehaftigkeit“ aber sei nun unwiderruflich an ihr Ende gekommen: „Es ist noch immer meine fixe Idee“, so Heine, „daß mit der Endschaft der Kunstperiode auch das Goethenthum zu Ende geht“ (wobei mit „Goethenthum“ im Übrigen weniger Goethe selbst als vielmehr seine Epigonen gemeint gewesen waren<sup>32</sup>); „nur unsre ästhetisierende, philosophierende Kunstsinnzeit war dem Aufkommen Goethes günstig; eine Zeit der Begeisterung und der That kann ihn nicht brauchen.“<sup>33</sup>

Dabei zog Heine eine Traditionslinie von der Aufklärung – hier insbesondere von Lessing – über Herder, Schiller und Jean Paul bis zum

---

30 Heinrich Heine: Die romantische Schule. In: Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Hrsg. von Manfred Windfuhr. Bd. 8/1: Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Die romantische Schule. Text, bearbeitet von Manfred Windfuhr. Hamburg (Hoffman und Campe) 1979, S. 121-249, hier S. 125.

31 Vgl. Peter Stein: „Kunstperiode“ und „Vormärz“ [Anm. 10], S. 54.

32 Heinrich Heine: <Die deutsche Literatur von Wolfgang Menzel, 1828>. In: Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Hrsg. von Manfred Windfuhr. Bd. 10: Shakespeares Mädchen und Frauen und Kleinere literaturkritische Schriften, bearbeitet von Jan-Christoph Hauschild. Hamburg (Hoffmann und Campe) 1993, S. 238-248, hier S. 248.

33 Heinrich Heine: Säkularausgabe. Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse. Hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar und dem Centre National de la Recherche Scientifique in Paris. Bd. 20: Briefe 1815-1831, bearbeitet von Fritz H. Eisner. Berlin, Paris (Akademie Verlag) 1970, S. 389f. (Brief Heines an Karl August Varnhagen von Ense vom 28.2.1830).

Jungen Deutschland seiner Gegenwart. Diese ist in seiner Darstellung das Gegenstück insbesondere zu der von ihm als restaurativ, als aus der Zeit gefallen („Sie war nichts anders als die Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters“<sup>34</sup>) und quietistisch gebrandmarkten Romantik, der er pauschal unterstellte, sich nach dem Sturz Napoleons an die Restauration akkommodiert gehabt zu haben:

Die romantische Schule ging damals Hand in Hand mit dem Streben der Regierungen und der geheimen Gesellschaften, und Herr A. W. Schlegel konspirierte gegen Racine zu demselben Ziel, wie der Minister Stein gegen Napoleon konspirierte. Die Schule schwamm mit dem Strom der Zeit, nemlich mit dem Strom, der nach seiner Quelle zurückströmte. Als endlich der deutsche Patriotismus und die deutsche Nazionalität vollständig siegte, triumphierte auch definitiv die volkstümlich germanisch kristlich romantische Schule, die „neu-deutsch-religiös-patriotische Kunst“.<sup>35</sup>

Mit seiner kritischen Einstellung gegenüber der goethezeitlichen Literatur und insbesondere Goethes als Zeitablehnungsgenie stand Heine durchaus nicht alleine, auch wenn unter der Oberfläche literarische Tendenzen und ästhetische Prozesse der zurückliegenden „Kunstperiode“ weiterliefen und auch die neue Literatur keineswegs so homogen war, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. So erklärt der Jungdeutsche Ludolf Wienbarg 1834 in seinen *Aesthetischen Feldzügen* die Zeit der „Behaglichkeit“ für beendet, in der die „früheren Großen unserer Literatur“ in einer „von der Welt abgeschiedenen Sphäre“ gelebt hätten, „weich und warm gebettet in einer verzauberten idealen Welt, und sterblichen Göttern ähnlich auf die Leiden und Freuden der wirklichen Welt hinabschauend und sich vom Opferduft der Gefühle und Wünsche des Publikums ernährend“.<sup>36</sup> Die mit der Julirevolution eröffnete neue Phase der Geschichte habe dem Schriftsteller und dem Kritiker in einem zeitaktuellen Prozess der Annäherung des „Wirkliche[n]“ an das Ideelle<sup>37</sup> nun wieder einen Platz mitten im Leben zubemessen. Und Börne notierte am 20. Mai 1830 nach der Lektüre von Goethes und Schillers Briefwechsel in seinem Tagebuch zur selbstverschuldeten politischen

34 Heinrich Heine: Die romantische Schule [Anm. 30], S. 126.

35 Heinrich Heine: Die romantische Schule [Anm. 30], S. 141.

36 L[udolf] Wienbarg: Aesthetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet. Hamburg (Hoffmann und Campe) 1834, S. 298.

37 L[udolf] Wienbarg: Aesthetische Feldzüge [Anm. 36], S. 299.

Folgenlosigkeit der klassischen Literatur: „Goethe hätte ein Herkules sein können, sein Vaterland von großem Unrate zu befreien; aber er holte sich bloß die goldenen Äpfel der Hesperiden, die er für sich behielt, und dann setzte er sich zu den Füßen der Omphale und blieb da sitzen.“<sup>38</sup>

Die neue Literatur, die Heine und anderen Autoren des Vormärz vor Augen stand, bestimmte sich wiederum über ihren Zeitbezug. ‚Jetztig‘ wollte sie sein, Stellung beziehen: zur zeitgenössischen Wirklichkeit, zur Politik, auch zur Ästhetik; sie wollte das zur Sprache bringen, ‚was an der Zeit ist‘ und das heißt: die Relikte des Alten abtragen, den Feudalismus bekämpfen und das Neue, die Zukunft, literarisch vorwegnehmen, die unter der hässlichen ‚Larve der alten Zeit‘<sup>39</sup> heranwächst. Entsprechend bestimmt Ludolf Wienbarg in seinen *Aesthetischen Feldzügen* den Bruch zwischen Alt und Neu, zwischen ‚Altem Deutschland‘ und ‚Jungem Deutschland‘ im Hinblick auf das von beiden Richtungen poetisch austarierte Verhältnis von Kunst und Leben:

die Schriftstellerei ist kein Spiel schöner Geister, kein unschuldiges Ergötzen, keine leichte Beschäftigung der Phantasie mehr, sondern der Geist der Zeit, der unsichtbar über allen Köpfen waltet, ergreift des Schriftstellers Hand und schreibt im Buch des Lebens mit dem ehernen Griffel der Geschichte, die Dichter und ästhetischen Prosaisten stehen nicht mehr, wie vormals, allein im Dienst der Musen, sondern auch im Dienst des Vaterlandes, und allen mächtigen Zeitbestrebungen sind sie Verbündete. Ja, sie finden sich nicht selten im Streit mit jenem schönen Dienst, dem ihre Vorgänger huldigten, sie können die Natur nicht über die Kunst vergessen machen, sie können nicht immer so zart und ätherisch dahinschweben, die Wahrheit und Wirklichkeit hat sich ihnen zu gewaltig aufgedrungen, und mit dieser, das ist ihre Schicksalsaufgabe, mit dieser muß ihre Kraft so lange ringen, bis das Wirkliche nicht mehr das Gemeine, das dem Ideellen feindliche Entgegengesetzte ist. [...]

Die neue Prosa ist von der einen Seite vulgairer geworden, sie verräth ihren Ursprung aus, ihre Gemeinschaft mit dem Leben, von der andern Seite aber kühner, schärfer, neuer an Wendungen, sie verrät ihren kriegerischen Charakter, ihren Kampf mit der Wirklichkeit, besonders auch ihren Umgang mit der französischen Schwester, welcher sie außerordentlich viel zu verdanken hat.<sup>40</sup>

38 Ludwig Börne: Aus meinem Tagebuche. In: Ludwig Börne. Sämtliche Schriften. Neu bearbeitet und herausgegeben von Inge und Peter Rippmann. Bd. 2. Dreieich (Melzer) 1977, S. 763-845, hier S. 819.

39 L[udolf] Wienbarg: *Aesthetische Feldzüge* [Anm. 36], S. 115.

40 L[udolf] Wienbarg: *Aesthetische Feldzüge* [Anm. 36], S. 298-300.

„Vulgairer“, das heißt: näher am Leben, als dies den Jungdeutschen der ‚reinen‘ Kunst möglich schien – und das zielt ab auf die Synthese von geistig-ästhetischer und politischer Emanzipation („Dienst der Musen“ – „Dienst des Vaterlandes“) als Ausdruck der ‚modernen‘ Kunst.

Diese Konstellation von Alt versus Neu, von Klassik (und Romantik) versus literarischer Zeitgenossenschaft gibt den Rahmen ab für Grabbes Polemik gegen den ‚lebensfernen‘ Goethe, die in seinen antiklassizistischen Formversuchen im Bereich von Drama und Theater auf einer höheren Ebene ganz unmittelbar dann Ausdruck gefunden hat.

### Zur „verteufelt human[en]“ *Iphigenie* ein Gegenstück: *Herzog Theodor von Gothland* als Drama der Inhumanität

Bereits Grabbes dramatischer Erstling *Herzog Theodor von Gothland* ist ein kalkulierter Widerruf der klassischen Humanitätsutopie – ein Gegenstück zur „verteufelt human[en]“<sup>41</sup> *Iphigenie* Goethes, in der sich nichts weniger als die Idee einer allgemeinen Humanisierung ausspricht, die v. a. Herder, Schiller und Humboldt im Rückgriff auf die Antike als Erziehungs- und *Bildungsideal* der ganzheitlichen Selbstvervollkommnung des Subjekts bestimmt hatten. Grabbes *Gothland*, 1822 abgeschlossen, aber erst 1827 veröffentlicht, liest sich geradezu wie das rückwärtige Webmuster zu Goethes ‚gräcisirendem Schauspiel‘, welches das Bild eines glückenden Zivilisierungs- und Humanisierungsprozesses entfaltet, mit dem der mythologische Wiederholungszwang der Gewalt endet. Mitten in der politischen Windstille nach dem Wiener Kongress und der Gründung des Deutschen Bundes reißt der Student Grabbe mit dieser pseudohistorischen Tragödie nicht allein der Illusion einer Kultur der menschlichen Versöhnung die Maske des ‚schönen‘ Scheins vom Gesicht; zugleich damit verabschiedet er auch deren ästhetisches Äquivalent: die klassisch-idealistische Kunstdoktrin der Einheit von Moral, Wahrheit und Kunstschönem.

In der Tradition der elisabethanischen *tragedies of blood* entwirft Grabbe in *Herzog Theodor von Gothland* so ein Theater nicht endender Schrecken,

---

41 Friedrich Schiller: Schillers Werke. Nationalausgabe, hrsg. von Norbert Oellers u. Siegfried Seidel. Bd. 39, Teil 1: Briefwechsel. Briefe an Schiller 1.1.1801-31.12.1802. Text. Hrsg. von Stefan Ormanns. Weimar (Hermann Böhlau Nachfolger) 1988, S. 175 (Brief Goethes an Schiller vom 19.2.1802).

in dem allein der Hass regiert. In seinem Zentrum steht der ursprünglich als Sklave aus „Äthiopien“ verschleppte, nun als Heerführer und Oberpriester der ‚asiatischen‘ Finnen gegen das christlich-europäische Schweden Krieg führende ‚schwarze Mann‘ Berdoa, der mit dem Geschlecht der Gothlands die gehegte, d. h. durch Regeln (Recht und Gesetz) geordnete ‚schwedisch-europäische Welt in einen Taumel der Vernichtung reißt. Berdoa ist eine Figur absoluter Fremdheit; erbarmungslos rächt er seine Erniedrigung zum Sklaven (Nichtmenschen) an dem schwedischen Herzog Theodor von Gothland als dem „Größten / Der Europäer“<sup>42</sup> und als solchem idealtypischen Repräsentanten der weißen ‚Herren‘-Rasse, die dem Afrikaner das Menschsein (im emphatischen Sinne der Aufklärung) abgesprochen und ihn zur Natur-Bestie erklärt hat. Dabei bricht mit Berdoa nicht etwa die besiegte Natur, das Chaotisch-Irrationale und Regellose *von außen* in die wohlgeordnete Welt der Vernunft, das ‚wilde‘ Afrika in den europäischen Ordnungskosmos ein, wo (nach eigener Einschätzung Gothlands) „schon der Mensch zum Menschen ist geworden“<sup>43</sup>. Die Auflösung erfolgt vielmehr *von innen*: dramaturgisch angelegt als Freisetzung der sorgsam eingehegten ‚Tierheit‘ des Menschen. Berdoas Intrighandeln errichtet nicht die Herrschaft des fremden und fernstehenden Bösen in der Welt, sondern bringt lediglich die unter der Oberfläche der Kultur sorgsam versteckt gehaltene Gewalt- und Vernichtungsenergie der schwedisch-abendländischen Gesellschaft zur Implosion.

Das Schreckensszenario des *Gothland*-Dramas ist dramaturgisch noch eng an das in der Zeit populäre Schicksalsdrama angelehnt, lässt aber schon den Dramatiker der Geschichte Grabbe erkennen, der in Stücken wie *Marius und Sulla* (1827), *Napoleon oder die hundert Tage* (1831), *Hannibal* (1835) und *Die Hermannsschlacht* (1836) immer wieder aufs Neue in ganz eigentümlicher Weise Größe, Souveränität und Freiheit als Themen zur Diskussion stellt. Indem Grabbe der bestialiserten Welt anstatt des Wunschbildes vom *Menschen* und damit der Humanität das Zerrbild des *Unmenschen* entgegenhält, erweist er sich bereits hier als einer der Vor-Denker jener ‚schwarzen‘ Moderne, die der fehlgeleiteten bürgerlichen Aufklärung eine kalte Negativität als Gegenprinzip offerieren wird: das Böse, den Hass, das Irrationale. Überhaupt gehen Politik/Macht und (bürgerliche) Moral in der

---

42 Christian Dietrich Grabbe: Herzog Theodor von Gothland. Eine Tragödie in fünf Akten. In: Ders.: Werke und Briefe [Anm. 11], 1. Band (1960), S. 9-208, hier S. 20.

43 Christian Dietrich Grabbe: Herzog Theodor von Gothland [Anm. 42], S. 32.

Figurenkonzeption von Grabbes Geschichtsdramen keine ‚natürliche‘ Verbindung mehr ein. Selbstbestimmung, Autonomie und Freiheit realisieren sich in Grabbes Drama allein außerhalb der Grenzen der Moral; in den nach 1830 entstandenen Stücken nicht einmal mehr dort. Hatte das zurückliegende Jahrhundert der bürgerlichen Aufklärung Fortschritt noch *moralisch* begründet, Modernisierung als Moralisierung verstanden und Politik (als Vehikel eines von der Aufklärung des Verstandes geleiteten allgemeinen Humanisierungskonzeptes) damit zugleich unmittelbar an die Vorstellung sittlichen Handelns herangeführt, konstituieren Grabbes Helden historische ‚Größe‘ nun in einem von ethischen und moralischen ‚Zumutungen‘ freien Raum.

Die Amoralität der Grabbe'schen Helden ist genuiner Bestandteil seiner dramatischen Größenkonzeption: Sie folgt dem Gestus der Überschreitung (von Grenzen, Zwängen und Konventionen). Viele von Grabbes Figuren sind entsprechend überlebensgroß in ihrem Heroismus, in ihrer Amoralität, in ihrer Grausamkeit, in ihrer Bejahung des Todes.<sup>44</sup> Sie erfüllen damit gemessen an der von Grabbe beklagten Kleinheit der sozialen, politischen und kulturellen Verhältnisse der Restaurationszeit die Funktion eines Gegenentwurfs. D. h.: Heroische ‚Größe‘ ist im Drama Grabbes als Denkfigur wirkungsstrategisch ausgelegt als Einspruch gegen das Abgemattete, Banale und Ereignislose der Zeit.

Das lässt sich verdeutlichen an der Figurenkonstellation des zweiten Dramas, mit dem Grabbe unmittelbar auf Goethe reagiert, sich gleich aber auch noch an Mozarts „Dramma giocoso“ *Don Giovanni* und damit an einem Meisterwerk der Oper abgearbeitet hat. Die Rede ist von *Don Juan und Faust*, dem einzigen zu seinen Lebzeiten je aufgeführten Drama Grabbes (1829 in Detmold mit der Bühnenmusik Albert Lortzings, im selben Jahr noch in Koblenz und 1832 in Augsburg).

---

44 Vgl. weiterführend u. a. Manfred Schneider: *Destruktion und utopische Gemeinschaft. Zur Thematik und Dramaturgie des Heroischen im Werk Christian Dietrich Grabbes*. Frankfurt a. M. (Athenäum) 1973; Dietrich Busse: „Aus Nichts schafft Gott, wir schaffen aus Ruinen!“ Geschichte als Prozeß im Werk Christian Dietrich Grabbes. In: *Grabbe Jahrbuch* 5 (1986), S. 11-20.

„Wozu Mensch, wenn du nach Übermenschlichem nicht strebst?“<sup>45</sup>:  
Grabbes Größenphantasien – Amoralität und Größe

*Don Juan und Faust* ist ein Drama des Überdrusses und der Zerrissenheit, das keine humane gesellschaftliche Praxis kennt, und insofern ein Gegenstück zu Goethes *Faust* zumal, den Grabbe im Übrigen nicht sehr geschätzt hat. Zumindest schreibt er 1835 an den Verleger Carl Georg Schreiner – auch dies gehört zu den Zeugnissen seiner gewissermaßen großsprecherischen Distinktionsrhetorik: „Goethes Faust ist nichts als ein frankfurter liederlicher Junge, der sich einbildet, was zu seyn, aber nichts ist, und nur durch den Blick auf den Taunus seiner Phantasie Farbe, durch hübsche Verse und Reime seinen Trivialitäten Pfeffer und Salz gibt. Hätten Sr Excellenz *Viel* geruht, und nicht *Vielerei*, so wär’s besser um Sie.“<sup>46</sup>

Kern des Dramas, das mit dem *Gelehrten* und dem *Verführer* die beiden großen Archetypen der europäischen Dichtung zusammenführt, ist der Konflikt zwischen zwei „Artisten der Übertreibung“<sup>47</sup> ohne Schuld, die gleichermaßen am Ende eines alle Register des Schau- und Spektakeltheaters ziehenden Dramas buchstäblich vom Teufel geholt werden. Im Mit- und Gegeneinander der beiden ‚Großen‘ hatte Grabbe die „Extreme der Menschheit“ gestalten wollen: den „Untergang der zu sinnlichen [und] den der zu übersinnlichen Natur des Menschen“, wie er in einer Selbstrezension des Stückes schrieb.<sup>48</sup> Mit Grabbes Don Juan- und Faust-Figuren zerfällt das Ideal des ganzheitlichen Menschen in zwei widerstrebende Segmente, die jeweils für sich untergehen. Solcherart entzaubert Grabbe die Utopie bürgerlicher Selbstverwirklichung.<sup>49</sup> Faust fällt mit seinem ungezügigten Drang zum

45 Christian Dietrich Grabbe: *Don Juan und Faust. Eine Tragödie in vier Akten.* In: Ders.: *Werke und Briefe* [Anm. 11], 1. Band (1960), S. 415-513, hier S. 485.

46 Christian Dietrich Grabbe: *Briefe II* [Anm. 12], S. 282 (Brief an Carl Georg Schreiner, 1. Septemberhälfte 1835).

47 Ernst Bloch: *Das Prinzip Hoffnung in drei Bänden.* Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1968. Band 3, S. 1178.

48 Christian Dietrich Grabbe: *Briefe I* [Anm. 11], S. 261 (Brief an Georg Ferdinand Kettembeil vom 16.1.1829).

49 Vgl. Olaf Kutzmutz: *Grabbe – Klassiker ex negativo.* Bielefeld (Aisthesis) 1995, S. 93: „Der emphatisch beschworenen Utopie bürgerlicher Selbstverwirklichung, für die Goethes *Faust* steht, entspricht bei Grabbes *Don Juan und Faust* fast synchron die Absage an dieses gesellschaftliche Wunschbild. Horton bezeichnet deshalb mit Recht *Don Juan und Faust* neben *Herzog Theodor von*

Höchsten dem Prinzip des Bösen *von innen*, Don Juan mit seiner absoluten Weltlust dem Prinzip des Bösen *von außen* zum Opfer. Beide allerdings sehen als Größenfiguren ihrem Untergang gelassen entgegen. Faust zieht sich so im Trotz vorzeitig aus der Welt zurück, die ihm keine Möglichkeiten zur Verwirklichung seiner Träume eröffnet. Der Banalisierung seiner selbst zieht er die Selbstzerstörung vor, die als Absage an die von der Utopie verlassene Gegenwart zu verstehen ist. Don Juan wiederum pariert den Versuch des sterbenden Gouverneurs, ihn doch noch auf das in Gott inkarnierte Sittengesetz des moralisch Guten zu verpflichten, mit derselben gleichgültigen Gelassenheit, wie der ‚niederührte‘ Schlächter Arboga im *Gotthland* die Verkündung des über ihn verhängten Todesurteils<sup>50</sup> und zieht im Glauben, zumindest in der außerordentlichen Größe der Qual sein Größen-Ich bewahren zu können, bewusst die Hölle dem mittelmäßigen Erdenleben vor (die Begnadigung, die ihm offensteht, weist er zurück):

Was  
 Ich *bin*, das *bleib* ich! Bin ich *Don Juan*,  
 So bin ich nichts, werd ich ein *anderer*!  
 Weit eher *Don Juan* im Abgrundsschwefel  
 Als *Heiliger* im Paradieseslichte!<sup>51</sup>

Don Juan ist ‚groß‘, größer eigentlich noch als Faust. Prototyp der amorali-schen und widerständigen ‚Größen‘-Figuren Grabbes aber ist letztlich auch nicht dieser Don Juan, der noch dem ihn zur Hölle hinabziehenden Teufel

---

*Gotthland und Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung* als ‚Dramen der Desillusionierung‘, als ‚praktische Beispiele für den Zusammenbruch des Idealismus angesichts der Realität‘:

50 „DER GOUVERNEUR O meine Tochter! – / Nicht willst du den Trost / Mir geben, daß du von ihr abläßt? / DON JUAN Nimmer! / DER GOUVERNEUR So höre denn, was ich als halbe Leiche / Noch zu dir rede: durch die Todesnacht / Zuckt es wie Blitzstrahl – es lebt ein Gott – / DON JUAN Meintalben!“ (Christian Dietrich Grabbe: Don Juan und Faust [Anm. 45], S. 472.). Siehe dazu auch Christian Dietrich Grabbe: Herzog Theodor von Gotthland [Anm. 42], S. 205f.: „KÖNIG Niemals soll man von mir sagen, / Ich sei grausam gewesen – Euer Leben kann / Ich Euch nicht schenken, aber Eure Strafe / Kann ich zur Hälfte Euch erlassen / *Zu einigen Soldaten* Geht / Und schlägt den Kopf ihm ab! / ARBOGA Meintwegen! *Er wird abgeführt.*“

51 Christian Dietrich Grabbe: Don Juan und Faust [Anm. 45], S. 513.

mit den Worten trotzts „Noch jetzt ruf ich, als letztes Wort auf Erden: ‚*König und Ruhm, und Vaterland und Liebe!*‘“<sup>52</sup>, sondern in erster Linie der bedenkenlos über Leichenberge hinweg seine politischen Ziele, nämlich die ‚Reinigung‘ der „Zeit von ihren Auswüchsen“<sup>53</sup>, ansteuernde römische Feldherr Sulla in Grabbes Dramenfragment *Marius und Sulla*.

Sulla ist der Repräsentant einer autoritären, auf das Führerprinzip und die Verachtung der Massen zugeschnittenen Ordnungs-Utopie, zugleich aber auch eine Figur des Übergangs. Zwar hebt das Stück die für das Charakterprofil der Grabbe'schen Ausnahme-Helden konstitutive Amoralität tendenziell im geschichtlich Notwendigen auf; im zweckrationalen Handeln des herz- und mitleidlosen Machtpolitikers Sulla aber, der mit den Mitteln des Schreckens die Anarchie im Staate bekämpft, „um dann desto sicherer das Bessere wieder aufrichten zu können“<sup>54</sup>, schärfen sich so bereits auch die Konturen der Trennung von Politik und Moral in ihrem modernen Zuschnitt. Dem von seinem Gegner Marius, dem Repräsentanten eines greisen Heroentums, entfesselten Bürgerkrieg tritt in Gestalt des „Schlaukopf[s]“<sup>55</sup> Sulla die regulierende Ordnungsmacht der zweckrationalen Vernunft entgegen, die den Teufel mit dem Beelzebub austreibt. Als einer von den schon von Gothland gerühmten „großen Ärzten / Der Menschheit“<sup>56</sup> ertränkt er den Aufstand seines Gegenspielers, des „alte[n] Weltbeherrscher[s]“<sup>57</sup> Marius, regelrecht im Blut: (regulierte) Gewalt exorziert (anarchische) Gewalt.<sup>58</sup>

Der Titel *Marius und Sulla* legt auf den ersten Blick den Geschichtsprozess dabei auf eine Alternative hin fest. Zwei konträre Prinzipien scheinen in den titelgebenden Figuren enggeführt, von denen das eine dem anderen als dem vermeintlich moderneren unterliegen wird. Souverän in seiner

---

52 Christian Dietrich Grabbe: Don Juan und Faust [Anm. 45], S. 513.

53 Christian Dietrich Grabbe: Marius und Sulla. Eine Tragödie in fünf Akten. Zweite Fassung. Noch unvollendet. In: Ders.: Werke und Briefe [Anm. 11], 1. Band (1960), S. 339-409, hier S. 393.

54 Christian Dietrich Grabbe: Marius und Sulla [Anm. 53], S. 393.

55 Christian Dietrich Grabbe: Marius und Sulla [Anm. 53], S. 348.

56 Christian Dietrich Grabbe: Herzog Theodor von Gothland [Anm. 42], S. 110.

57 Christian Dietrich Grabbe: Marius und Sulla [Anm. 53], S. 343; Hervorhebung N. O. E.

58 Vgl. dazu Detlev Kopp: Chaos und Ordnung. Überlegungen zu Grabbes Dramenfragment „Marius und Sulla“. In: Grabbes Gegenentwürfe. Neue Deutungen seiner Dramen. Hrsg. von Winfried Freund. München (Fink) 1986, S. 33-43, hier S. 38.

Befähigung zur rationalen Kalkulierung seiner Mittel, tritt Sulla einem von seinen Leidenschaften regierten Kontrahenten entgegen, an dessen Beispiel Grabbe die Verselbständigung der Gewalt, ihre Loslösung von den primären politischen und historischen Zielen exemplifiziert. Unter der Oberfläche dieses Konfliktschemas entfaltet das Drama aber das letzte Gefecht zweier Repräsentanten eines gleichermaßen ‚übermenschlichen‘, damit zugleich asozialen Heroentums, die sich wechselseitig liquidieren – im Falle Sullas, der am Ende seinen Gegenspieler verloren hat, mit verzögerter (Langzeit-) Wirkung – und einem neuen Pragmatismus das Feld räumen, der in der glanzlosen (unheroischen) Leere der Restaurationszeit als „Realpolitik“ auftritt. Die Titelkonjunktion („Marius *und* Sulla“) betont letztlich das Gemeinsame der Figuren. Beide agieren gleichsam von einem historischen Sockel herab: als Standbilder vergangener Größe – mit dem einen Unterschied allerdings, dass der Sockel, auf dem Marius steht, bereits zu Beginn des Dramas bröckelt. Während Sulla mit kühlem Kopf das ihm „Mögliche“ tut – und erreicht –, zeigt das Monument des siebenmaligen Konsuls Marius Risse schon, bevor er selbst sich den Untergang bereitet. Immerhin führt Grabbe den „alte[n] Riese[n]“<sup>59</sup> gleich zu Beginn seines Dramas in Abhängigkeit von ihm als Person nicht mehr zugänglichen historischen Faktoren vor.<sup>60</sup> Sulla wiederum hat am von Grabbe nur noch skizzierten Ende als „Diktator Perpetuus“ eine unumschränkte Machtposition erreicht; er ist „*der Herr der Welt*“<sup>61</sup> – und tritt ab. In dem Moment, in dem er den Gipfel der Macht erklommen hat, verliert er die Möglichkeit der Spiegelung im anderen.

Mit Sullas souveräner Selbstabdankung deutet sich an, was in Grabbes späteren Werken explizit zum Gegenstand wird: die Erkenntnis der Ir-Realität des Heroischen in der ‚bleiernen Zeit‘ der auf den Wiener Kongress folgenden Restauration. Die nach der Juli-Revolution entstandenen Dramen Grabbes führen das Konzept des ‚großen Ichs‘ so an sein Ende. Hannibal, der Held des gleichnamigen Dramas, scheitert mit seinen hochfliegenden Plänen am mangelnden politischen Weitblick und dem kleinlichen Egoismus, dem ‚Krämergeist‘, der karthagischen Führungsschicht, die dem autoritären modernen Ordnungsstaat Roms nichts mehr entgegenzusetzen hat. Und der verbannte Napoleon, der von Elba aus noch einmal zur Eroberung von Macht und Glanz aufbricht, darf in *Napoleon oder die hundert Tage* zwar

59 Christian Dietrich Grabbe: Marius und Sulla [Anm. 53], S. 353.

60 Olaf Kutzmutz: Grabbe – Klassiker ex negativo [Anm. 49], S. 71.

61 Christian Dietrich Grabbe: Marius und Sulla [Anm. 53], S. 408.

noch einmal den Anspruch absoluter Selbstbestimmung verkünden („Ich bin Ich, das heißt Napoleon Bonaparte, der sich in zwei Jahren Selbst schuf“<sup>62</sup>), als Spielfigur seines Geschichtsdramas aber ist der auf dem Schlachtfeld von Belle Alliance endgültig besiegte Imperator lediglich noch das Objekt einer zwiespältigen Erinnerung an das alte Größenkonzept.

„das jetzige Theater taugt nichts, – meines sey die Welt“<sup>63</sup>:  
Grabbe – Strategie des Literaturmarkts

Das Wissen um den porösen Charakter der ‚Größe‘ wie der Moral als Schutzhüllen gegen die Kontingenz: Das ist es, was Grabbes Dramen mitlaufen lassen, wenn sie ihre Helden auf der Bühne der Geschichte ihre Pirouetten drehen lassen. Das ist Antiklassizismus gleichsam auf der inhaltlichen Ebene, der formale Konsequenzen in der Maßlosigkeit einer Dramaturgie nach sich zieht, die das Theater – am nachdrücklichsten wohl in *Napoleon oder die hundert Tage* – im Dienst des Realismus zum akustischen und optischen Schlachtfeld, zum sinnlichen Erfahrungsraum der Polyphonie der Welt zu verwandeln trachtet. Grabbe reagiert mit diesen antiklassischen *Formversuchen* dabei ganz unmittelbar auf den desolaten Zustand des Theaters im Vormärz, der verschleiert wird durch die immer wieder in der zeitgenössischen Literatur begegnende Hochschätzung der Bühne als „Aggregat des gesellschaftlichen Lebens“<sup>64</sup>, wie sie exemplarisch in der Einleitung des 1839 erschienenen *Allgemeinen Theaterlexikons* von Blum, Herloßsohn und Marggraff formuliert ist.

Die allerdings ebenso häufig begegnenden Klagen über das desolate Erscheinungsbild des Theaters auf allen Ebenen – Schauspielkunst, Zuschauerkunst, Regie, Text – vermitteln ein etwas anderes Bild. Robert Prutz’

62 Christian Dietrich Grabbe: *Napoleon oder die hundert Tage*. Ein Drama in fünf Aufzügen. In: Ders.: *Werke und Briefe* [Anm. 11], 2. Band (1963), S. 315-459, hier S. 390.

63 Christian Dietrich Grabbe: *Briefe I* [Anm. 11], S. 309 (Brief an Georg Ferdinand Kettenteil vom 4.8.1830).

64 *Allgemeines Theater-Lexikon oder Encyclopädie alles Wissenswerthen für Bühnenkünstler, Dilettanten und Theaterfreunde*. Unter Mitwirkung der sachkundigsten Schriftsteller Deutschlands. Hrsg. von R[obert] Blum, K[arl] Herloßsohn u. H[ermann] Marggraff. Bd. 1. Altenburg, Leipzig (Expedition des Theater-Lexikons) 1839., S. IX.

Überzeugung, dass kein „anderer Zweig weder der Literatur noch der Kunst [...] so unmittelbar in die Öffentlichkeit des praktischen Lebens“ eintrete, kein anderer „sich dem Publikum so handgreiflich Aug’ in Auge“ stelle, „wie dies, durch Vermittlung des Theaters, mit der dramatischen Literatur der Fall“<sup>65</sup> sei, steht so etwa die Klage Ludwig Börnes entgegen, die Deutschen hätten kein Theater und könnten aufgrund der politischen Verhältnisse auch keines haben, was zwar den „niederen Stand der deutschen Schauspielkunst“ erklären möge, diesen allerdings nicht entschuldigen könne.<sup>66</sup> Börnes Kritik stellt nicht nur die von Prutz in seinen *Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters* (1847) so emphatisch vorgetragene Einschätzung über die Bedeutung der dramatischen Literatur infrage; sie widerruft geradezu auch den von Heinrich Theodor Rötischer 1843, immerhin in Rottecks/Welckers „Staats-Lexikon“, behaupteten Stellenwert des Theaters als „großer Factor in dem Welt- und Völkerleben“, als eines „mächtige[n] Element[s] für die Cultur der Massen und in seiner höchsten Bedeutung [...] großes sittliches Institut, das je weiter die Menschheit in der Theilnahme an den Interessen der Zeit fortschreitet, je mehr sie sich zum Antheil an dem öffentlichen Leben steigert, je mehr der Mensch in seinem Wirken, Handeln und Leiden das höchste Object des Menschen wird, auch um so mächtiger und belebender in den ganzen Kreis der Bildung eingreifen muß.“<sup>67</sup>

Das vernichtende Urteil Börnes über die Theaterverhältnisse seiner Zeit zielte in erster Linie dabei auf das Schauspiel, das sich im Vormärz in einem unverkennbaren Konkurrenzverhältnis mit der beim Publikum ungleich populäreren Oper befand. Kommerzielle Erwartungen, mit denen insbesondere die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in großer Zahl als (in der Regel) Aktiengesellschaften gegründeten städtischen Theater zu kämpfen hatten, und politische Reglementierung (Zensur) lähmten überdies das Sprech-Theater, was dazu führte, dass von den Bühnen ungeachtet ihrer

65 R[obert] E[duard] Prutz: *Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters*, Berlin (Duncker und Humblot) 1847, S. 9f.

66 Ludwig Börne: *Dramaturgische Blätter*. Vorrede. In: *Sämtliche Schriften*. Neu bearbeitet und hrsg. von Inge u. Peter Rippmann. Bd. 1. Dreieich (Melzer) 1977, S. 205-218, hier S. 216.

67 H[einrich] Th[eodor] Rötischer: *Theater und dramatische Poesie in ihrem Verhältnisse zum Staate*. In: *Staats-Lexikon oder Encyclopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands* hrsg. von Carl von Rotteck und Carl Welcker. Bd. 15. Altona (Johann Friedrich Hammerich) 1843, S. 388-408, hier S. 395.

kulturellen Hochwertung kaum innovative ästhetische Impulse ausgingen, das Theater vielmehr weithin Unterhaltungsbedürfnisse seines Publikums zu befriedigen suchte und sich dementsprechend auf Zerstreutes und vor allem auf die verschiedenen Ausprägungen des bürgerlichen Lachtheaters (Volksstück, Komödie, Posse, Schwank) sowie auf die Aufführung von Familiendramen und Rührstücken konzentrierte.<sup>68</sup> Auf der Rückseite der Professionalisierung des Theaterbetriebs, die sich im Gefolge der National-, Hof- und Privattheatergründungen im 18. Jahrhundert eingestellt hatte, machen sich im beginnenden 19. Jahrhundert allenthalben und auf allen Ebenen (Drama und Darstellungskunst) so Tendenzen zur Trivialisierung und Kommerzialisierung bemerkbar, was noch einmal dadurch verstärkt wurde, dass für Inszenierungen in der Regel nur wenige Probenstage zur Verfügung standen, eine intensivere Auseinandersetzung mit den Spielvorlagen und eine gründliche Vorbereitung der Aufführungen damit so gut wie nicht möglich war.

Das ist die Situation, in die Grabbe mit seinen Vorstellungen über ein neues Theater regelrecht *hereinbricht* und mit denen er letztlich auch *einbricht*. Grabbe war sich dabei sehr wohl bewusst, dass seine Dramaturgie die Theater überfordern musste, glaubte aber auch an die Entwicklungsfähigkeit der Darstellungs- und Darbietungstechniken. Zugleich behauptete er die innere Bühne der Imagination als zentralen Bühnenraum. An den Kritiker Wolfgang Menzel schreibt er am 15. Januar 1831:

Sie wünschen mich populärer. Mit Recht. – Aber theatralischer? der Manier des jetzigen Theaters entgegenkommender? – Ich glaube, unser Theater muß dem Poeten mehr entgegenkommen. Das thut es aber weder durch Eröffnung pecuniären Gewinnstes, noch durch Darbietung tüchtiger Künstler. Wäre an das Schauspiel das gewendet, was in der letzten Syruszeit an die Oper verschwendet ist, es ließe sich sogar ein Gothland aufführbar machen. Übrigens ist auch (natürlich nach meiner Einzelmeinung) das Drama nicht an die Bretter gebunden – der geniale Schauspieler wirkt durch etwas ganz Anderes [...]

---

68 Vgl. Bernd Kortländer: „... was gut ist in der deutschen Literatur, das ist langweilig und das Kurzweilige ist schlecht“. Adaptionen französischer Lustspiele im Vormärz. Anmerkungen zu einem unübersichtlichen Thema. In: Theaterverhältnisse im Vormärz. Hrsg. von Maria Porrmann u. Florian Vaßen. Bielefeld (Aisthesis) 2002, S. 197-211, hier S. 199f.

als der Dichter, und das rechte Theater des Dichters ist doch – die Phantasie des Lesers.<sup>69</sup>

Im zweiten Abschnitt seiner Abhandlung *Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben* bestimmt Nietzsche den Ruhm als den „Glaube[n] an die Zusammengehörigkeit und Continuität des Grossen aller Zeiten“; er sei „Protest gegen den Wechsel der Geschlechter und die Vergänglichkeit.“<sup>70</sup> In diesem Sinne verfolgte Grabbe in der festen Überzeugung künftigen Erfolgs – „kommt tempus, kommt Grabbe“, so der Autor Ende April 1823 an den Freund Ludwig Gustorf<sup>71</sup> – die Absicht, seinen Autornamen in das Gedächtnis einzuschreiben, den ‚ewigen‘ Namen hervorzubringen (und dieses symbolische Kapital möglichst schon zu Lebzeiten in ökonomisches umzumünzen). Dass Grabbe sich gleichzeitig antibürgerlich und antisozial gebärdete und doch die Anerkennung der bürgerlichen Gesellschaft geradezu ersehnte, ist insofern auch kein Widerspruch, markiert vielmehr die zwei Seiten ein und derselben Strategie der Selbstpositionierung im literarischen Feld.

Im Hinblick auf die Durchsetzung seiner Ziele setzte er auf den „großen Eclat“<sup>72</sup>, auf das Nicht-Konforme, Regelwidrige, Anarchische, auf das Wilde als Form der Überbietung zur Hebung der Ressource ‚Aufmerksamkeit‘. „Contraste“, so begründet er am 1. Juni 1827 seinem Freund und Verleger Georg Ferdinand Kettembeil gegenüber entsprechend die von ihm gewünschte Anordnung seiner Dramen in den dann im Oktober 1827 erscheinenden *Dramatischen Dichtungen*, „wirken auf dumme Leute am ersten, die Kinder malen Schwarz neben Weiß, – nun sind die meisten Menschen dumm, also pp. Fehlt auch alles, *imponiren* müssen wir.“<sup>73</sup>

69 Christian Dietrich Grabbe: Briefe I [Anm. 11], S. 318 (Brief an Wolfgang Menzel vom 15.1.1831).

70 Friedrich Nietzsche: *Unzeitgemässe Betrachtungen*. Zweites Stück: *Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben*. In: Friedrich Nietzsche: *Sämtliche Werke*. Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden. Hrsg. von Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. 1. Band. München (DTV) 1980, S. 260.

71 Christian Dietrich Grabbe: Briefe I [Anm. 11], S. 79 (Brief an Ludwig Gustorf, Ende April 1823).

72 Christian Dietrich Grabbe: Briefe I [Anm. 11], S. 169 (Brief an Georg Ferdinand Kettembeil vom 12.7.1827).

73 Christian Dietrich Grabbe: Briefe I [Anm. 11], S. 158 (Brief an Georg Ferdinand Kettembeil vom 1.6.1827).

Der Aplomb von Grabbes Abfertigung nicht allein Goethes, sondern gleich auch der Mehrzahl seiner zeitgenössischen Autorenkollegen lässt sich im Horizont dieses Kalküls lesen als Ausdruck berechnender Selbstpositionierungsbemühungen in einer Zeit des Nebeneinanders „rivalisierende[r] Diskursformationen“<sup>74</sup>. Ich verweise hier lediglich exemplarisch auf seine Geringschätzung u. a. Karl Gutzkows („Gutzkow und das junge Deutschland sind in Verachtung gerathen, werden sich auch nicht herausretten, weil sie kein Talent haben. Sie wollten mich auch fangen. Ich hütete mich, doch diese Wally ist ganz ohne Bedeutung“<sup>75</sup>), Rahel Varnhagens („Nein ich kann dem Rachel-Vieh nicht durch drei Bände nachlaufen. Sie liegen beian. Ich mag keine Disteln und bin kein Esel.“<sup>76</sup>), Ludwig Börnes („Börnes Briefe kenne ich nicht. Er ist ein Narr, der sich nicht genug anerkannt glaubt, und Onanie ist ein schlechter Trost.“<sup>77</sup>) und insbesondere Heines (das antisemitische Ressentiment in diesem Fall ist nicht untypisch für Grabbes Rasereien): „Heine ist ein magrer, kleiner, häßlicher Jude, der *nie* Weiber genossen hat, sich deshalb alles einbildet. Sein Schmerz, so unnatürlich er ist, mag wirklich seyn. Poesien sind seine Gedichte aber nicht. Abwischerei. Eine tüchtige Hure schmisse ihn aus dem Fenster.“<sup>78</sup>

Nur derjenige fällt auf, der sich absetzt vom Gewöhnlichen – das ist die Einsicht, die Grabbes Strategie des ‚Imponierens‘ angesichts eines unübersichtlich gewordenen Literaturmarkts („Die Litteratur ist ein Meer geworden, in dem man Golfströme nicht mehr sieht.“<sup>79</sup>) antreibt. In einem Brief an seinen Verleger Kettembeil liest sich dies als Credo des anderen:

Wie! Tausend Teufel! Ich speie in die sogenannte Poesie! Ich halte das Herz für eine in das unrechte Loch gelaufene Billard-Kugel! Ich bin, wenn ich eitel

---

74 Wolfgang Bunzel, Peter Stein u. Florian Vaßen: ‚Romantik‘ und ‚Vormärz‘ als rivalisierende Diskursformationen [Anm. 20].

75 Christian Dietrich Grabbe: Briefe II [Anm. 12], S. 340f. (Brief an Moritz Leopold Petri vom 21.6.1836).

76 Christian Dietrich Grabbe: Briefe II [Anm. 12], S. 247 (Brief an Carl Georg Schreiner vom 11.6.1835).

77 Christian Dietrich Grabbe: Briefe I [Anm. 11], S. 364 (Brief an Georg Ferdinand Kettembeil vom 28.12.1831).

78 Christian Dietrich Grabbe: Briefe II [Anm. 12], S. 272 (Brief an Carl Georg Schreiner, zweite Julihälfte 1835).

79 Christian Dietrich Grabbe: Briefe I [Anm. 11], S. 309 (Brief an Georg Ferdinand Kettembeil vom 4.8.1830).

bin, eher auf alles andere eitel als auf meine früheren Poesie-Producte, – ich fühle, sie jetzt weit überflügeln zu können, aber, bei meinem Mephisto, sollte ich mich irren, oder haben meine Dir überschickten Dramen nicht mehr Kern, Feuer pp als die Eseleien der sämtlichen heurigen Dramatiker? Diese letzteren Herrn sind fein, oft regelrecht (wie die Ignoranten nach Maaßgabe ihrer Kritik meinen) – aber das *auch* zu werden, ist mir jetzt wahre *Kleinigkeit*, – machen die Herren nur erst Bilder, Gedanken, Pläne, Entwürfe, verschiedene Charactere, wie ich sie vor 5 Jahren machte.<sup>80</sup>

Geradezu generalstabsmäßig plant Grabbe die Einführung des Markenzeichens ‚Grabbe‘, das er mit den Attributen des Genialischen, Exzentrischen, bisweilen Absonderlichen – „*Selbstschmeichelei[en] pro necessitatis*“<sup>81</sup> – ausstattet. Berechnend spielt Grabbe auf der Klaviatur der Öffentlichkeit, mobilisiert den feuilletonistischen Distributionsapparat, dem er mit einer (stilisierten) Biographie ‚von unten‘ einen zumindest Aufmerksamkeit versprechenden Gegenentwurf zum Typus der hehren Dichterbiographie (oder was er davon hielt) vom Schlage Goethes anbietet. Ganz beiläufig lässt er so nicht nur in Briefen an seinen Verleger das bizarre Bild des unter Mördern aufgewachsenen Kindes anklingen („ich leitete als Kind an einem wollenen Faden einen Mörder, der begnadigt, 70 Jahre alt, und mein täglicher Gesellschafter war“<sup>82</sup>); er erteilt Kettembeil ausdrücklich auch eine Art Generallizenz zur Ausmalung des Markt-Produkts ‚Grabbe‘ (Fälschungen eingeschlossen<sup>83</sup>):

---

80 Christian Dietrich Grabbe: Briefe I [Anm. 11], S. 309 (Brief an Georg Ferdinand Kettembeil vom 1.6.1817).

81 Christian Dietrich Grabbe: Briefe I [Anm. 11], S. 174 (Brief an Georg Ferdinand Kettembeil vom 3.8.1827).

82 Christian Dietrich Grabbe: Briefe I [Anm. 11], S. 164 (Brief an Georg Ferdinand Kettembeil vom 25.6.1827).

83 Vgl. dazu etwa den Schluss des Briefs an den Verleger Kettembeil vom 13.1.1828 (Grabbe erwägt hier unter anderem die Inszenierung eines werbewirksamen Skandals): „Soll ich dem Börne um ihn zu reizen einen Brief schreiben? Es wird mir aber schwer werden. Bei Katholiken gib mich nur für bekehrt und katholisch aus, und bei Juden meinerwegen für einen Juden, – was frag’ ich nach der Chaussee, wenn ich nur die Stadt erreiche.“ (Christian Dietrich Grabbe: Briefe I [Anm. 11], S. 204f. (Brief an Georg Ferdinand Kettembeil vom 13. [recte: vom 12.] 1.1827).

Etwas kennst Du von den Verhältnissen, die auf mich eingewirkt; ganz kann ich sie Niemanden, oder Dir höchstens mündlich einmal vertrauen; Sohn ziemlich geringer Eltern (jetzt statt ? – Zuchtmeister, Zuchthausverwalter), mitten in Gefängnißscenen als Kind erwachsen, sodann selbstständig und ohne Controlle die Schule besuchend, in den höchsten Ständen Zuneigung findend, früher bloß Wissenschaft liebend, besonders Diplomantik und zu diesem Fache bestimmt, – dann – dann – in innere und äußere Abgründe, die ich stets bestmöglich verstecken mußte und muß, – Haß auf die detmoldischen kleinlichen Umgebungen a priori und doch jedem schmeichelnd, – Leipzig, Berlin, – durch Tiecks Ruf in Dresden, – vor Kunstgeschwätzen und – daraus fortgegangen, – nun in ein vielfaches Geschäftsleben als Jurist geworfen, – braue daraus pp, was Du magst.<sup>84</sup>

Zu der solcherart vorbereiteten Positionierung im Literaturmarkt gehört auch die Serie der von Grabbe konzipierten Selbstrezensionen, kleinen Meisterwerken der Camouflage, die er über seinen Verleger lancieren ließ. In ihnen präsentiert Grabbe sich als auf schmalen Grat wandelndes ‚tolles‘ Genie<sup>85</sup> und – dabei innerlich selbst zerrissenen – alles niederreißenden (Geistes-)Titan.<sup>86</sup> „Narren“, so Grabbe 1832 in zu diesem Zeitpunkt schon bitterem Zynismus an den Verleger Kettembeil, „müssen als Narren behandelt werden. Und solange das Gepack so dumm ist, muß man mit ihm heulen, bis man ihm bequem in den Nacken schlagen kann. Darum könntest Du wohl etwas einsetzen, um in dieser schurkenvollen Welt durch bestellte Recensionen etwas für Dich und mich aller Orts zu thun.“<sup>87</sup>

In der Verachtung für das „Gepack“ deutet sich zugleich mit der für Grabbe typischen Selbstüberhebung ein Stück weit bereits auch die Lebenstragik des ‚Strategen‘ Grabbe an, dem die Selbststilisierung (und auch Selbstinszenierung) als ‚tolles‘ Genie im Laufe der wenigen Jahre bis zu seinem frühen Tod zur zweiten Identität wurde, aus der es für ihn keinen Rückweg mehr gab in

84 Christian Dietrich Grabbe: Briefe I [Anm. 11], S. 190 (Brief an Georg Ferdinand Kettembeil vom 2.12.1827).

85 Vgl. Christian Dietrich Grabbe: Briefe I [Anm. 11], S. 261-264 und S. 275-278 (Briefe an Georg Ferdinand Kettembeil mit Rezensionentwürfen vom 16.1. und vom 3.6.1829). Vgl. dazu ebd., S. 193-196 (Brief an Georg Ferdinand Kettembeil vom 28.12.1827).

86 Christian Dietrich Grabbe: Briefe I [Anm. 11], S. 159 (Brief an Georg Ferdinand Kettembeil vom 1.6.1827).

87 Christian Dietrich Grabbe: Briefe I [Anm. 11], S. 376 (Brief an Georg Ferdinand Kettembeil vom 9.7.1832).

die Rolle des ruhigen, abgeklärten Dramatikers, die er für sich als Zielpunkt allen Renommierens und Imponierens anstrebte.<sup>88</sup> Einmal etabliert, Grabbe selbst deutet dieses Ziel seines Ringens um die Ressource ‚Aufmerksamkeit‘ an, wäre es auch für ihn an der Zeit gewesen, zur Regelkonformität zurückzukehren: „ich will ewig verflucht seyn (möchte ich ausrufen), wenn ich eher etwas drucken lasse als bis ich durch den Druck des früheren Zeuges so weit gekommen bin, daß man mir entgegen kommt. Toll will ich eintreten und vernünftig enden.“<sup>89</sup>

Dieser Plan ging gründlich schief. Am Ende seines nur kurzen Lebens war Grabbe in allem und mit allem gescheitert: privat, ökonomisch, künstlerisch. Der bisweilen überspannte Militärrichter Christian Dietrich Grabbe wurde zu ‚Grabbe‘, dem bereits in den zwanziger Jahren fix und fertig kreierten Infant terrible der bürgerlichen Gesellschaft, dessen Exzentritäten einerseits werkgeschichtlich den Blick verstellten auf seine Dramen, sie andererseits aber auch ‚interessant‘ hielten und vor dem Vergessen bewahrten. Bis das 20. Jahrhundert in ihm den Pionier einer modernen Dramatik zu schätzen lernte, war was dem zu Lebzeiten erfolglosen Dramatiker den ersehnten (Nach-)Ruhm sicherte, nämlich zunächst nichts anderes als der aus einem Geflecht immer wieder kolportierter Anekdoten und ‚Bizarrerien‘ gespeiste Mythos des in seiner Zeit unbehausten Genies, dem Heine mit seiner Charakterisierung Grabbes als eines „betrunkenen Shakespear[s]“<sup>90</sup> das vielleicht folgenreichste Stichwort geliefert hat. Den Bemühungen des verdienstvollen Grabbe-Forschers Alfred Bergmanns zum Trotz, Licht in das Dunkel der Quellen zu bringen<sup>91</sup>, sind die Grenzen seitdem fließend geblieben zwischen dem Mythos ‚Grabbe‘ und der Person der Zeitgeschichte.

---

88 Christian Dietrich Grabbe: Briefe I [Anm. 11], S. 273 (Brief an Georg Ferdinand Kettebeil vom 13.5.1829). Vgl. dazu u. a. seine Selbstrezension zum *Barbarossa*-Drama im Brief an Kettebeil vom 3.6.1829 (ebd., S. 275).

89 Christian Dietrich Grabbe: Briefe I [Anm. 11], S. 160 (Brief an Georg Ferdinand Kettebeil vom 1.6.1827).

90 Heinrich Heine: *Lutezia*. Berichte über Politik, Kunst und Volksleben. In: Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Hrsg. von Manfred Windfuhr. Bd. 13/1: *Lutezia* 1. Text. Apparat 1.-10. Artikel, bearbeitet von Volkmar Hansen. Hamburg (Hoffmann und Campe) 1988, S. 316.

91 Vgl. dazu Alfred Bergmann: *Die Glaubwürdigkeit der Zeugnisse für den Lebensgang und Charakter Christian Dietrich Grabbes*. Eine quellenkritische Untersuchung. Berlin (Ebering) 1933.

Grabbe selbst war zuletzt nur noch die Hoffnung auf den Krieg geblieben: als ‚erfülltem‘ Augenblick der Befreiung aus der Misere einer bloß stehenden Zeit und als Erlösung aus der Trostlosigkeit seiner wirtschaftlich, zugleich auch familiär desaströsen Lebenssituation, die sein künstlerisches Scheitern komplettierte. Da aber auch der ausblieb, blieb ihm nur eines als Hoffnung: das Theater (der Zukunft). Eines seiner letzten Billets lautet lapidar: „Gäb’s nur Krieg, gesund wär’ ich! – doch nun muß man ihn machen in Tragödien.“<sup>92</sup>

---

92 Christian Dietrich Grabbe: Briefe II [Anm. 12], S. 355 (Billet an Carl Georg Schreiner, undatiert).

### III. Rezension



Johannes Brambora: *Von Hungerlöhnern, Fabriktyrannen und dem Ideal ihrer Versöhnung. Der Beitrag des populären Romans zur Entstehung eines sozialen Erklärungsmusters ökonomischer Gegensätze der Industrialisierung. 1845-1862.* Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2020.

Zentralen Fragen nach sozialer Gerechtigkeit, der gesellschaftlich-wirtschaftlichen Situation von 1845 bis 1862 und deren literarischer Aufarbeitung widmet sich Johannes Brambora in seiner an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg abgeschlossenen Dissertation *Von Hungerlöhnern, Fabriktyrannen und dem Ideal ihrer Versöhnung. Der Beitrag des populären Romans zur Entstehung eines sozialen Erklärungsmusters ökonomischer Gegensätze der Industrialisierung. 1845-1862.* Anhand von fünf Romanen untersucht der Verf. Konfigurationen rund um soziale Kämpfe, Klassengegensätze und Folgen der wirtschaftlichen Situation in der Vor- und Nachmärzgesellschaft. Im Zentrum der Studie steht die bisher von der Forschung noch nicht systematisch perspektivierte „Frage nach Konstruktionsmechanismen von Gemeinschaft im sozialen Roman“ (21), die zudem durch drei weitere Leitfragen konkretisiert wird: „Auf welche Weise werden die Gegensätze der Industrialisierung literarisch repräsentiert und welche Bestimmung wird dadurch nahegelegt? Welche sozialen Gemeinschaftsvorstellungen greifen die Romane auf und welche Anschauung verleihen sie ihnen? Wie beurteilen sie die Realisierbarkeit dieser Ideen, welche Chancen werden ihnen im Roman zugesprochen?“ (34) Nachgegangen wird diesem Analysefokus anhand von Ernst Willkomm's *Weisse Sklaven oder Die Leiden des Volkes* (1845), Louise Otto-Peters' *Schloß und Fabrik* (1846), Max Rings *Berlin und Breslau* (1849), Robert Prutz' *Das Engelchen* (1851) und Adolf Schirmers *Fabrikanten und Arbeiter oder: Der Weg zum Irrenhaus* (1862), die nach drei Kriterien ausgewählt wurden. Alle Texte sind zwischen 1845 und 1862 entstanden. Zudem sollen „[d]ie interpretierten Romanen (sic!) [...] die bei aller Ähnlichkeit doch klar erkennbare Brandbreite an Weisen, Gemeinschaft zu denken und erzählerisch zu inszenieren, exemplarisch vorführen.“ (35) Dabei fungiert Versöhnung als zentrale Interpretationskategorie. Dieser einleitende, methodische Teil der Studie – der das Analysefeld zwar klar eingrenzt – hätte von einer präzisen Definition der Gattung des sozialen Romans sowie des Konzepts von Gemeinschaft noch profitieren können.

Das erste Lektürekapitel bildet Ernst Willkomm's *Weisse Sklaven oder die Leiden des Volks* aus dem Jahr 1845 – ein fünfbändiger Roman, der „das Genre des Fabrikromans in Deutschland“ (40) begründet. „Dass

Fabrikarbeit Sklavendienst ist,“ (49), so Brambora, sei eine zentrale Beobachtung des Textes, welcher die Geschichte des ehemaligen Leibeigenen Jan Sloboda erzählt. Dieser kehrt in seine alte Heimat zurück, um vor dem Fabrikbesitzer Adrian von Boberstein seinen Erbsanspruch geltend zu machen. Anhand von relevanten Textstellen arbeitet der Verf. eher überblicksartig die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Fabrikarbeiter\*innen heraus, die von Armut wie auch den Gefahren der Maschinenarbeit geprägt seien (vgl. 49-54). Versöhnung zwischen dem ‚Fabriktyrannen‘ von Boberstein und den Fabrikarbeiter\*innen trete erst ein, nachdem diese von ihrer Verwandtschaft erfahren; somit gelingt die „Überwindung der Gegensätze in der Fabrik [...] mittels einer Gemeinschaft, die gar nicht hergestellt, sondern entdeckt werden muss“ (77f.).

Anschließend fokussiert Brambora in seinem zweiten Kapitel mit Louise Otto-Peters’ *Schloß und Fabrik* (1846) einen sozialen Roman, der von einer Autorin verfasst wurde – damit erweitert der Verf. den vornehmlich männlich geprägten Lektürekanon durch eine weibliche Perspektive. Zentrum des Textes bildet die Liebesgeschichte zwischen der Fabrikantentochter Pauline Felchner und dem Arbeiter Franz Thalheim. Diese setzten sich zum gemeinsamen Ziel, die Lebensbedingungen der Arbeiter\*innen in der Fabrik zu verbessern. An zentralen und sprachlich sehr drastischen Textstellen in *Schloß und Fabrik* wird der sozialkritische Impetus des Romans deutlich herausgearbeitet, wenn etwa Franz Thalheim Pauline Felchner *über das Leben der Arbeiter\*innenkinder aufklärt*: „Frost und Hunger ist noch das Geringste, das ihrer wartet, ihr Geist erstarrt ohne die Nahrung des Schulunterrichts, und ihr Herz vertrocknet mit ihrem kleinen Körper unter der anhaltenden Arbeit, zu welcher man sie benutzt.“ (119) Besonders aufschlussreich für die Vormärzforschung gestaltet sich auch die Reflexion von zeitgenössischen kommunistischen Theorien und Ideen mit besonderem Fokus auf Geld und Besitz im Roman. Eingespielt werden diese, so Brambora, über einen anonymen Brief, in dem sich Zitate aus der Schrift *Ueber das Geldwesen* des Schriftstellers und Philosophen Moses Hess (1812-1875) befinden; dieser habe sich in seinen Texten sozialkritisch zur politischen Situation der 1840er Jahre positioniert (vgl. 141). Neben dieser interessanten Beobachtung Bramboras wäre an der Stelle der Anschluss an das Forschungsfeld Literatur und Ökonomie, die in der Einleitung unter den methodischen Bemerkungen (vgl. 35-40) kurz eingeführt wird, aufschlussreich gewesen. Die Rückbindung an ökonomische Theorien beziehungsweise der literatur- und kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Geld in der Literatur – wie etwa

von Joseph Vogl oder Jochen Hörisch prominent vorgenommen – hätte die Möglichkeit eröffnet, die wichtigen Beobachtungen des Verfassers in einem weiteren kulturhistorischen Rahmen zu kontextualisieren.

Im darauffolgenden Kapitel zu Romantrilogie *Berlin und Breslau* (1849) Max Rings bildet die Vormärzrevolution den historischen Hintergrund wie auch den erzählerischen Schauplatz (vgl. 161). Auch in diesem Kapitel fokussiert Brambora die Frage, „wie der Roman die *Möglichkeit* einer nationalen Gemeinschaft veranschaulicht“ und „welche *Wirklichkeit* er dieser Gemeinschaft im Roman verschafft“ (166). Hierfür rekonstruiert er zunächst die textuell inszenierten Standesgegensätze (vgl. 167-185), besonders des dritten zum vierten Stand. Im zweiten Teil des Kapitels widmet er sich dem „Kampf um die Erringung des Bewusstseins einer Gemeinschaft und sein[em] Erfolg“ (185) anhand von drei zentralen Figuren: der Gräfin Wanda von Selz, des Demokraten Dr. Dörner sowie dem Maschinenbauer Rolf – die jeweils einen „Vertreter der drei Stände Adel, Bürgertum und Arbeiterschaft“ (185) repräsentieren. Anhand von einschlägigen Zitaten aus *Berlin und Breslau* arbeitet Brambora die politischen Einstellungen der drei Figuren klar heraus. Obwohl die Ausführungen an einigen Stellen eher deskriptiv als interpretativ ausfallen, wird in der Lektüre deutlich, dass die revolutionären Ereignisse bei den Figuren zu einem Umdenken führen. So evozieren die Erlebnisse bei Wanda von Selz die „Überwindung ihrer Distanz“ und auch ihre Solidarisierung „zum Volk und zu den Demokraten“ (186). Zusammen mit Dr. Dörner, der „die Abschaffung der Privilegien des Adels fordert“ (195), gründet sie am Ende des Textes ein Bildungsinstitut. Dieses gibt eine Idee der „erst zu realisierenden Gemeinschaft“ (201), in welcher am Ende des Romans „alle Protagonisten zusammenleben und ihre Geschicke gemeinschaftlich regeln“ (202f.). Auch der Maschinenbauer Rolf – der sich etwa an Barrikadenkämpfen beteiligt, um eine „Verbesserung der Lage der arbeitenden Klasse“ (196) zu erzielen – schließt sich dieser Gemeinschaft an.

In Robert Prutz' *Das Engelchen* (1851) hingegen stehe „die Restaurierung einer vergangenen Ordnung“ (232) und kein gesellschaftlicher Neuentwurf im Mittelpunkt des Romans. Zum Schauplatz avanciere auch hier ein Fabrikdorf, in dem die verschiedenen Protagonist\*innen des Textes zusammentreffen: der Schriftsteller Florus, der Regierungsmitarbeiter Herr von Lehfeldt, der Fabrikherr Wolston und seine Stieftochter Angelika – die aufgrund ihres „engelsgleiche[n]“ (210) Aussehens dem Roman den Titel geben. Zunächst fokussiert Brambora die literarische Darstellung von alter und neuer Armut im Roman (vgl. 214-221), die „am Kontrast von vorindustriellem Dorf und

Fabrikdorf verdeutlicht“ (214) wird. Entsprechend gelte die Fabrikarbeit respektive die Arbeit an den Maschinen, die „Ausdruck und Ursache des Sittenverfalls zugleich“ (247) sei, als Grund für den gesellschaftlichen Untergang (vgl. 235-241). Damit erzählt der Roman die Geschichte „von einer prinzipiellen und unvermeidlichen Zerstörung der Sittlichkeit der Arbeiter durch den Charakter der Fabrikarbeit, für dessen Kompensation eine Veränderung der Lohnhöhe im Kosmos des Romans nicht in Betracht kommt“ (246).

Das letzte Lektürekapitel bildet der 1862 publizierte Roman *Fabrikanten und Arbeiter oder: Der Weg zum Irrenhaus* von Adolf Schirmer, in welchem das erste Mal „die Idee der Gemeinschaft [...] die *Voraussetzung* der Erzählung darstellt“ (252). Diese Gemeinschaftlichkeit werde vor allem über „geteilte[] Werte[] des guten Zusammenlebens“ (252) transportiert – „insbesondere in Bescheidenheit, Fleiß, Hilfsbereitschaft und Ehrlichkeit“ (ebd.) –, die gleichzeitig das Fundament der Gemeinschaft bilden. Gerade mit Blick auf die anderen im Rahmen der Dissertation untersuchten Texte erweist sich diese Beobachtung als besonders interessant. Denn hier werden Figuren entworfen, welche die Gemeinschaftsvorstellungen als „Grundlage des Geschäftserfolgs“ (283) sehen und sich nicht auf Grund dessen bekämpfen.

In seinem die Studie beendenden Fazit resümiert Brambora schließlich, dass in den untersuchten Romanen eine „Tendenz der Entfernung der Gemeinschaftsvorstellungen von ihrem *ökonomischen Ausgangspunkt*“ (287) zu beobachten ist. Außerdem tilgen „[d]ie Gemeinschaftsvorstellungen der analysierten Romane, das ist ein zweiter wichtiger Befund der vorliegenden Arbeit, [...] die beschriebenen Gegensätze nicht auf Ebene der Ökonomie, die sie als ihre Quelle kennen, sondern erhalten diese und integrieren sie in einen größeren, dem jeweiligen wirtschaftlichen Interesse übergeordneten Zusammenhang.“ (288) Mit dieser Beobachtung liefert die Studie eine neue Perspektive auf die Gattung des sozialen Romans, die sicherlich Impulse zur Weiterarbeit an diesen für den Vormärz relevanten Texten bietet, die bisher in der Forschung noch eher unbeachtet blieben.

*Antonia Villinger (Köln)*

## IV. Mitteilungen



# Personalia

## Verstorben

Dr. Cornel Meder (Niederkorn/Luxemburg), † 2.7.2018  
Prof. Dr. Hartmut Steinecke (Paderborn), † 25.1.2020

## Ausgeschiedene Mitglieder (zum 31.12.2019)

Prof. Dr. Achim Barsch (Kassel)  
Isabel Golenia (Paris)  
Prof. Dr. Jeffrey L. Sammons (New Haven/USA)  
Mirjana Vukovic-Reif (Neckargemünd)

## Neue Mitglieder (seit 1.7.2019)

PD Dr. Tania Eden (Vechta/Bochum)



Birgit Bublies-Godau (Dortmund/Bochum)

„... um mit Reden und Liedern die deutsche Einheit und die Verbrüderung eines freien Europas zu begrüßen.“<sup>1</sup>

Über Pfälzer Küche und Hambacher Rieslings-Sekt,  
eine erste Massendemonstration der Neuzeit, einen deutschen  
Demokratie-Ort und eine europäische Begegnungsstätte

Die Jubiläumsfahrt und Mitgliederexkursion des Forum Vormärz  
Forschung 2019 nach Neustadt an der Weinstraße und  
zum Hambacher Schloss

Zwischen der intensiven Auseinandersetzung mit dem Hambacher Fest von 1832 als der „erste[n] nationale[n] und demokratische[n] Massendemonstration in der neueren deutschen Geschichte“ bzw. der „ersten Massenprotestversammlung der Neuzeit“<sup>2</sup>, dem instruktiven Besuch des Hambacher Schlosses als herausragendem historischem Schauplatz und Erinnerungsort, 2015 erst von der Europäischen Kommission mit dem Europäischen Kulturerbe-Siegel ausgezeichnet<sup>3</sup>, dem leiblichen Wohlergehen bei der Unter-

---

1 Diese Aussage machte der spätere Bundespräsident Theodor Heuss als junger Reichstagsabgeordnete bei seiner Festrede zum 100. Jahrestag des Hambacher Festes auf dem Schlossberg 1932, vgl. dazu: Wilhelm Kreutz: *Hambach 1832. Deutsches Freiheitsfest und Verbote des europäischen Völkerfrühlings*. Hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz. 4. aktualisierte Aufl. Ludwigshafen: pro Message, 2016, hier S. 50 (Zitat) u. 59.

2 Vgl. dazu: Reinhard Rürup: *Deutschland im 19. Jahrhundert 1815-1871*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1984, hier S. 151; Susanne Asche/Ernst Otto Bräunche: Die Straße der Demokratie im deutschen Südwesten – eine Einführung, in: Dies. (Hrsg.): *Die Straße der Demokratie. Revolution, Verfassung und Recht. Ein Routenbegleiter auf den Spuren der Freiheit. 12 Revolutionsstätten zwischen Lörrach und Frankfurt*. Ausflüge nach Frankfurt, Homburg und Zweibrücken, Karlsruhe, Lörrach, Mannheim, Neustadt, Offenburg, Philippsburg, Rastatt, Sinsheim und Stuttgart. Für die Arbeitsgruppe Straße der Demokratie (Regio Guide, Bd. 7). 2. Aufl.. Karlsruhe: Info, 2011, S. 15-23, hier S. 19.

3 Dazu: Stiftung Hambacher Schloss: *About: Stiftung Hambacher Schloss. Zusammenstellung zu den Aufgaben und Aktivitäten der Stiftung*. Neustadt an der Wein-

bringung in einem Viersterne-Hotel, bei Pfälzer Weinen und einem herbstlichen Drei-Gang-Menü und, nicht zu vergessen, vielen ergiebigen Gesprächen zum persönlichen Kennenlernen und fachlichen Rasonnement – zwischen diesen inhaltlichen Highlights, im Zeichen eines vielfältigen Programms für den wissenschaftlichen Erkenntnis- und Erfahrungsaustausch stehend, bewegte sich ein vollkommen neuartiges Angebot des Forum Vormärz Forschung e. V., das die Gesellschaft im vergangenen Jahr aus Anlass ihres 25-jährigen Bestehens erstmalig ihren Mitgliedern angeboten hatte. Ohne etwas vorwegnehmen zu wollen, kann man schon jetzt sagen, dass das Angebot auf ein großes Interesse in der gesamten Mitgliederschaft stieß und bei den späteren TeilnehmerInnen sogar nur positive Reaktionen, von lebhafter Zustimmung bis heller Begeisterung, auslöste. Gemeint ist die erste Forschungsexkursion des Forum Vormärz Forschung, die die beteiligten Mitglieder der Gesellschaft am Wochenende des 28. und 29. September 2019 in die Pfalz, genauer nach Neustadt an der Weinstraße und zum Hambacher Schloss führte. Ganz dem Anspruch der früheren Gründungsmitglieder und dem Zweck der gegenwärtigen ForscherInnenvereinigung verpflichtet, einen Beitrag zur „Förderung der interdisziplinären wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Vormärz“, der Zeit von 1815 bis 1848, und damit zur Erinnerung an die Bedeutung der „Epoche des Vormärz für die Entwicklung einer modernen demokratischen Gesellschaft“ zu leisten<sup>4</sup>, hatten der FVF-Vorstand und die mit der Organisation beauftragte Schatzmeisterin Birgit Bublies-Godau die Exkursion sowohl als Jubiläumsfahrt wie auch als Fachtagung konzipiert und dementsprechend im wissenschaftlichen Teil der Reise eine überblicksartige, forschungsorientierte Vortrags- und Diskussionsveranstaltung zum Hambacher Fest und eine themenspezifische Gruppenführung durch das Hambacher Schloss und die dortige Dauerausstellung als jeweilige Programmpunkte aufgenommen. Aber auch das gesellige Beisammensein und die soziale Beziehungspflege kamen bei der Fahrt nicht zu kurz, vielmehr war für jene durch verschiedene Begegnungsmöglichkeiten und gemeinsame Gruppenaktivitäten hinreichend gesorgt.

So begann der erste Exkursionstag und damit die eigentliche Veranstaltung für die insgesamt 21 Teilnehmer, darunter 13 FVF-Mitglieder und acht

---

straße: Stiftung Hambacher Schloss, 2019, S. 2. Vgl. auch die Webseite der Stiftung unter [www.hambacher-schloss.de](http://www.hambacher-schloss.de) (Zugriff am 10.03.2020).

<sup>4</sup> Forum Vormärz Forschung e. V.: *Informationen zum Zweck und zu den Aufgaben der Gesellschaft*. Flyer. Bielefeld: Forum Vormärz Forschung, 2019, S. 2.



Abb. 1: Der Erste Vorsitzende des Forum Vormärz Forschung e.V., Dr. Bernd Füllner (Bildmitte), bei seiner Begrüßungsansprache für die TeilnehmerInnen der Exkursion im Gewölbekeller des Hotels Palatina, Neustadt an der Weinstraße. Fotografie von Achim Godau, Dortmund.

interessierte Begleitpersonen – wobei die meisten Reisenden aus Nordrhein-Westfalen stammten und weitere sechs aus anderen Bundesländern und europäischen Staaten kamen, das heißt aus Frankfurt a. M./Hessen, Nienburg an der Weser/Niedersachsen, Mersch in Luxemburg und Sheffield in Großbritannien –, am Samstag, den 28. September nachmittags, nach der Anreise nach Neustadt an der Weinstraße und dem Einchecken in dem unweit des Stadtzentrums gelegenen, sehr ansprechenden Viersterne-Hotel Palatina<sup>5</sup>, mit einem „Get together“-Empfang. Bei dem festlichen Empfang im historischen Gewölbekeller des Hotels wurden alle vollzählig erschienenen ‚Ausflügler‘ bei einem stilgerecht kredenzt Glas Riesling Sekt trocken vom Weingut Nägele aus Hambach (antialkoholische Getränke wurden ebenfalls angeboten) vom Ersten Vorsitzenden des Forum Vormärz Forschung Bernd Füllner zu der Exkursion anlässlich des runden Jubiläums der Gesellschaft aufs Herzlichste begrüßt. [Abb. 1] In seiner Ansprache gab Füllner einen kurzen Rückblick auf die Gründung des Forum Vormärz Forschung am

5 Zum Hotel vgl. die Webseite unter [www.hotel-palatina.com](http://www.hotel-palatina.com) (Zugriff am 10.03.2020).

16. April 1994 in Bielefeld, umriss die seitdem erfolgte Entwicklung der Vereinigung und erläuterte ihre in dem vergangenen Vierteljahrhundert geleistete Forschungsarbeit und Publikationstätigkeit, die sich in zahlreichen von ihr ausgerichteten wissenschaftlichen Konferenzen und Kolloquien, den Nachwuchstagungen des Jungen Forum Vormärz Forschung, einigen Vorträgen und Buchpräsentationen sowie in den bis zur Fahrt erschienenen 24 FVF-Jahrbüchern mit jeweils eigenen Schwerpunktthemen, 42 Bänden in der Reihe „Vormärz-Studien“ und sieben Bänden in der jüngsten Schriftenreihe der Gesellschaft „Vormärz-Archiv“ manifestiert.<sup>6</sup>

Nach jener für die meisten anwesenden (jüngeren) Gesellschaftsmitglieder höchst interessanten Rückschau auf die FVF-Geschichte und einem ersten Gedankenaustausch hierüber waren die TeilnehmerInnen bestens eingestimmt auf den darauf folgenden, knapp zweieinhalb Stunden dauernden ersten Programmpunkt innerhalb des wissenschaftlichen Tagungsteils der Exkursion, der in einem Tagungsraum des Hotels, ebenfalls im historischen, wiewohl modern ausgestatteten Gewölbekeller gelegen, stattfand: Der Festvortrag aus Anlass des FVF-Jubiläums zu dem Thema „Das Hambacher Fest von 1832 als ein zentrales deutsches und europäisches Ereignis im Vormärz“ mit anschließender Diskussion. [Abb. 2] Diesen Vortrag hielt der ausgewiesene Experte für die Geschichte des deutschen Südwestens in der Zeit der Aufklärung, der Großen Französischen Revolution von 1789, des Vormärz und der Revolution von 1848/49, Wilhelm Kreutz, promovierter Historiker, außerplanmäßiger Professor an der Universität Mannheim und Erster Vorsitzender der Hambach-Gesellschaft für historische Forschung und politische Bildung e. V. Dabei ging Kreutz in seinem fundierten, stets den aktuellen Forschungsstand reflektierenden Beitrag auf die Ursachen und Gründe, warum sich „vor gut 187 Jahren“ am 27. Mai 1832 in der Nähe von Neustadt an der Haardt, wie die Stadt bis in die 1930er Jahre hinein hieß, auf dem Hambacher Schlossberg „20.000 bis 30.000 Festteilnehmer zur Feier der ‚Deutschen Mai‘ [...] versammelten“<sup>7</sup>, genauso detailliert und eindringlich

---

6 Zur Forschungsarbeit, Publikationstätigkeit und zu den genannten Schriftenreihen vgl. die Webseite der Gesellschaft unter [www.vormaraz.de](http://www.vormaraz.de) (Zugriff am 10.03.2020), hier finden sich auch die neuesten Bucherscheinerungen und weitere Informationen. Zur FVF-Geschichte siehe auch den Bericht von Detlev Kopp in diesem Jahrbuch.

7 Vgl. dazu das Manuskript des Festredners, das er der Verfasserin für diesen Bericht freundlicherweise überlassen hat, wofür sie ihm auf diesem Wege noch einmal



Abb. 2: Vorstellung des Redners für den Festvortrag, Prof. Dr. Wilhelm Kreutz (ganz links), durch die Organisatorin der FVF-Exkursion, Birgit Bublies-Godau (2. v.l.), im Tagungsraum/Gewölbekeller des Hotels. Auf dem Bild sind auch Michael Perraudin und Sheila McGregor zu sehen. Fotografie von Achim Godau, Dortmund.

ein wie auf das eigentliche Geschehen, den Ablauf und die Folgen der Kundgebung. Hier arbeitete er insbesondere auch die spätere Wahrnehmung, Rezeption und Bedeutung heraus, die das Hambacher Fest für die politische Entwicklung in Deutschland und Europa hatte.

Wie der Referent in seinen Ausführungen deutlich machen konnte, besaßen die politischen Ziele, Visionen und Forderungen der Akteure und Redner des Hambacher Festes wie auch der Protagonisten der rheinpfälzischen liberal-demokratischen Oppositionsbewegung, nämlich „die Trias von

---

ausdrücklich dankt: Wilhelm Kreutz: *Vortrag über das Hambacher Fest, gehalten während der Exkursion des Forum Vormärz Forschung*. Neustadt an der Weinstraße, 2019, hier S. 1. Siehe auch die Webseite der Hambach-Gesellschaft für historische Forschung und politische Bildung e. V. unter: [www.hambach-gesellschaft.de](http://www.hambach-gesellschaft.de) (Zugriff am 10.03.2020).

„Freiheit, Einheit und Europa“<sup>8</sup>, nicht nur zu Beginn der 1830er Jahre eine ungeheure Anziehungs- und Durchschlagskraft und stießen in der damaligen Bevölkerung auf eine enorme Resonanz, sondern haben uns auch heute noch etwas zu sagen und haben mit Blick auf den modernen demokratischen Verfassungsstaat nach wie vor ihre kaum zu unterschätzende Gültigkeit, Wirksamkeit und Prägung behalten. Schon der am 20. April 1832 publizierte Artikel von Philipp Jakob Siebenpfeiffer (1789-1845) *Der Deutschen Mai*, den 34 Mitglieder des Neustadter Preß- und Vaterlandsvereins und andere Bürger der Umgebung unterzeichnet hatten und der zu dem Volksfest für Ende Mai auf die Hambacher Schlossruine einlud, hatte mit seinem Inhalt den Nerv der Zeit getroffen und hatte über die hier einprägsam formulierten politischen Absichten der Initiatoren die breiten Massen, das heißt fast alle sozialen Schichten, Geschlechter, Berufs- und Altersgruppen angesprochen. Das deutsche Volk, das „seit Jahrhunderten auf *heilvolle große Ereignisse* habe verzichten müssen“, sollte nun laut dem Aufruf, „*ein Fest der Hoffnung* begehen“. Dementsprechend sollten das Fest und seine Ausrichtung nicht „dem Errungenen, sondern dem zu Erringenden, nicht dem ruhmvollen Sieg, sondern dem mannhaften Kampf, dem Kampfe für Abschüttelung innerer und äußerer Gewalt, für Erstrebung gesetzlicher Freiheit und deutscher Nationalwürde“ gelten und gewidmet sein.<sup>9</sup> Aufgrund dieser programmatischen Aussage kamen die meisten Festteilnehmer aus den Einzelstaaten des Deutschen Bundes, in erster Linie aus der näheren Umgebung des damals zum Königreich Bayern gehörenden Rheinkreises. Einige Vaterlandsfreunde und Freiheitskämpfer reisten aber auch aus angrenzenden und weiter entfernten deutschen Staaten – darunter Baden, Württemberg, Hessen, Bayern, Sachsen und sogar Preußen – an. Und nicht zuletzt folgten Angehörige mehrerer europäischer Nationen, darunter Julirevolutionäre und Republikaner aus Frankreich ebenso wie geflohene Aufständische und Emigranten aus Polen

8 Noch einmal Kreutz: *Vortrag* (wie Anm. 7), S. 36.

9 Ebd., S. 11-12. Zu Siebenpfeiffers Artikel vgl. auch: *Der Deutschen Mai*. Flugblatt, abgedr. in: Joachim Kermann/Cornelia Foerster (Bearb.): *Hambacher Fest 1832. Freiheit und Einheit. Deutschland und Europa*. Eine Ausstellung des Landes Rheinland-Pfalz zur Geschichte des Hambacher Festes. Hambacher Schloß. Katalog zur Dauerausstellung im Auftrag des Kultusministeriums Rheinland-Pfalz. 5. Aufl.. Neustadt an der Weinstraße: Meininger, 1990, S. 135; Kreutz: *Hambach 1832* (wie Anm. 1), S. 27-28 (Hervorhebung im Original).

und selbst Interessierte aus dem englischen Manchester, der Einladung in die Pfalz.<sup>10</sup>

Für die anhaltende Bedeutung des Hambacher Festes und der erwähnten „Trias von ‚Freiheit, Einheit und Europa‘“ für die heutige deutsche Demokratie sprechen auch die 21 Reden, die am eigentlichen Festtag nach der Hissung der polnischen und schwarz-rot-goldenen Fahne und nach der Übergabe patriotischer Grußadressen auf der Haupttribüne des Festgeländes auf dem Schlossberg gehalten wurden und in denen die Volksredner ihre Vorstellungen von der augenblicklichen politischen Lage und zukünftigen Gestaltung Deutschlands und Europas erläuterten: Hier waren „der Ruf nach Freiheit und der nach nationaler Einheit eng miteinander verknüpft, denn sie schlossen die Forderung von Volkssouveränität und einem frei gewählten nationalen Parlament mit ein“<sup>11</sup>. Weitere Forderungen drehten sich um die Gewährung von Grund- und Freiheitsrechten wie Meinungs-, Rede-, Presse-, Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit und die rechtliche Gleichstellung aller Staatsbürger vor dem Gesetz; in manchen Reden wurde der Ruf nach Handels- und Gewerbefreiheit laut; und wiederum in anderen unterstrich man die Bedeutung politischer Aufklärungs- und Bildungsarbeit oder trat sogar für die Gleichberechtigung der Frau ein. In ihrer Mehrheit setzten sich „die Oratoren aber [...] entschieden für einen geeinigten deutschen Nationalstaat mit einer demokratischen Verfassung und zusätzlich für ein konföderiertes republikanisches Europa ein“; der Ruf nach Einheit verband sich also mit der Forderung nach einem „conföderierten Europa“, einem „Europa der Völker“.<sup>12</sup> Siebenpfeiffer schloss seine Eröffnungsrede mit der Losung:

---

10 Vgl. dazu: Birgit Bublies-Godau: „Das Fest gab den Deutschen eine Fahne...“ Der Demokrat Jakob Venedey (1805-1871), seine Sicht auf das Hambacher Fest und sein Kampf für Freiheit, Einheit, die Menschenrechte und die Völkergemeinschaft, in: *Jahrbuch der Hambach-Gesellschaft* 23 (2016), Neustadt an der Weinstraße: Hambach-Gesellschaft für historische Forschung und politische Bildung, 2017, S. 11-48, hier S. 14.

11 Erneut Kreutz: *Vortrag* (wie Anm. 7), S. 38.

12 Zu den Hambacher Forderungen vgl.: Bublies-Godau: *Das Fest* (wie Anm. 10), S. 15-16; Kreutz: *Vortrag* (wie Anm. 7), S. 38. Zum Ablauf des Festes und zu den Reden vgl. u. a.: Wilhelm Kreutz: *Hambach 1832. Deutsches Freiheitsfest und Vorbote des europäischen Völkerfrühlings* (Schriften der Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz). Ludwigshafen: pro Message, 2007, S. 22-32; Hannes Ziegler: *Patrioten auf dem Schloss. Das Hambacher Fest*, in: Joachim Kermann/Gerhard Nestler/Dieter Schiffmann (Hrsg.): *Freiheit, Einheit und*

„Hoch lebe jedes Volk, das seine Ketten bricht und mit uns den Bund der Freiheit schwört! Vaterland – Volkshoheit – Völkerbund hoch!“ Und selbst der skeptischere Johann Georg August Wirth (1798-1848) beschwor am Schluss seiner Rede: „Hoch! dreimal hoch leben die vereinigten Freistaaten Deutschlands! Hoch! dreimal hoch das conföderirte republikanische Europa!“<sup>13</sup> Letztlich stellte diese Art des Festes, jene der Verfassungsfeier und Massendemonstration, mit seinem politischen und volkstümlichen Charakter das geeignete Forum dar, möglichst viele Menschen zu erreichen und ihnen durch Reden politische Ideen zu vermitteln.<sup>14</sup>

Im Anschluss an die Ausführungen entspann sich eine lebhaftere Diskussion zwischen dem Vortragenden und dem Publikum, in der nicht nur Verständnisfragen geklärt wurden, sondern in der noch einmal eingehend die außerordentliche Bedeutung des Hambacher Festes für das kollektive Gedächtnis der Deutschen ebenso wie für die nationale Identitätsstiftung und Traditionsbildung und die freiheitlich-demokratische Grundordnung der Bundesrepublik Deutschland (auch gegen missbräuchliche Instrumentalisierungsversuche durch die neue politische Rechte) erörtert wurde. Hier betonte Kreuzt erneut, dass dem Fest ein ganz „besondere[r] Platz in unserer Erinnerungskultur gebührt“, und man sich in Deutschland die „lange verdrängten, ja teilweise vergessenen liberal-demokratischen Traditionen“, gerade auch die des Südwestens, immer wieder von Neuem aneignen und vor Augen führen müsse<sup>15</sup>; dies gelte für die demokratische Politik, Zivilgesellschaft und Öffentlichkeit im Allgemeinen wie für die freie Presse, unabhängige Wissenschaft und politische Bildung im Besonderen. Schließlich habe schon Alt-Bundespräsident Gustav Heinemann dargelegt, dass man „in der Geschichte unseres Volkes nach jenen Kräften spüren und ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen [müsse], die dafür gelebt und gekämpft haben, damit das deutsche Volk politisch mündig und moralisch verantwortlich sein Leben [...] selbst gestalten“ könne.<sup>16</sup>

---

*Europa. Das Hambacher Fest von 1832 – Ursachen, Ziele, Wirkungen.* Ludwigshafen: pro Message, 2006, S. 211-240, bes. S. 217-235; Birgit Noack/Lutz Frisch: Neustadt – Festkultur. Das Freiheitsfest Europas in Hambach 1832, in: Asche/Bräunche: *Die Straße der Demokratie* (wie Anm. 2), S. 162-183.

13 Kreuzt: *Vortrag* (wie Anm. 7), S. 38.

14 Bublies-Godau: *Das Fest* (wie Anm. 10), S. 18.

15 Kreuzt: *Vortrag* (wie Anm. 7), S. 36-37.

16 Die Aussage von Gustav Heinemann wird hier zitiert nach: *Ebd.*, S. 36.

Nach dem wissenschaftlich äußerst spannenden und ertragreichen Festvortrag, der den Zuhörern nicht nur wichtige, substantiell neue Erkenntnisse zum Hambacher Fest nahe brachte, sondern ihnen wegen der vorzüglichen historischen Einordnung auch weiterführende Sichtweisen und Deutungsangebote für die deutsche Demokratie- und Memorialgeschichte gewährte und der ihnen allein deshalb lange im Gedächtnis haften blieb, konnten die FVF-„Ausflügler“ den ersten Exkursionstag dann geistig wie kulinarisch allmählich ausklingen lassen. Dabei kamen sie beim Abendessen im stilvollen Ambiente des hoteleigenen Wintergartens in den Genuss einer qualitativ gehobenen regionalen Küche und hervorragender Pfälzer Weine: An einer schön gedeckten langen Tafel wurde ihnen ein besonderes Arrangement in Form eines Drei-Gang-Menüs geboten, bei dem ihnen als Vorspeise ein Pfifferlings-Rahmsüppchen, im Hauptgang Filetspitzen in Waldpilzrahm mit gebratenen Serviettenknödeln oder – in der vegetarischen Variante – Falafel mit Sellerie, Frischkäse und Tabouleh sowie als Dessert Vanille-Crème brûlée mit Rosmarinkirschen und Schokoladeneis serviert wurde. Die ausgewählten Gaumenfreuden sorgten zusammen mit den angeregten Tischgesprächen für eine ausgesprochene ‚Wohlfühlatmosphäre‘ und ließen die Gruppe den Abend in produktivem Austausch und geselliger Runde miteinander verbringen.

Dass das Hotel der ideale Ausgangspunkt für Kurzaufenthalte wie die Jubiläumstour des Forum Vormärz Forschung und für den Besuch beliebter Sehenswürdigkeiten in der Pfalz ist, wurde am nächsten Tag, Sonntag den 29. September, klar, als die Gruppe nach erholsamer Nachtruhe in den gut ausgestatteten Zimmern und einem reichhaltigen Frühstück zu dem nur 3,4 Kilometer entfernten Hambacher Schloss aufbrach. Dort stand morgens um 11 Uhr eine 45-minütige Gruppenführung durch das Schloss und die Dauerausstellung „Hinauf, hinauf zum Schloss!“ an<sup>17</sup>, die der FVF-Vorstand und die Organisatorin als weiteren zentralen Programmpunkt für den zweiten Exkursionstag gebucht hatten und der den Teilnehmern einen Einblick in die Baugeschichte des Schlosses und am Beispiel der Ausstellung zusätzliche

---

17 Zur Dauerausstellung vgl. den Katalog: Stiftung Hambacher Schloss (Hrsg.): *Hinauf, hinauf zum Schloss! Das Hambacher Fest 1832*. Das Begleitbuch zur Ausstellung im Hambacher Schloss. Erarb. durch Hedwig Brüchert, Elmar Rettinger, Markus Würz u. a. und vom Institut für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz e. V.. 2. Aufl.. Neustadt an der Weinstraße: NINO, 2013; siehe auch die Informationen unter [www.hambacher-schloss.de](http://www.hambacher-schloss.de).



Abb. 3: Ein Programmpunkt der FVF-Exkursion im September 2019:  
Das Hambacher Schloss. Fotografie von H. Joachim Kusserow,  
Nienburg an der Weser, aufgenommen am 29.09.2019.

Informationen zum Hambacher Fest selbst wie auch zur musealen Aufbereitung und ausstellungstechnischen Darbietung des historischen Ereignisses an dem Originalschauplatz, einem außergewöhnlichen Baudenkmal und Erinnerungsort, geben sollte. [Abb. 3] Bei der sachkundigen Führung durch eine erfahrene Ausstellungsmitarbeiterin, die sich über Teile des äußeren Schlossgeländes mit seinen Gebäuden und Innenhöfen, einzelne Säle im Inneren und die Ausstellungsräumlichkeiten erstreckte, stand zunächst die architektonische und bauhistorische Entwicklung von der mittelalterlichen Anlage, über die sogenannte „Maxburg“ – der Name entstand 1842 aus Anlass der Schenkung des Schlosses durch die Pfälzer an den bayerischen Kronprinzen Maximilian zu dessen Hochzeit, derselbe erhielt sich dann bis nach dem Zweiten Weltkrieg und schien dabei die Erinnerung an den „Hambacher Skandal“ von 1832 zu verdrängen<sup>18</sup> –, bis zu der von 2006 bis 2008 modernisierten Erinnerungsstätte mit neuer Dauerausstellung sowie dem seit 2011 neu errichteten Restaurant, einem Besucherhaus mit Museumsshop und Büroräumen und einem frisch angelegten Schlosspark. Im

18 Zur Namensgebung und Geschichte der Maxburg vgl. u. a.: Kreutz: *Vortrag* (wie Anm. 7), S. 29.

Jahr 2015 erhielt die um- und ausgebauten Stätte Hambacher Schloss sogar noch die ehrenvolle Auszeichnung der Europäischen Kommission als Europäisches Kulturerbe, wobei die Begründung der Jury lautete, das „das Hambacher Schloss als Schauplatz des Hambacher Festes [...] nicht nur als Wiege der Demokratie in Deutschland, sondern auch als wichtiges Fundament für ein vereintes Europa“ gelte und „somit nicht nur nationale, sondern gleichermaßen auch europäische Begegnungsstätte“ sei.<sup>19</sup>

Die neue interaktive Dauerausstellung „Hinauf, hinauf zum Schloss!“, die sich mit ihrem Titel an den von Philipp Jakob Siebenpfeiffer 1832 zu dem Ereignis gedichteten Festgesang „Hinauf Patrioten zum Schloss, zum Schloss!“, einem der zeitgenössisch bekanntesten und populärsten Hambacher Lieder, anlehnt<sup>20</sup>, sich an alle Generationen und gesellschaftlichen Schichten wendet und die der FVF-Gruppe eingehend vorgestellt wurde, soll in erster Linie den „schwierige[n] Weg zur deutschen Demokratie“ erfahr-, erleb- und begreifbar machen, und zwar „im wörtlichen Sinne: mit neuen Medien und Aktivsituationen“.<sup>21</sup> Dabei werden zum einen „die Lebensumstände der Menschen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und die Ideen und Visionen dieser Aufbruchzeit“ den Besuchern vermittelt. Und zum anderen werden das Hambacher Fest und das Hambacher Schloss als einer derjenigen „Erinnerungsorte und Kristallisationspunkte deutscher Demokratie und Republik“ präsentiert, die zur „systematische[n] (Wieder-)Entdeckung und Aufarbeitung der die freiheitliche Demokratie, föderale Republik und den Rechts- und Verfassungsstaat maßgeblich vorantreibenden [...] historischen Akteure, Bewegungen, Institutionen, Ereignisse und Stätten“

---

19 Zum Umbau des Hambacher Schlosses, zu der Auszeichnung und ihrer Begründung vgl.: Stiftung Hambacher Schloss: *About Stiftung* (wie Anm. 3), S. 1-2 (Zitat, S. 2).

20 Zu Siebenpfeiffers Festlied unter dem Titel *Der Deutschen Mai* und zu den anderen Hambacher Festgesängen vgl. u. a.: Martin Baus/Reiner Marx (Bearb.): *„Freudenklang hat unser Ohr vernommen.“ Lieder vom Hambacher Fest 1832* (Schriften der Siebenpfeiffer-Stiftung, Bd. 16). St. Ingbert: Demetz, 2017, S. 19-21. Die erste Strophe des besagten Liedes lautet: „Hinauf, Patrioten, zum Schloß, zum Schloß! / Hoch flattern die deutschen Farben: / Es keimet die Saat und die Hoffnung ist groß, / Schon binden im Geiste wir Garben: / Es reifet die Ähre mit goldnem Rand, / Und die goldne Erndt' ist das – Vaterland.“ (ebd., S. 19-20).

21 Walter Schumacher: Grußwort, in: Stiftung Hambacher Schloss: *Hinauf, hinauf zum Schloss* (wie Anm. 17), S. 4-5, hier S. 4.

beitragen und zugleich die „Wahrnehmung der deutschen Demokratie- und Freiheitsgeschichte lokal, regional und deutschlandweit“ fördern sollen.<sup>22</sup> Dies geschieht in der Exposition anhand von sechs Themenkomplexen, über die das „Begleitbuch zur Ausstellung“ ebenfalls informiert: Angefangen bei dem Geschehen rund um die Festveranstaltung reichen die einzelnen Ausstellungsstationen des Weiteren von „Europa in Unruhe – Auf dem Weg zum Hambacher Fest“, über „Meinungsfreiheit und Zensur – Der Kampf um Presse- und Redefreiheit“, „Revolution, Parlament, Verfassung – Von Hambach nach Frankfurt“ bis zu „Grundrechte, Freiheit, Völkerfrieden – der lange Weg zur Demokratie und nach Europa“ und zu guter Letzt „Schwarz-Rot-Gold – Symbole für Freiheit und Einheit“.<sup>23</sup> Die Gruppenführung endete schließlich in der Ausstellung, worauf jeder FVF-„Ausflügler“ im Anschluss daran sich Aufbau und bestimmte Details der Schau bei einem eigenen Rundgang noch einmal in aller Ruhe ansehen und studieren konnte.

Den Abschluss der FVF-Exkursion bildete ein Abstecher in das bereits erwähnte und zur Anlage gehörende „Restaurant 1832“<sup>24</sup>, bei dem sich alle Teilnehmer bei einem vorbestellten kleineren Mittagsimbiss stärken, die grandiose Aussicht über die angrenzenden Pfälzer Landschaften und Örtlichkeiten durch die Panoramafenster des Restaurants genießen und ein letztes Mal mit den Kollegen austauschen konnten, bevor am Ende noch ein Gruppenfoto vor historischer Kulisse zur Erinnerung aufgenommen wurde und es an die eigentliche Rückfahrt und Heimreise ging. [Abb. 4]

Mit Blick auf das Exkursionsprogramm, also den Festvortrag zum Hambacher Fest, den Besuch des Hambacher Schlosses und die Fachführung durch die Dauerausstellung, aber auch hinsichtlich der Unterkunft, Verpflegung,

---

22 Vgl. dazu: Stiftung Hambacher Schloss: *About Stiftung* (wie Anm. 3), S. 1 u. 3; Birgit Bublies-Godau: „Es waren die Besten ihrer Zeit, die für das Ziel einer Einigung und Befreiung des Vaterlandes eintraten...“ Die Familie Venedey und die deutschen demokratischen Traditionen von der Französischen Revolution 1789 bis zur Bundesrepublik 1949, in: Sebastian Elsbach/Ronny Noak/Andreas Braune (Hrsg.): *Konsens und Konflikt. Demokratische Transformation in der Weimarer und Bonner Republik* (Weimarer Schriften zur Republik, Bd. 9). Stuttgart: Franz Steiner, 2019, S. 111-131, hier S. 113.

23 Zu den behandelten Themenkomplexen der Ausstellung vgl. im Katalog: Stiftung Hambacher Schloss: *Hinauf, hinauf zum Schloss* (wie Anm. 17), hier das Inhaltsverzeichnis auf S. 8-9.

24 Zum „Restaurant 1832“ vgl. die Webseite [www.hambacherschloss.eu](http://www.hambacherschloss.eu) (Zugriff am 10.03.2020).



Abb. 4: Die Teilnehmer der Mitgliederexkursion des Forum Vormärz Forschung 2019 in die Pfalz, hier auf dem Gelände des Hambacher Schlosses, obere Reihe, stehend, v.l.n.r.: H. Joachim Kusserow, Annette Berendes, Michael Ansel, Karin Füllner, Karlheinz Schneider, Hedwig Pompe, Gabriele Schneider, Bernd Füllner, Anne-Rose Meyer, Tina Schirmer, Philipp Erbentraut, Sophia Victoria Krebs, (davor) Nadine Erbentraut, Lutz-Peter Eisenhut, Sheila McGregor und Michael Perraudin. Untere Reihe, kniend, v.l.n.r.: Karin Hockamp, Jürgen Fohrmann, Claude D. Conter und Birgit Bublies-Godau.  
Fotografie von Achim Godau, Dortmund.

der An- und Abreisemöglichkeiten sowie der wichtigen ‚weicheren‘ Faktoren der Zusammensetzung und Stimmung innerhalb der Exkursionsgruppe bewerteten die Teilnehmer die Jubiläumsfahrt des Forum Vormärz Forschung – nach den bislang vorliegenden Meinungsäußerungen – durchweg positiv, sie wurde als überaus gelungen und fachlich-wissenschaftlich innovativ wahrgenommen. Dass der ‚Wettergott‘ in der Pfalz mitspielte und gerade die Aufenthalte im Freien angenehm verliefen – so fanden zum Beispiel der Weg hinauf zum Schlossberg und der Gang durch die Außenanlage des Baudenkmals zwar bei heftigem Wind, jedoch bei nur leichter Bewölkung, zwischenzeitlichen Sonnenstrahlen und sogar spätsommerlichen Temperaturen

statt –, trug sicherlich auch zum Gelingen der Fahrt bei. Zusammenfassend wird man von einem deutlichen Erfolg des neuen Angebots einer Forschungsexkursion für den FVF sprechen können, nicht zuletzt auch deshalb weil gleich mehrere der mitreisenden Mitglieder sich für eine Fortsetzung der Offerte und damit für weitere Studienfahrten in den nächsten Jahren aussprachen. Auch eine mögliche Kooperation des Forum Vormärz Forschung mit anderen Institutionen der Vormärz- und 1848er-Revolutionforschung wie etwa der Stiftung Hambacher Schloss und der Hambach-Gesellschaft für historische Forschung und politische Bildung bei zukünftigen wissenschaftlichen Veranstaltungen wurde von den anwesenden Mitgliedern einhellig befürwortet.

## 25 Jahre Forum Vormärz Forschung – eine kleine Zwischenbilanz

Am 16. April 1994 fanden sich 18 Personen in einem Tagungsraum des Bielefelder Mövenpick-Hotels zusammen, um eine literarische Gesellschaft neuartigen Typs zu gründen: das Forum Vormärz Forschung. Neuartig insofern, als diese Vereinigung nicht zu dem Zweck gegründet wurde, einer Autorin/einem Autor die Ehre zu erweisen, ihr/sein Andenken zu pflegen und ihrem/seinem Werk neue LeserInnen zuzuführen, sondern um eine ganze Epoche zum Gegenstand ihrer vielfältigen Bemühungen zu machen und zwar möglichst interdisziplinär: den Vormärz. Für die LiteraturwissenschaftlerInnen, HistorikerInnen, TheologInnen, Kunst- und MusikwissenschaftlerInnen, die sich hier zusammenfanden, galt und gilt es als ausgemacht, dass *Vormärz* die einzig sachgerechte Bezeichnung für den Zeitraum zwischen 1815 (Wiener Kongress) und 1849 (Ende der Revolution von 1848/49) ist und eben nicht die konkurrierenden Epochenbezeichnungen Biedermeier oder Restaurationszeit.

Da die Mehrzahl der Gründungsmitglieder wie der später Hinzugestobenen sich darüber einig war, dass ganz besonders den zeitgenössisch fortschrittlichen Kräften, ihren Ideen (nationale Einheit, Demokratie, Sozialismus, Emanzipation in jeder Hinsicht) und Taten (radikalreformerische bis revolutionäre Praxis) besondere Sympathien zukommen sollten, da das freiheitlich-demokratische und auf gleichberechtigte Partizipation am gesellschaftlichen Reichtum zielende Prinzip hier wesentliche seiner Wurzeln hat, galt das Forum Vormärz Forschung denen, die politisch (z.T. diametral) anders dachten, als eine irgendwie suspekten ‚linke‘, also in erster Linie politisch motivierte Vereinigung, von der man sich lieber fernhalten sollte. Das war von Beginn an ein großes Missverständnis, denn nicht nur den sog. fortschrittlichen Kräften wollte und will das FVF seine Aufmerksamkeit widmen, sondern ebenso den konservativen, auch gegenrevolutionär-reaktionären, um so das komplexe Bild der sehr heterogenen und widersprüchlichen Epoche zu vervollständigen. Diesen Widerstreit im Vormärz zu relativieren, wäre historisch schlicht ideologisch und damit falsch. Verstärkt wurde die verzerrte Wahrnehmung des FVF anfangs noch dadurch, dass in den ersten Jahren überproportional viele Mitglieder aus den neuen Bundesländern in das Forum eintraten – eine Entwicklung, welche die Gründungsmitglieder

durchaus sehr erfreute, denn dadurch kam geballte historische und literarhistorische Kompetenz in die Gesellschaft, war doch der Vormärz eine Zeitlang ein Schwerpunkt der (literatur-)historischen Forschung in der DDR gewesen.

Die Entwicklung der Mitgliedszahlen verdeutlichte bald, dass das Forum Vormärz Forschung offensichtlich von vielen als Sammelort derer entdeckt wurde, die dieser Epoche eine ganz besondere Bedeutung zusprachen und ihr entsprechend große Aufmerksamkeit widmeten. Schon im September 1994 konnte das 100. Mitglied begrüßt werden. Ganz anders als viele sog. ‚Namengesellschaften‘ hielt es das FVF primär nicht mit der Traditionspflege, sondern war bestrebt, den Zeitraum des eigenen besonderen Interesses aus den unterschiedlichsten Perspektiven zu untersuchen und seine Aktualität herauszustreichen. Diesem Zweck dienen zum einen die Jahrbücher, die seit 1995 zuverlässig Jahr für Jahr zu einem jeweiligen Schwerpunktthema erscheinen (bisher 24), zum anderen die Schriftenreihe „Vormärz-Studien“, in der seit 1998 43 Sammelbände, Editionen und Monographien erschienen sind. 2014, im 20. Jahr nach Gründung des FVF, erschien dann der erste Band der neuen Reihe „Vormärz-Archiv“, in der bislang sieben Bände vorliegen.

Auch in Hinsicht der Zusammensetzung von Vorstand und wissenschaftlichem Beirat zeichnet sich das FVF durch ungewöhnlich große Kontinuität aus. Der erste, 1994 gewählte Vorstand blieb personell unverändert bis 2011 im Amt. Dem aktuellen Vorstand (März 2020) gehören immer noch zwei Mitglieder des Gründungsvorstands an; die inzwischen aus dem Vorstand Ausgeschiedenen gehören jetzt dem Wissenschaftlichen Beirat an oder sind zum Ehrenmitglied ernannt worden. Die Mitglieder, die dem FVF inzwischen nicht mehr angehören, sind entweder leider nicht mehr unter den Lebenden oder haben die Vereinigung aus Altersgründen verlassen. Bislang ist es gelungen, die Zahl der Mitglieder durch Eintritte junger Leute, die Themen ihrer Abschlussarbeiten oder Dissertationen aus dem Vormärzkontext wählen, einigermaßen stabil zu halten; sie liegt seit vielen Jahren knapp unter 200, was durchaus als Erfolg zu werten ist, denn die meisten Literaturgesellschaften leiden bekanntermaßen an Überalterung und Mitgliederschwund. Das trifft auf das FVF ebenso wenig zu wie die sonst häufig festzustellende ungleiche Geschlechterverteilung. Von den ca. 180 individuellen Mitgliedern des FVF sind ca. ein Drittel weiblich. Das ist – sieht man

von ausgesprochenen Dichterinnengesellschaften ab – ein ungewöhnlich hoher Anteil und deshalb bemerkenswert. Und auch der wichtige Aspekt der Internationalität darf als hinreichend repräsentiert gelten, kommen doch 43 Mitglieder des FVF (Personen und Institutionen) aus dem inner- (29) und außereuropäischen (14) Ausland. Von den Kontinenten ist nur Afrika nicht repräsentiert. Um das Forum für NachwuchsforscherInnen attraktiv zu machen und einer Überalterung entgegenzuwirken, hat das FVF 2002 das internationale „Junge Forum Vormärz Forschung“ initiiert, das seitdem zehn Mal ausgerichtet wurde; seit 2013 in Kooperation mit der Bergischen Universität in Wuppertal, wo es auch im Jubiläumsjahr 2020 stattfinden wird. Das FVF ist ohne ein geografisches Zentrum, das bei den Namensgesellschaften meist mit dem Geburts- oder Hauptwirkungsort der Autorin/der Autors identisch ist, der/dem sie sich widmen. Dass die Gesellschaft in Bielefeld gegründet wurde und seit nunmehr 25 Jahren dort ihre Geschäftsstelle hat, ist darauf zurückzuführen, dass viele der Gründungsmitglieder aus der Region Westfalen kamen. Die Geschäftsstelle befindet sich von Beginn in den Räumen des Bielefelder Aisthesis Verlags, in dem auch die Jahrbücher, die Vormärz-Studien und das Vormärz-Archiv erscheinen. (Der ehemalige Aisthesis-Verleger Michael Vogt war bis 2011 der 1. Vorsitzende des FVF, und auch sein Verlegerpartner und Verfasser diese kleinen Rückblicks, Detlev Kopp, gehört dem Vorstand seit der Gründung in verschiedenen Funktionen – derzeit als Geschäftsführer – an.) Der Ort, an dem die meisten FVF-Mitglieder leben, ist Berlin (15), gefolgt von Bielefeld (9) und Düsseldorf (7).

Gemäß der gegebenen Dezentralität fanden die Tagungen des FVF an ganz unterschiedlichen Orten statt, so in Weimar (1996: Vormärz und Klassik), Detmold (1997: Georg Weerth), Arnstadt (1998: Willibald Alexis), Paderborn (1998: Vormärz – Nachmärz) Düsseldorf (1999: Briefkultur im Vormärz), Berlin (2000: Gutzkow lesen!), Wiepersdorf (2001: Romantik und Vormärz), Düsseldorf (2004: Versepen), Detmold (2006: Satire), Wolfenbüttel (2007: Vormärz und Aufklärung), Düsseldorf (2007: Übersetzen im Vormärz), Exeter (2010: Gutzkow und seine Zeitgenossen), Detmold (2010: Ferdinand Freiligrath), Düsseldorf (2012: Literatur und Utopie), Detmold (2015: Innovation des Dramas im Vormärz: Grabbe und Büchner), Wuppertal (seit 2013: Junges Forum Vormärz Forschung). Für das Jahr 2021 ist eine Tagung zum Thema „Adel im Vormärz“ in Mersch/Luxemburg geplant. Viele dieser Tagungen wurden Kooperation mit einer anderen literarischen Gesellschaft geplant und durchgeführt. Partnergesellschaften waren bislang in alphabetischer Reihenfolge die Bettina-von-Arnim-Gesellschaft,

die Ernst-Bloch-Gesellschaft, die Grabbe-Gesellschaft und die Heinrich-Heine-Gesellschaft. In vielen Fällen halfen die finanzielle Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der ALG, die Tagungen und die Publikationen ihrer Ergebnisse zu ermöglichen. Dafür hat das FVF Dank zu sagen.

Das bislang ambitionierteste Buchprojekt des FVF ist fraglos das derzeit kurz vor der Drucklegung stehende „Vormärz-Handbuch“, das Norbert Otto Eke im Auftrag des FVF herausgibt. Mehr als 100 BeiträgerInnen aus den Disziplinen Geschichtswissenschaft, Philosophie, Pädagogik, Theologie, Literatur- Musik- und Kulturgeschichte wirken an dem über 1.000 Seiten starken Band mit, darunter etwa die Hälfte Mitglieder des FVF. Es darf als sicher gelten, dass dieser gewichtige Band über Jahre das Standardwerk der Vormärz-Forschung bleiben wird, mit dem sich das Forum Vormärz Forschung auf Dauer einen prominenten Platz in der Wissenschaftsgeschichte gesichert hat.

*Detlev Kopp*

Call for Papers für das FVF-Jahrbuch 2021:

## Vormärz, Nachmärz/Risorgimento, Postrisorgimento: Deutsch-italienische Perspektiven

Hg. Anne-Rose Meyer (Wuppertal)

Wie kein anderes Land ist Italien im deutschsprachigen Raum seit mehr als 600 Jahren Gegenstand einer nahezu unüberschaubaren Auseinandersetzung in Kunst, Kultur, Philosophie und Politik. Ein Schwerpunkt der Italienrezeption ist im 19. Jahrhundert zu erkennen. Allerdings stehen bis heute nicht Vor- und Nachmärz im Fokus, sondern etwa die Reiseeindrücke Goethes und beispielsweise Italienrezeptionen Eichendorffs, Tiecks und Wackenroders. Das geplante Jahrbuch zielt deswegen darauf, die Erforschung deutsch-italienischer Beziehungen mit Blick v. a. auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts fortzuführen und zu ergänzen. Ein besonderes Augenmerk soll dabei auf historisch-politischen Analysen zu Gemeinsamkeiten und Unterschieden von Vor- bzw. Nachmärz und Risorgimento bzw. Postrisorgimento liegen. In komparatistischer Perspektive sind gleichfalls deutsche und italienische Reaktionen auf die Restauration sowie auf die Niederschlagung von Revolten in Europa und den genannten Zeiträumen interessant. Auch die Frage, inwieweit ein Vergleich zwischen La Giovine Italia, der Partita d'Azione und den Carbonari mit dem Jungen Deutschland und anderen liberal orientierten deutschen Gruppierungen aufschlussreich für die historische Analyse sein kann, wäre zu diskutieren. In diesem Zusammenhang ist auch die Rezeption von Werk und Wirken Giuseppe Mazzinis und Giuseppe Garibaldi und anderer demokratisch-republikanisch gesinnter Intellektueller in den deutschen Ländern von Interesse. Und umgekehrt: Wie werden Vor- und Nachmärz in der italienischen Presse, Geschichtsschreibung, Literatur aufgenommen und dargestellt? Wer vermittelt zwischen den Ländern und welche Formen des Kulturtransfers (Übersetzungen, Korrespondenzen, Reiseberichte usw.) können ausgemacht werden?

Eine Grundlage für das Jahrbuch bilden die Arbeiten von Christina Ujma, v. a. ihre posthum erschienene Studie zu *Stadt, Kultur, Revolution. Italienansichten deutschsprachiger Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts* (2017), Untersuchungen Jens Petersens zum *deutschen politischen Italienbild in der*

*Zeit der nationalen Einigung* (1999), Robert Lukendas Buch zu *Die Erinnerungsorte des Risorgimento – Genese und Entfaltung patriotischer Symbolik im Zeitalter der italienischen Nationalstaatsbildung* (2012) sowie Aufsätze Heid Beutins und Marion Müllers etwa zu Malwida von Meysenbug als Kulturvermittlerin zwischen Italien und den deutschen Ländern.

Das geplante Jahrbuch dient vor diesem Hintergrund der Fortführung und Ergänzung einer interdisziplinären wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit deutsch-italienischen Beziehungen und soll dazu beitragen, wichtige übergeordnete Fragen zu präzisieren; beispielsweise nach wechselseitigen Einflüssen auf die Unabhängigkeitsbestrebungen in Italien und den deutschen Ländern, nach Wegen der Kultur- und Wissensvermittlung, transnational vergleichbaren Formen politischen Engagements und nach kulturreflexiven Ausdrucksformen, in denen Erfahrungen von Alterität und Identifikation gestaltet sind. Im Fokus sollen deswegen mit Blick auf den Vor- und den Nachmärz sowie auf den Risorgimento folgende Aspekte stehen:

- *Kulturtransfer und Wissensvermittlung in politischen Zirkeln, Vereinen, Geheimbünden sowie durch Zeitungen, Briefe und Reiseberichte*
- *Italien in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft, in Philosophie und Philologie des Vor- und Nachmärz*
- *Bilder des Risorgimento bzw. Postrisorgimento in deutschsprachiger Literatur und bildender Kunst sowie umgekehrt: Bilder der deutschen Länder im Vor- und Nachmärz in italienischer Literatur und bildender Kunst*

Willkommen sind Beiträge aus der Geschichtswissenschaft, Italianistik, Germanistik, Komparatistik, der Kunst- und Musikwissenschaft, Philosophie und den Sozialwissenschaften, gerne auch in interdisziplinärer Perspektive. Abgabeschluss für die Beiträge ist der 31.10.2021

Vorschläge mit einem kurzen Exposé (nicht länger als 500 Worte) bitte bis zum 31. Dezember 2020 an apl. Prof. Dr. phil. habil. Anne-Rose Meyer (Anne-Rose.Meyer@uni-wuppertal.de.)